

# HEILKUNDE



HILDEGARD VON BINGEN

DAS BUCH VON DEM GRUND UND  
WESEN UND DER HEILUNG DER  
KRANKHEITEN • OTTO MÜLLER VERLAG SALZBURG

HILDEGARD VON BINGEN

HEILKUNDE

*Causae et Curae*

Wie aufgeschlossen man heute dem Werk der großen „deutschen Prophetin“ begegnet, hat die begeisterte Aufnahme von „WISSE DIE WEGE“ (Scivias) bewiesen. Die naturwissenschaftlichen Schriften Hildegards von Bingen haben der Heiligen längst den Ruf einer ersten schriftstellerisch tätigen deutschen Ärztin und einer hervorragenden Kennerin zeitgenössischer Naturkunde eingebracht.

Und doch gilt es, gerade diese Schriften erst wirklich neu zu entdecken. Nicht nur der Mediziner wird dann in ihnen eine Fundgrube echten Heiltums und vertiefter Menschenkunde sehen, auch der Theologe, der Tiefenpsychologe, der anthropologisch sich orientierende Philosoph, der aufgeschlossene, gebildete Laie. Man wird überrascht sein, wie sehr hier die Elemente der abendländischen Bildungswelt in der Konzeption dieser Frau des 12. Jahrhunderts schon eine aufgeschlossene und überzeugende Gestalt gewannen, wie lebendig die Kontinuität all unseres Fragens nach dem Wesen des Menschen, dem Partner der Welt, geblieben ist und welcher neuer Anspruch aus solcher aktuellen Verbindlichkeit erwachsen kann.

Um allerdings dieses Hildegard-Bild von der Natur und vom Menschen voll würdigen zu können, muß es im Gesamtwerk gesehen werden: auf dem Hintergrund ihres einzigartig geschlossenen Welt-Bildes, das die theologischen und kosmologischen Visionen in ganz origineller Weise miteinbefaßt. Von dieser Perspek-

DM 57.20  
25 371.00





HILDEGARD VON BINGEN

## HEILKUNDE

DAS BUCH VON DEM GRUND  
UND WESEN UND DER HEILUNG  
DER KRANKHEITEN

NACH DEN QUELLEN  
ÜBERSETZT UND ERLÄUTERT VON

HEINRICH SCHIPPERGES

OTTO MÜLLER VERLAG, SALZBURG

Kosmos-Tafel aus dem Codex Latinum 1942, Blatt 9<sup>r</sup> der Bibliotheca governativa zu Lucca

*DIE SEHERIN ERKLÄRT DEN MENSCHEN ALS EIN KOMPENDIUM DES UNIVERSUMS,  
DAS UMSTRAHLT IST VON KOSMOSKRÄFTEN UND EINGEBUNDEN IN DAS IN DEN  
HÄNDEN DER GOTTHEIT RUHENDE WEIT-RAD*

© 1957 BY OTTO MÖLLER VERLAG, SALZBURG

Alle Rechte vorbehalten. Printed in Austria

3. Auflage, 5.—7. Tausend

IMPRIMATUR

Erzb. Ordinariat Salzburg, 7. Jänner 1957

Zahl 2887/56

2. verbesserte Auflage



Schutzumschlag- und Einbandgestaltung von akad. Maler Karl Weiser

DRUCK: WALDHEIM-EBERLE, WIEN

## VORWORT

Das theologische, kosmologische und naturkundliche Schrifttum der heiligen Hildegard von Bingen hat in den letzten Jahrzehnten eine überraschend offene Aufnahme gefunden. Das liegt einmal an der faszinierenden Originalität ihrer Visionsschriften, zum anderen aber auch an der so überaus konkreten Einstellung dieser mittelalterlichen Klosterfrau zu allen Lebensfragen des Alltags. Die Heilkunde nimmt im Gesamtwerk Hildegards eine besondere Stellung ein. Sie befaßt sich nicht nur mit dem aus der Antike überlieferten und von den Mönchsärzten sorgsam kultivierten Heilwissen, sondern auch mit breiten Bereichen einer eigenständigen Volksmedizin und darüber hinaus mit einer auffallend systematischen Gesundheitslehre und Krankenfürsorge.

Es war nicht zu erwarten, daß innerhalb eines knappen Jahrzehnts von einem solch altertümlichen, halb schon vergessenen Text drei Auflagen erscheinen konnten. Dies steht sicherlich im Zusammenhang mit einer sich bereits seit Jahrzehnten abzeichnenden Hildegard-Renaissance. Es liegt aber auch am Werk selber, das — als Abschluß einer jahrhundertalten „Mönchsmedizin“ und kurz vor dem Einbruch der neuen „arabischen Medizin“ — in seiner historischen Bedeutung nicht länger übersehen werden kann.

Die Gliederung der Hildegardischen Heilkunde hält sich einerseits an das scholastische Schema der Zeit, zeigt auf der anderen Seite aber auch die Großzügigkeit dieses mittelalterlichen Entwurfs der Medizin, die sich nicht nur auf die Natur, sondern auch auf die Gesellschaft und die Geschichte bezieht, das also berücksichtigt, was man heute unter einer ökologisch orientierten Heilkunde verstehen möchte. Die Beschreibung des gesunden und kranken Menschen wird eingeleitet mit einer symbolhaft verdichteten Schöpfungsgeschichte der Welt und Bildungsgeschichte des Menschen. Jedes steht in dieser Anthropologie mit jedem anderen in einem lebendigen Bezug und bildet ein geschlossenes ökologisches Verbundsystem. Es ist in erster Linie diese durchlaufende Betrachtung der kosmologischen und biologischen Rhythmen, die Betonung des Sexualverhaltens wie des Affekthaushaltes, das Herausstellen einer als Ganzes zu zivilisierenden Lebenswelt, was auch einen modernen Menschen noch an dieser mittelalterlichen Heilkunde in Bann zieht.

Die „Heilkunde“ der Hildegard von Bingen war lange Zeit hinter den theologischen Visionsschriften zurückgetreten und mußte — in Abgrenzung zur „Naturkunde“ — erst aus den Quellen erarbeitet werden. Hierzu stand nur eine einzige Handschrift zur Verfügung, ein Kopenhagener Kodex des 13. Jahrhunderts, der denn auch die Grundlage unserer Übersetzung und Bearbeitung gebildet hat. Inzwischen konnte die Deutsche Hildegard-Ausgabe,

die der Otto Müller Verlag/Salzburg betreut, mit insgesamt sieben stattlichen Bänden abgeschlossen werden, so daß nunmehr auch den zahlreichen Verweisen auf den „Liber Divinorum Operum“ (Welt und Mensch) und den „Liber Vitae Meritorum“ (Der Mensch in der Verantwortung) von der Quelle her nachgegangen werden kann.

Was die Heilkunde Hildegards nach mehr als sechshundert Jahren noch so anziehend und lebendig macht, ist einmal die elementare Weitsichtigkeit und Vielgliedrigkeit dieser Bilderwelt, es ist weiterhin die religiöse Durchstimmtheit und Verbundenheit, die dieses Schrifttum durchweht, es ist nicht zuletzt aber auch die so herzerfrischende persönliche Ansprache an den Menschen, der in Not ist und einer Hilfe bedarf. „Denn alles, was in der Satzung Gottes geordnet ist, gibt einander Antwort!“

Möge von diesem Anruf aus und unter solcher Verantwortung auch diesmal das Wort der heiligen Hildegard Gehör finden und dem Menschen in Not eine Antwort geben. Mit diesem Wunsch geben wir auch der dritten Auflage das Geleit.

Heidelberg, im Oktober 1974

Heinrich Schipperges

.O QUAM MIRABILIS EST PRAESCIENTIA DIVINI PECTORIS,  
QUAE PRAESCIVIT OMNEM CREATURAM:  
NAM CUM DEUS INSPEXIT FACIEM HOMINIS, QUEM FORMAVIT,  
OMNIA OPERA SUA IN EADEM FORMA INTEGRA ASPEXIT!  
O QUAM MIRABILIS EST INSPIRATIO,  
QUAE HOMINEM SIC SUSCITAVIT!“

Hildegardis Carmina V; Pitra 442

*„Wie herrlich erweist sich das Walten im Herzen der Gottheit,  
das jedwedes Wesen zum Heile ersonnen!  
Wahrhaftig, Gott, da Er sah in das Antlitz des Menschen,  
Sein ureigen Bildwerk,  
erblickte Sein Welt-Werk, ganz und gar,  
in dieser einen Gestalt!  
O wie voll Wunder ist der lebendige Hauch,  
der so hoch hat den Menschen erhoben!“*

## EINFÜHRUNG

**I**M NATURKUNDLICHEN SCHRIFTTUM der heiligen Hildegard von Bingen liegt uns in seltener Geschlossenheit und staunenswerter Originalität eine frühmittelalterliche Ansicht vom gesunden und kranken Menschen vor. Hildegards Krankheitsauffassung wurzelt in der Welt des jungen Abendlandes, ihre Gesundheitslehre quillt aus der Kraft des christlichen Glaubens. Aus diesen Wurzeln und Quellen soll ihre Heilkunde anschaulich gemacht werden. Sie kann nicht vom Weltbild getrennt werden, so wenig sie von ihrer Zeit abzulösen ist. Bei allem zeitlichen Verhaftetsein in der Welt aber wird der Mensch vom Absoluten her gesehen und bei aller sinnlichen Leibhaftigkeit immerfort ins Ganze geschaut, in Bildern von umfassender Eindringlichkeit, die durchaus einem wissenschaftlichen Universalismus moderner Prägung standzuhalten vermögen.

Unsere Wissenschaft soll indes für die Auffassung und Bewertung jener Weltanschauung keinen Maßstab bilden. Es wird nicht gezeigt, was „auch schon“ bekannt war und was wir „viel besser“ wissen. Es bleibt alles stehen im eigenen Bereich und soll uns gerade daraus zur Aufmerksamkeit anhalten. Nur so — indem uns bei der Untersuchung jener anderen Welt und der Vertiefung in einen fremden Stoff, oft in wirklich bedenklicher Weise, zu bedenken gegeben wird, was einmal da war und was wir nun haben —, nur so finden wir einen Wertmesser auch für die eigene Krisis und kommen auf die aktuelle Bedeutung dieser zwar weithin überschichteten, aber dennoch weiterwirkenden Welt des Mittelalters.

Viele Wege führen in diese Welt. Die historisch-genetische Forschung etwa sucht die Stellung einer mittelalterlichen Handschrift aus den fördernden und hemmenden Kräften der Entwicklung wie auch aus den Quellen der Vorzeit und Umwelt zu erklären. Wir werden finden, daß bei der eigenartigen Stellung Hildegards diese Methode allein dem Thema nicht vollends gerecht werden kann. Die dialektisch-kommentierende Methode zergliedert die einzelnen Bestandteile, um sie auf dem Weg eines Tausches oder Vergleiches dem Verständnis näher zu bringen; darüber hinaus zeigt sie die Perspektive auf, unter der das Ganze in den Blick kommt. Dieses Verfahren ist auch für uns unerläßlich. Als weitere Methode bietet sich der Vergleich jenes zeitgebundenen Weltbildes mit dem unseren dar. Wenn auch eine vergleichende Wertung immer schon unausgesprochen durch die Anteilnahme am Stoff mitgegeben ist, so kann sie doch in diesem Fall nicht das tragende Thema bilden; hiezu wäre nicht nur die Sammlung des Materials notwendig, eine Voraussetzung, die bisher noch nicht geleistet wurde, sondern mit der Durcharbeitung auch eine prinzipielle Bewertung der so vielseitigen, mehrschichtigen und fremdartigen Phänomene.



Das heutige wissenschaftliche Denken lebt wesentlich aus der freiwilligen Einschränkung, es respektiert seine Grenzen; darin kommt es — rein unter dem methodischen Aspekt — zum Thema, zur Analyse, zu Resultaten und zu einem Fortschritt. Eine derartige Methode, der sich auch approximativ unsere naturwissenschaftliche Medizin bedienen möchte, dürfen wir im mittelalterlichen Denken nicht erwarten: Hier vereinigen sich eng Naturgeschichte und Theologie, Kosmos und Einzelmensch, Seele und Gott. Darüber hinaus steht gerade Hildegard von Bingen noch in der vorbegrifflichen, bildhaften Weltanschauung, deutlich abgegrenzt gegen die naturphilosophischen Tendenzen ihrer Zeitgenossen und noch vor den systematisierenden Summen der Scholastik. Alles bleibt bei ihr in werdenden, schwebenden Gebilden, die großartig entworfen und bei aller Rationalisierung gesättigt sind mit warmem und herzhaftem Leben. Um hiezu eine Brücke zu schlagen, hat man versucht, Hildegards Naturansicht aus ihrer organischen Matrix herauszuheben und die einzelnen, künstlich getrennten Elemente darzustellen. Wir versuchen umgekehrt, den Stoff gerade in seinem Quellgrund zu lassen, und vertrauen uns dabei Hildegards geistlicher Weltsicht an.

Jede Aufnahme eines alten Stoffes ist eine Herausnahme und der Versuch einer Über-Setzung. Eine solche Übersetzung wird uns nicht entgegenkommen; ihr Inhalt ist zu suchen, wo und wie er sich offenkundig gemacht hat. Der Stoff selbst will uns ansprechen. Es ist nichts damit getan, in allgemeinen Wendungen den Geist des Abendlandes zu beschwören. Wir können nur im Detail entdecken und müssen die Quellen ausgraben. Es gilt nicht, Zeitströme zu klassifizieren, sondern den einzelnen Tropfen zu kosten, an der klaren Quelle das Urteil zu bilden und das anzunehmen, was sie zu bieten hat. An unserer Auseinandersetzung und unserem Einsatz, an der Art und Weise, wie *wir* uns umstellen und einstellen, wie wir damit umgehen und was wir uns daraus aneignen, liegt es, wie weit wir verstehen werden und Entgegenkommen finden. Damit sei beides gegeben, was ein Vorwort anzukündigen pflegt: die Warnung, aber auch die Werbung!

In diesen Schriften lesen, heißt nämlich: sich einem fremdartigen Anspruch stellen und aussetzen, stille darunter werden, einhalten, bemerken, nachgehen, besinnen, und dies wortwörtlich mit allen Sinnen. Die vorgestellten Bilder in ihrer Lebhaftigkeit wollen voll ins Gesichtsfeld eintreten, anschaulich wahrgenommen und einleuchtend gemacht werden. Die Worte wollen aufgenommen und mit aller vernünftigen Fähigkeit gehört sein. Wir sollen Geschmack bekommen für ihre Wirklichkeit und eine Witterung für ihre Eigentümlichkeit. Wir sollen schließlich begreifen — mit den Händen greifen —, was uns angeührt hat. Deshalb sind bei Hildegard von Bingen die Sinne Fenster der Seele, Quelle aller Orientierung, Maßstab für den Aktionsradius, Plattform des Handelns, Feld jeglichen Kontakts und in allem die Dolmetscher der elementaren Lebenskräfte der Welt aus Feuer, Wasser, Luft und Erde. Die Wucht

dieses Anspruches darf nicht erleichtert werden. Der Mensch hat nur *sein* Gesichtsfeld und seinen Horizont: darin soll er sich — wie Hildegard sagt — „vertiefen mit männlicher Kraft“; mit aller Anstrengung soll er sich vergraben, um alles zu verarbeiten und auszukosten. Bei der allumspannenden Weite dieses seines Forschens stößt er von selber an seine Grenzmarken und auf seinen Rätselgrund.

Denn der Mensch wird von Hildegard immer real und nüchtern gesehen: er ist der Mensch in seiner recht konkreten Not, aber auch ein Wesen, das sich selber sehr geheimnisvoll bleibt. Dieses fragwürdige Wesen ist es, das im Mittelpunkt ihres Weltbildes steht. Bei allen sachlichen Aussagen über die Welt erscheint dieses eminent anthropologische Interesse an ihr, weil es immer nur der persönliche Mensch ist, der da fragt und antwortet und sich verantwortlich weiß. Hildegard sagt nicht, *was* der Mensch ist, sie fragt ihn nur, *wer* er ist — auf Grund seiner „constitutio“ —, *wo* er jetzt zu suchen ist — in der Situation seiner „destitutio“ — und *wie* er heil wird zu seiner schon wirksam gewordenen und einmal endgültigen „restitutio ad integritatem“.

Diese Fragestellung ist durchaus phänomenadäquat und bildet ihre problemadäquate Methode aus: sie verhält sich zum Gegenstand wie zu einem Partner. Im Hinhören auf das Ausgesagte, im Verstehen des Vorgestellten, in der Anteilnahme an allen Mitteilungen, in der Anschauung der Bilder fließt die Methode immer neu aus der Quelle. Dies ist im Grund der Modus der Visionen der heiligen Hildegard; es ist auch die Stilform ihres Lebens und damit die Grundstruktur ihrer geistigen Erscheinung. Indem der Stoff sich somit immer wieder selber seine Methode vorschreibt, sichert sich das Thema aus der Sache, sichert sich, korrigiert sich und befruchtet sich ständig: Verstehen ist dialogisches Verhalten. Denn in diesem Weltbild spricht alles zu allem. Jedes steht im Bezug zum Ganzen. Alles kommt aus Gott und geht zu Gott. Verwandt aller Kreatur — durch das Leben in Feuer, Luft, Wasser, Erde —, ist der Mensch Gott verantwortlich.

Damit wird die Anteilnahme an diesem Thema — über alle bloß philologische oder medizinhistorische Interessiertheit hinaus — selbst wieder dialogische Stellungnahme und somit Bekenntnis. Wird doch das Bild vom Menschen erst gültig, wo es der Mensch selber aus seiner Einbildung verwirklicht! Immer ist neu — sagte Bernhard von Clairvaux —, was immer die Geister erneuert. Hier und nirgendwo anders liegt die Aktualität für unsere auch in der Heilkunst so bilderbleiche und bildersüchtige Zeit, die nach neuer weltweit verdichteter Symbolik verlangt.

## HILDEGARDS GEISTIGE ERSCHEINUNG

Im historischen Fadenkreuz nimmt Hildegard von Bingen (1098 bis 1179) einen eigenartigen Platz ein: die Ebene jenes gewaltigen 12. Jahrhunderts — das Säkulum eines Bernhard von Clairvaux und Johannes von Salisbury, eines Gerhard von Cremona und Wilhelm von Conches, eines Bernhard von Chartres und Hugo von Sankt Viktor, eines Abälard; diese Ebene wird senkrecht geschnitten durch die Entwicklung der Frühscholastik, in der die Strömungen aus Boethius und Cassiodorus, aus Isidor von Sevilla und Hrabanus Maurus, aus Anselm von Canterbury noch weiterwirken und in der aller Reichtum der Patristik bald seine Früchte finden sollte. Von all diesem ist Hildegards Weltbild mitgeformt, aber an keiner Stelle sind sichere Einflüsse und direkte Abhängigkeiten nachzuweisen; diese sollen deswegen nur gelegentlich als Möglichkeit kritisch behandelt werden.

Fassen wir die Geschichte der Heilkunde ins Auge, so begegnen wir einer nicht minder dramatischen Entwicklung: die Schule von Salerno steht zu Beginn dieses Jahrhunderts in hoher Blüte, in seiner Mitte baut die Schule von Chartres systematisch eine universelle Naturphilosophie auf, die sie dann gegen Ende dieses Jahrhunderts an Paris und Oxford weitergibt; über die Schulen von Toledo fließt ständig neues Rezeptionsmaterial des Arabismus ein und ergreift die wachen Geister des frühen Abendlandes. Von allem ist Hildegard unberührt geblieben.

Dem entspricht es auch, daß man der „rheinischen Sibylle vom Rupertsberg“ und „ersten schriftstellenden deutschen Ärztin“ weder in der Universalgeschichte noch in einer Geschichte der Weltanschauung, der Kultur, der Mystik, der Medizin einen entsprechenden Platz hat einräumen können. Hinzu kommt, daß erst in neuerer Zeit Hildegards Schrifttum quellenkritisch erforscht wurde, so daß — in diesen Stadien des Entdeckens — ein historisches Urteil noch nicht erwartet werden darf.

Warum aber greifen wir mit dieser geschichtlichen Besinnung auf Hildegard zurück, um aus der so reichen Tradition unseres Abendlandes ein gültiges Menschenbild zu zeigen?

Inzwischen haben ja Albertus Magnus und Thomas von Aquin die großen kritischen Summen des Mittelalters gezogen; Paracelsus hat die erstarrte Heilkunst aufgebrochen und Cartesius eine neue Bewußtseinslehre deklariert. Pascal und Leibniz könnten uns mit ihrem intensiven Streben und universalen Denken so viel näherstehen. Kierkegaards methodischer Existentialismus und

## HILDEGARDS GEISTIGE ERSCHEINUNG

Nietzsches entlarvende Psychologie mit ihrer Schulung des Verdachts haben uns umgewühlt. Die modernen Strömungen endlich wollen gerade die Anthropologie als ihr zentrales, die spezialisierenden Wissenschaften übergreifendes Thema wiederaufnehmen. Warum dazu noch diese unbekannte, fremdartige, mystische Abrissin des 12. Jahrhunderts?

Weder Mystik und Scholastik noch der Existentialismus faszinieren uns an dieser Frau, deren geistige Erscheinung wir für unvergleichlich halten. Sie kann in keiner Weise mittelalterlichen Mystikern zu Seite gestellt werden, weder Elisabeth von Schönau und Mechthild von Magdeburg noch Eckehart, Tauler und Suso noch gar dem späteren Jakob Böhme; sie hat nichts gemein mit den plattnaiven Weltauslegungen ihrer Zeitgenossin Herrad von Landsberg, der elsässischen Äbtissin vom Odilienberg; man sollte sie nicht länger mit den antikisierenden Tendenzen eines Bernardus Silvestris vergleichen und nicht mit der rein enzyklopädischen Manier eines Honorius von Autun. Andererseits hat sie weder die Sicherheit noch das Format eines Vinzenz von Beauvais oder eines Bonaventura. Im Fachgebiet der Heilkunde kennt sie weder den Konstantin von Afrika, jenen zweiten Hippokrates vom Monte Cassino, noch den Avicenna, dessen Kanon die medizinische Bibel für Jahrhunderte wurde.

Alle Vergleiche fordern heraus, mehr die Unterschiede als die Verwandtschaft zu betonen. Dabei ist es keineswegs so, als fände man die traditionellen Stoffe oder scholastischen Begriffselemente nicht wieder, aber sie stehen nicht da in ihrer begrifflichen Prägnanz, ihrer dogmatischen Verfügbarkeit oder in einer systematischen Geschlossenheit. Dieses Weltbild ist nicht denkerisch konstruiert wie bei Albertus, nicht kritisch synthetisiert wie bei Thomas, auch nicht dichterisch gerundet wie bei Dante, obwohl sich von allem Vorformungen darin finden. Es ist eher gebildet aus einem langsam reifenden Leben, erwachsen aus der Erkenntnisquelle reiner Empfänglichkeit und einem daraus entspringenden prophetischen Habitus.

Diese unmittelbare, ursprüngliche Bild-Welt ist es, was uns am Welt-Bild der heiligen Hildegard von Bingen so in Anspruch nimmt, daß wir gerne darauf verzichten, aus dem Mosaik eines bunten Zeitgemäldes ihre Gestalt zu entwerfen und lieber gleich das Wort dieser Frau geben, damit sie uns den Zugang zu dieser Welt von Bildern öffne, denen man nur im lebendigen Nachvollzuge folgen kann.

Es gilt, aus der ganzheitlichen Weltanschauung auch Hildegards „Heilkunde“ zu verfolgen, im Netz der die Wirklichkeit einfangenden Bilder und bis auf deren Wurzel, bis auf den Kern ihrer Fruchtbarkeit, um herauszubekommen, was gemeint war und was lebendig blieb. Dabei kann die Einführung nur den Hauptzug darlegen, den die Darstellung in die Tiefe führen soll. Das Phänomen selber muß sprechen — und dann gedeutet werden. Ohne die Deutung

bliebe die Übersetzung eines so spröden Stoffes starr und steril, nichts als eine Gelegenheit, das medizinhistorische Raritätenkabinett um eine Kopie mehr zu bereichern.

Woher nimmt Hildegard die Bilder, woher ihre Bildung? Wir wissen es nicht. Gewiß haben eine reiche Begabung und günstige Entwicklung sich in ihr zu einer Persönlichkeit ausgereift, in der sich sublime Naturempfindung mit bäuerlicher Gebundenheit, benediktinische Diskretion mit aristokratischem Distanzierungsvermögen, kindliche Frömmigkeit mit selbstbewußter Mission vereinigen. Aber Anlage und Umwelt erklären nicht das Wesen dieser Bildung, die — sehr geheimnisvoll — aus der Empfänglichkeit ihrer schöpferischen Vernunft quillt. Ja, diese Empfänglichkeit erscheint als die einzige, die totale Erkenntnisquelle, aus der die Scherin diese erstaunliche Fruchtbarkeit nimmt, ihre originelle Kraft, das immer neue zeugerische Moment, die Elastizität ihrer plastischen Phantasie, die mit allen Teilen der Schöpfung harmoniert, dabei diese so genaue und immer wieder exakt entsprechende Anpassungsfähigkeit an die realen Phänomene. Es ist — mit einem Wort — etwas vom Mysterium des Schöpferischen selber, das uns hier als Weltbild begegnet.

Hildegard selbst drückt das Wesen ihrer visionären Produktivität viel einfältiger aus, wenn sie — die sich immer nur einen einfältigen Menschen genannt hat — sagt: „Wo im Menschen die Frage nicht ist, da ist auch nicht die Antwort des Heiligen Geistes.“ Hildegard kann fragen, und sie muß immer hören, da alle Schöpfung nur Ausdruck des schöpferischen Geheimnisses ist. Und wie sollte der Mensch auch, der so wesentlich schöpferisch ist, außerhalb der Schöpfung verstanden oder auch nur gesucht werden können? Verhält sich nicht auch alles Fragen und Erkennen und Verstehen selber wiederum schöpferisch, eben weil es vernünftig ist? Sehen und Hören, Bild und Wort, Licht und Stimme sind für die Scherin nur die eine, gleiche Anregung zur *rationalitas* — zur Haltung eines fragenden Vernehmens.

Das Geheimnis des Schöpferischen — das so wesentlich für Hildegards geistige Erscheinung ist — ist das Ergebnis eines Zuhörens und eines Gehorsams, einer Verantwortlichkeit, die nicht theoretisch bleibt, sondern immerfort produktiv handeln und dichterisch gestalten muß. Vernunft ist ihr die lebendige Antwort auf Gottes Wort. Die absolute Hingabe in diesem Hinhorchen macht den leidenschaftlichen Zustand dieser Persönlichkeit aus, sie erklärt ihre enthusiastische Versenkung auf Gottes omnivalenten Anspruch. Hildegards Persönlichkeit ist reiner Anspruch; nur aus dieser allseitigen Beanspruchung heraus wird sie durchtönend und versteht sich als Organ einer prophetischen Mitteilung. Wie alle Schöpfung von Gottes Wort zeugt, Seine Stimme und Melodie ist, Sein Bild und Spiegel — wie alles Gottes Spur und Gottes Wunder ist, so ist auch der Mensch eingestellt auf Auffassen, Zuhören und Be-

denken, auf Begreifen und Umarmen, um darin vernünftig die begreifbare Welt ans Herz zu schließen. Nur so versteht man den Befehl, unter dem die Visionärin steht und den sie weitergibt: „Mit deiner Umarmung sollst du Mich hören!“

Kuß und Umarmung sind nur ein Bild — „*amplexus*“ und „*osculum amplexionis*“ —, aber welch leibhaftiges Bild für ein totales Geschehen! Nach dem Vorbild der leiblichen Umarmung kann nie der Teil gemeint sein, sondern nur das Ganze: Der Mann umarmt die Frau, Gott den Menschen, die Vernunft ebenso ganz und gar das Wort, in ganzer Umarmung durch volle Hingabe.

Unter dem leiblichen Bilde wird eine geistliche Forderung, eine Herausforderung verstanden. Immer wieder heißt es bei Hildegard: „Wer scharfe Ohren hat, mit innerem Sinne zu hören, der lechze in der brennenden Liebe zu Meinem Licht nach diesen Meinen Worten und schreibe sie im Wissen seiner Seele nieder.“ — „Wer mit wachen Augen sieht, und wer mit scharfen Ohren hört, der verleihe Meinen geheimnisvollen Worten, die aus Mir, dem Lebendigen, herausstrahlen, das Siegel seiner Übereinstimmung.“ — „Jeder Mensch, der Gott fürchtet und liebt, öffne diesen Worten die Ergebenheit seines Herzens, denn sie sind nicht aus Menschenmund, sondern durch Mich selber, der Ich bin, geoffenbart, daß sie den Menschen zum Heil gereichen, sowohl des Leibes als auch der Seele.“

Der prophetische Anspruch und die Souveränität solcher Aussagen entstammen ihrem eigenen zentralen Erlebnis, da Hildegard in ihrem 43. Lebensjahre das innere Licht schaute und hörte: „Sage und schreibe, was du siehst und hörst... Weil du aber vor dem Sprechen Angst hast, im Darlegen einfältig bist und nicht gelernt hast, zu formulieren, so sprich und schreibe nicht, wie es Menschenmund tut, nicht, wie es menschliche Erfindung und Einsicht machen, und nicht in freigewollter Komposition, sondern ganz so, wie du es von oben her in himmlischen Wundern schaust und hörst.“ Der totale Anspruch ihrer Verkündigung entspricht dem leidenschaftlichen Eindruck der Offenbarung: zwischen beiden steht die Seherin im Dialog und bleibt zeitlebens darin im Gespräch. Ihr Lebens- und Werkstil ist Gespräch.

Auch „Heilkunde“ ist für Hildegard von Bingen ein fortwährendes Gespräch; steht doch gerade der kranke Mensch vermehrt unter einem Anspruch, ist er doch in einer besonderen Weise ausgesetzt und preiswürdig, gezeichnet und fragwürdig geworden.

Wie sich der kranke Mensch dem absoluten Anspruch zu stellen hat, hat Hildegard durch ihr Leben dargestellt und durch ihre Lehre nur noch dokumentiert. Klug und nüchtern auf die leidhafte Fragilität ihrer Existenz eingestellt, hat die Heilige es in einem dauernden Umbrechen ihres eigenen Selbst

und in lebenslänglicher Losschälung von der Welt verstanden, die Frage des kranken Menschen nach dem Sinn des Leidens zu beantworten. Für sie war Krankheit die Kernprobe der Lebensprüfung, damit aber nur eine Verschiebung und Vergrößerung der realen Situation des Menschen, der, gedrückt unter der Mißhandlung elementarer Gewalten, gehalten aber von Gottes Vaterhand, gerade in seiner Krankheit ein Mensch der Hoffnung bleibt und der Erlösung bedürftig ist.

Hildegards Leidensgeschichte ist im Rahmen ihrer Lebensbeschreibungen oftmals, wenn auch nie befriedigend behandelt worden. So reizvoll eine pathographische Deutung im Rahmen einer „Heilkunde“ wäre, so viel gerade die kranke Heilige dem kranken Menschen zu sagen vermöchte: wir trauen uns beim jetzigen Stand der Forschung eine Deutung noch nicht zu und müssen uns mit einigen Selbstbekenntnissen und Erfahrungen der menschlichen Unzulänglichkeit, die Hildegard gibt, begnügen.

Den großen und kleinen Perioden der Lebensrhythmik besonders stark unterworfen, erfährt sie zeitlebens schwere Krankheiten: „... so daß meine Adern mit dem Blute, mein Gebein mit dem Marke verdorrten und meine Eingeweide in mir zerrissen wurden, mein ganzer Körper aber so erschlaffte, wie das Gras im Winter seine Farbe verliert. Ich nahm wahr, wie die bösen Geister darüber lachten und unter Hohngelächter sprachen: ‚Pah, die wird sterben, und ihre Freunde werden weinen.‘ Ich aber sah, daß der Hinweggang meiner Seele noch nicht bevorstand...“

Charakteristisch an ihrem Leiden war, daß sich die körperlichen Schmerzen vermehrten, sobald sie sich einer Verantwortung entziehen wollte, daß sie sich besserten, wenn sie in innerem Einklang mit ihrer Aufgabe stand. „So war es ja auch dem Jonas ergangen, der da Trübsal empfand, bis er sich zum Gehorsam bequeme.“

Ihre Genesung erlebte sie nicht nur als leibliche Erbauung, sondern auch als eine seelische Rehabilitation, „so wie Gewässer zurückfließen, die durch stürmische Winde zu einer Überschwemmung aufgeregt waren; auch erlangte ich meine Kräfte wieder, dem Reisenden vergleichbar, der nach seiner Rückkehr in die Heimat seine Besitzungen wieder übernimmt. Das Blut ward in meinen Adern, das Mark in meinen Knochen wiederhergestellt, als wäre ich vom Tode wieder auferweckt worden. Ich aber schwieg in Geduld, ich schwieg in Sanftmut, und wie eine Kreißende nach dem Geburtswerk, so redete ich nach dem Schmerze.“

Bei aller leidhaften Erfahrung ist Hildegard niemals wehleidig geworden und einem Subjektivismus verfallen. Weil sie so sachlich aus inneren und äußeren Erfahrungen schöpft, weil sie bekennen kann: „Ich weiß ganz gut, daß ich ein Mensch bin“, kann sie auch ganz konkret von der Unordnung des Menschen künden und ihre eigene Ungesicherheit preisgeben: „Der allmächtige Gott möge gnädig das arme Weib mit dem Ole seines Erbarmens

salben; denn ohne alle Sicherheit lebt sie dahin, und die Wissenschaft besitzt sie nicht. Vom Tage ihrer Geburt an ist sie in ein Netz von schmerzhaften Krankheiten verstrickt, so daß sie in allen Adern, im Marke und in ihrem Fleische von ständigen Schmerzen gequält wird. Dennoch gefiel es Gott nicht, sie aufzulösen, weil sie durch die Höhle der vernünftigen Seele mancherlei Geheimnisse Gottes geistig schaut... Aber der Geist Gottes erweckt sie durch die Macht Seiner Güte zuweilen von dieser Schwachheit, wie erfrischender Tau dem Tode entreißt, so daß sie als die Dienerin der Einhauchung des Heiligen Geistes in dieser Welt zu leben vermag.“

In einem Brief an den Mönch Wibert von Gembloux gibt sie das erschütternde Bekenntnis ihrer eigenen Ungesicherheit und Beunruhigung kund: „Wie sollte es auch sein, wenn ich armseliges Gebilde mich selbst erkennen müßte! Gott aber schafft zur Ehre Seines Namens, wie Er will und nicht für den irdischen Menschen. Immer ist eine zitternde Furcht in mir, weil ich keine Sicherheit irgend eines Vermögens in meinem Inneren spüre; aber ich strecke meine Hand aus zu Gott, wie eine Feder, die bar aller Schwere im Winde fliegt, damit ich von Ihm gehalten werde.“

Hildegard erlebt diese Unruhe in ihren verschiedenen Schichtungen und erklärt sie aus den verschiedenartigen Tiefen. Der Kern aller menschlichen Sorge und Anfechtung liegt in der Desintegration durch Adams Fall; seither ist der Mensch „immer instabil und kann sich in keiner Lage lange halten“. Andauernd fallen Ungeduld und Überdruß, Wankelmut und Zweifelsucht über ihn herein. Auch der gläubige Mensch kann sich nicht vom Selbstbetrüge freisprechen; auch er weiß, „daß der Mensch die Ruhe nicht haben kann, die er doch immer ersehnt“. So lebt er unter der Verheißung des Friedens sein Leben der Sorge und der Last, „und dieses irdische Schwergewicht ist von einer solchen Last, daß es dem Menschen unmöglich wäre, es fortzuwerfen oder aufzuheben, wenn Gottes Hilfe nicht bestünde“.

Bei ihrer außerordentlichen Empfindsamkeit und Leidensfähigkeit ist in Hildegards Haltung nichts Verstiegene, Rührselige und Verkramptes, nichts „Krankhaftes“, da alles nüchtern und konkret genommen wird. „In allem legt sie eine gesunde Lehre an den Tag“, wie ihr zeitgenössischer Biograph so richtig bemerkt hatte! Aber gerade deshalb mündet ihr konsequenter Realismus in die Mystik, aus der er auch gründet, jener Mystik, die, als innigste Vereinigung des Menschen mit Gott, unseres Daseins Grund und Ziel ist. Dies zu ergründen und zu realisieren, mit aller Leidenschaft zum Ganzen, das ist ja das Wesen von Hildegards mystischer Weltanschauung.

Wenn irgendwo das schöne Wort von der Einheit zwischen Leben und Lehre, Werk und Persönlichkeit verwirklicht ist, dann bei dieser ungewöhnlichen Frau, die sich selber nur eine armselige Gestalt, einen einfältigen Menschen zu nennen pflegte und die uns auch das Wesen und Schicksal des einfachen Menschen, des Menschen schlechthin vermitteln kann. Dem Licht von

oben geöffnet, ging sie, wenn auch unter dessen Druck und Schatten, durch das Leben. Bei allem Selbstbewußtsein und aller Bestimmtheit ihrer Aussagen sah sie doch niemals auf sich selber, sondern nur auf jenes Licht — auf Gott —, zu Dem sie sich, „ein ungelehrter Mensch und eine kränkliche Frau“, zeit- lebens unter Schmerzen hin verwirklichte und bildete.

Hildegards Worte sind Bilder, die nichts erklären wollen, sondern nur entdecken und entwickeln helfen. Diese Bilder offenbaren immer neue Lichtungen des Daseins. Aus ihrer Strahlkraft und den lichten Bezügen der Abbilder wachsen unserer tätigen Einbildungskraft immer neue Einleuchtungen zu.

Jedes einzelne Bild kreist um ein Zentrum und meint stets das Ganze. Ob Hildegard vom „Leben“ oder vom „Licht“ ausgeht, ob sie ein Gestirn oder ein Körperorgan zeigt, ob sie den Leitfaden des Leibes oder die Orientierungstafel kosmischer Landschaften benutzt, um etwas ganz anderes dahinter auszudrücken, immerfort führt sie uns wie auf einer Spirale an das Letzte, Höchste, Einzige.

Jedes Bild behält neben dieser universalen Tendenz auch seine traditionelle Struktur. Wir finden das „Feuer“ der Psalmen, den „Limus“ der Genesis, das „Phlegma“ der antiken Säftelehre ebenso wieder wie Bruchstücke stoischer Elementenlehre, neuplatonischer Astronomie, galenischer Temperamente — und doch alles nur ein Stück weit, weil jeder dieser bildhaften Begriffe dann wieder hinter einer höheren Wendung dieser Spirale verschwimmt.

Die Bilder bleiben so durchaus originell; je mehr Verwandtschaft man wahrnimmt, um so mehr imponiert das Eigenartige. Das ist das Erregende an dieser Bild-Welt, daß ihre Symbole alles das zeigen, um es wieder zu entziehen, und daß sie dann selber mit den Dingen umgehen und nicht mehr aufhören, uns dabei zu unterhalten. Ohne eine besondere Figur des Verstehens kann man der Bedeutungsfülle dieser symbolhaften Aussagen nur schwer gerecht werden. Als ein Deutbild für die Aufschlüsselung dieser Symbole dient uns die Spirale.

Hildegards Denken — wie auch ihr Leben mit seiner stetig wachsenden Beanspruchung und Auseinandersetzung — vollzog sich gleichsam wie auf einer Spirale: mit ihrem Ausschwingen, ihrem stets gehobeneren Niveau, ihrer ständigen Wiederholung und Steigerung, ihrer Spannung und Aufwärtstendierung.

Die Spirale hat Breite, Tiefe, Höhe, damit aber eine Grundkapazität, die durch den Duktus der inneren Führung Richtung und Aufschwung bekommt und die so ihren charakteristischen Rhythmus bildet.

Statisch gesehen, finden wir sich überlagernde Räume, abmeßbare Intervalle, Punkte gesteigerter Wiederkehr; dynamisch betrachtet, haben wir Zentrum und Peripherie, Rotationen um Achsen, wachsendes Kreisen und innere

Melodie; im ganzen angeschaut, bleibt sie ein Bild, das sich auflöst, sobald es ausgedient hat.

Mit diesem Schlüssel gehen wir der verwickelten Führung der Bilder nach, tasten uns im Inneren der Spirale zurecht, sehen uns immer wieder neu ansetzen und auf je gehobenerem Niveau neu artikulieren und definieren, um so zu einer fortwirkenden Profilierung und Deutlichkeit zu kommen. Solch ein Bild hilft nur die Aspekte nuancieren und die Perspektive legen, um die Tiefenstruktur und die Bedeutungsmächtigkeit auszuloten; Bilder sind nur Wegweiser, Gelenke einer durchgehenden Gliederung, die lebendig und verständlich angeschaut werden sollen. „So schaue denn, o Mensch, in dich hinein“, sagt Hildegard im „Scivias“, „Gott hat dir den besten Schatz gegeben, einen lebendigen Schatz, deinen Verstand.“

Aber in welcher Sprache erscheint dies nun in jener bildersatten Welt! Einer Sprache übrigens, die nicht virtuos gehandhabt wird, die überhaupt nur primitives Handwerkszeug ist gegenüber der Fülle der Schauungen. Hildegards Latein ist kunstlos und ungekünstelt, ohne jeden formalen Effekt. Die Sprache hat nur technische Bedeutung; sie vermittelt den passenden Ausdruck, indem sie nach einer plastischen Entsprechung sucht. Daher die Vielfalt der Bilder. Obwohl ihr Satzbau Perioden bildet, Triaden liebt, neue Bildungen sucht, bleibt doch alles in einem einfach verdichteten Stil, konkret und diskret. Phasen trockenen Dahinschleichens wechseln ab mit sprunghaftem Tasten nach Haltepunkten, Vergleichsreihen voll poetischen Schwungs mit einem pedantischen Abblättern von Bildern, die gleichwohl nicht welken wollen. Alles ist notwendig komplex, aber nie kompliziert, alles voll Anteilnahme, aber ohne Pathos. Jede Figur meint sich selbst und noch etwas daneben; darüber. Jedes Ding teilt sein Fluidum mit. Man kann überall einsteigen und wird an jeder Stelle über das Ganze informiert. Wer in dieses fließende Kreisen eingreifen, abgrenzen, definieren wollte, der müßte gleichzeitig ausholen, weiterweisen, umfassender einbeziehen können. Hildegard sieht ein Ding und wird ange-regt. Sie geht ihm nach, bis es seine Sinnfülle hergibt. Dann versucht sie sich mitzuteilen. Das ist philosophisch gedacht und dichterisch gehandelt.

Ein Beispiel: Feuer auf dem Herd und ein Topf darüber: gekochte Früchte in siedendem Wasser und der entweichende Dampf! Was dabei zu sehen ist, wird exemplarisch: der Kochprozeß erscheint als Bildvorgang. Das Bild weitet sich aus und findet immer neue Bezüge, seine Bildungen sind endenlos.

Gekocht auf dem Feuer werden die elementaren Substanzen der großen Welt, Winde und Sterne regulieren die Glut, alle Welt lebt und erhält sich so. Das Bild springt über auf den Mikrokosmos. Wie ein Brand bricht die feurige Seele in den Leib, beseelt als flammende Kugel die Frucht, sitzt in den Gliedern und kocht alle Stoffe. „Das Gefäß meines Leibes wurde im Töpferofen gebrannt“, heißt es. Feurig wirbt die Seele um die Elemente, zieht sie an sich, um sie sich vertraut zu machen und ins Gespräch zu kommen; denn

der Umgang mit ihnen bewirkt erst, daß die Augen sehen, die Ohren hören und die übrigen Sinne die ihnen entsprechende Funktion ausüben, so daß das Ganze stimmt und im Einklang steht. Denn jedes Element hat in dieser feurigen Elementarsinfonie einen Klang, seinen Klang: alle sprechen ja und wollen in Übereinstimmung sein mit dieser Glut, welche Eindrücke vermittelt und Ausdruck verleiht, wie sie auch selber Abbild ist von jenem großen Licht des Lebens.

Einstens war aller Leib licht, durchleuchtet, durchflammt, durchsichtig: ein Licht, gebrochen am Stoff zur Farbigkeit der Gestaltungen, gehemmt durch die Dinge zur Reichhaltigkeit der Erscheinungen, erhellt durch die Reibungen zu noch größerem, volierem Glänzen — ein „lumen corporis“: Aller Leib brannte in Glut, strahlend im Auge, gedämpft in den Gliedern, schwelend in den Gruben und Höhlen der sich auswechselnden Stoffe. Der Lichtverlust brachte die Krankheit, Tod ist erloschener Leib. Seele aber bleibt unauslöschlich im Feuer. Und wenn sie den Stoff nicht mehr anzündet, läßt sie ihn verfallen wie ein Stück Holz, dem die Glut ausgegangen ist.

Deshalb ist das Fleisch grün und wird gekocht. Verdauung ist Kochprozeß. Stoffwechsel ist feuriger Verkehr mit Weltelementen. Schlaf ist Austausch durchgekochter Lebensenergie. Alles ist voll von dieser grünen Lebenskraft, alles keimt im Licht wie das Korn und die Rebe, und alles verwandelt sich wie Wein und Brot beim heiligen Opfer. Es ist immer dasselbe Grün, das auf den Saaten und Blättern liegt und das in den Tugenden des geistlichen Menschen flammt. „Wie ein Feuer kocht der Wille jedes Werk in seiner Glut.“ Gekocht werden die Früchte der Erde, die Zeiten des Jahres, die Lebensalter des Menschen, die Geschichte der Welt, deren Hintergrund, die Ewigkeit, selber so grün ist.

Aus solchen Weltweiten werden die Bilder wieder zurückgeworfen, ohne ihre durchlaufende Linie zu verlieren: Mann und Frau sind in einem solchen Kochprozeß, wenn sie in ihrem „opus“ ein Fleisch werden sollen; sie kochen sich dabei mit gegenseitiger Materie durch. War schon der Samen ein Kochprodukt aus dem Blute, so wird auch der Embryo im Brand der Elemente entwickelt. Und wie die Leibesfrucht im Feuer wird, so brütete auch der Heilige Geist auf der Jungfrau wie die Henne auf dem Ei, damit aus solcher Glut Gott Mensch werde. So geht wirklich vom Herzen ein Weg zu allen Elementen: alles hat nur einen Sinn, und Hildegard spricht ihn aus. Hier aber ist Ursprung und Ende. Der geheimnisvolle Sinn bleibt im Bilde behütet. So sind für Hildegard von Bingen die Bilder das immergrüne Fleisch ihrer Frömmigkeit, das im Feuer aus Gottes Gnade reift.

Dieses Bild von einem Kochprozeß, mit seiner Glut und seinen Überschüssen, seinen köstlichen Ingredienzien samt allen notwendigen Reinigungen —: was ist es anders als das Bild des Lebens! Wenn wir auch nicht unsere physiologischen Termini erwarten dürfen, so finden wir doch alles darin wieder, was an

Entfachung und Dämpfung, an Reizung, Erregung und Bahnung, an Ausbreitung und Anpassung hineingehört. Auch der kranke Mensch zeigt nur an, daß sein Gefäß über dem Feuer gesprungen ist, aber unzerstört blieb, daß es im Brand göttlicher Liebe wieder heil werden kann und daß es auf einen neuen großen Glanz vorbereitet werden soll. „Das Gefäß wird im Feuer gearbeitet, aber seinen Glanz bekommt dies Gefäß erst durch die Liebe.“

Solche Bilder können nicht ausreichend dargestellt und hinreichend erklärt werden. Bei aller architektonischen Freizügigkeit ihrer entfalteten Gliederung werden sie erst im gebundenen Vollzug eines entsprechenden Verhaltens wirksam. Erst in der überschwenglichen Bedeutungsfülle schlüsselt sich der Seherin die Verdecktheit der Wirklichkeit auf und gibt die großen Blickpunkte für das Menschenbild frei, auch wenn Hildegard weiß, daß sie dieses niemals unter dem Totalaspekt der Gott vorbehaltenen „integritas“ zu schauen bekommt. Ein Magister der Theologie schrieb einmal an Hildegard: „... auch glaubt man, Er habe Dir die Geheimnisse des jungfräulichen Schlafgemaches teilweise enthüllt, obwohl Du noch im Fleische wallest, so daß man Dich für eine von denen hält, von welchen gesungen wird: Der König führte mich in Sein Schlafgemach...“ Ihm antwortete die Seherin in ihrer erfrischenden Weise: „Der Mensch hat nicht die Macht, über Gott etwas auszusagen, etwa wie über die Menschheit des Menschen... Gott ist das Ganze und kein anderer. Gott ist die Fülle. Was in Gott ist, ist auch Gott.“

Ob es sich um die Geheimnisse der Gottheit, die Gefüge der Außenwelt oder das System eines Organismus handelt: immer gibt Hildegard bloße Bilder, die wie eine Landschaft im Bilde bleiben, wenn man sie erfährt oder sich darin ergeht. Vom flüchtigen Eindruck verdichten sie sich zu einer Art Einwachsung nach innen; immer mehr Elemente lassen sich zuziehen, immer mehr Züge wollen mit aufgenommen werden und das Bild füllen. Dabei richtet Hildegard ihr Augenmerk nie auf das fertige Gebilde, sondern auf den schöpferischen Vorgang selbst, weil sie mehr von der „natura naturans“ in Anspruch genommen wird. So entsteht im Fließband der Bilder ein wirkliches Bild-Geschehen, Bild-Gefälle, eine werdende Bildwelt.

Ist dies wesentlich die innere Arbeit des Dichters, der die Welt deutet, weil sie fortwährend in ihn einbricht und sich in ihm einbildet, so lassen sich doch in einem anderen Betracht strengere Ordnungen dieser Schlüsselbegriffe finden.

Da sind in einer *ersten Ordnung* metaphysische Phänomene gemeint, wie: lux et vita, verbum et opus, die über Gott aussagen. In einer *zweiten Ordnung* werden mehr formale Beziehungen gefunden, wie: integritas, diversitas, rota, firmamentum, virtus, rebellio. In einer *dritten Ordnung* endlich erscheint das Konkrete aufgestellt und bebildert, wie: caro, phlegma, melancolia, livor, viriditas.

Selbstverständlich halten diese Begriffe ihre Ordnungen nicht ein: „vita“ meint die Lebendigkeit der Gottheit wie auch alle vegetativen und animalischen

Funktionen; „firmamentum“ kann trotz seines formalen Charakters auch die aktuelle Bühne kosmischer Wirklichkeit betreten; „melancolia“ wird aus bloßem Körpersaft zum Prinzip aller pathogenen Faktoren. Dieses typische Kreisen der Begriffe wird selber wieder zu einem Bilde, erscheint etwa als „rota“ für die Volkommenheit Gottes wie auch für den Lauf der Heilsgeschichte und die Struktur des Universums.

Dennoch darf man sich der Bilde-Kraft solcher Schlüsselbegriffe anvertrauen und sich ihrer immanenten Komposition, ihrer ausstrahlenden Gestaltungsfähigkeit anheimgeben. Da findet man das „Grün“ auf Gras und Blatt und das „Grün“ als Grundqualität der Tugend der „misericordia“; da gibt die „viriditas“ aller „virtus“ die Lebensfrische und wird zum Bild der „vita“ und zur Farbfülle der „vis aeternitatis“.

Was nicht dieser grünen Lebensfülle entspringt, verfällt der „ariditas“, die da krank macht und die „melancolia“ nach sich zieht, womit die Melancholie nun wiederum kein Körpersekret meint, sondern zu einer aktuellen Lebensstimmung wird, darüber hinaus aber zum krankmachenden Faktor innerhalb der „diversitas“ der Welt, zu einem bloßen Modell für biologische Grenzmöglichkeiten innerhalb des Labilitätsspektrums des verfallenen Lebens. Damit wird „diversitas“ erst recht der Gegenspieler zur „integritas“, dem grünen Urstand der Welt, der in Gottes ewiger „vita integritatis“ seinen Ursprung nahm.

Der Kreislauf dieser Bilder bleibt an jeder Stelle offen für weitere Anschlüsse und höhere Sinndeutungen. Zwischen „integritas“ und „viriditas“ etwa erscheint die „virginitas“, jene unberührt grünende Jungfräulichkeit, die in Hildegards Weltbild wie in ihrer eigenen Lebenshaltung eine so zentrale Rolle einnimmt und der wir auch in ihrer „Heilkunde“ wieder begegnen werden.

Aus der einstigen Integrität der Schöpfung entwickelt die Seherin grundlegende Vergleichsreihen. Während der Urstand (constitutio) mit der Konstruktion der Welt die erste vollkommene Bildung des Menschen (formatio) und seine sich auslebende Natur (genitura) zeigt, weist der jetzige Mißstand (destitutio) auf alle Degeneration und Deformation hin, indes schon durch den begonnenen Endstand (restitutio) Regeneration, Reformation und Reparation in Kraft gesetzt worden sind, um die endgültige Integrität vorzuzeichnen und auszuformen.

Mit solchem umständlichen Rüstzeug versehen, das erst im lebendigen Vollzug, wenn uns die Bilder einleuchten und mitreißen, wieder recht einfach wird, können wir an die Texte herangehen, um aus der überreichlichen Bedeutungsträchtigkeit den jeweils konkreten Sinn zu erfassen. Damit beginnt erst die eigentliche Arbeit, die oft so trocken sein kann und so ernüchternd wirkt, jene sachliche Auseinandersetzung in der alltäglichen Form einer Fachsprache. Und doch müssen wir uns um beides bemühen, um jene enthusiastischen Schau-Vorstellungen der Bilder und um diese detaillierte, schichtweise Analyse, wenn wir

das Ganze haben wollen: die Integrität des Hildegardischen Welt- und Menschen-Bildes.

Hildegards Weltbild ist so unvergleichlich, weil es sich lediglich als Bildwelt vor Augen stellen läßt. So wie man wohl einem Bildwerk verschiedenste Aspekte entnimmt, die dann doch nur dem Ganzen dienen, so kann auch jedes ihrer Schlüsselbilder verbindlich entfaltet werden. Alles daran ist erfahren, alles warm erlebt und fromm durchfühlt.

Da ist kein starrer Weltmechanismus, von einem kalten Demiurgen erdacht und zurechtgestoßen, kein panvitalistisches Monstrum, das in sich selber Fortschritte macht und von dem keiner Anfang und Ende oder einen Sinn finden kann. Hier sind auch nicht die blassen, schattenhaften Nachbilder einer imaginären Urdee wieder zu finden noch die solipsistischen Projektionen archaischer Tiefen, in die man sich nachträglich versenken soll, um sich urtümlich wieder daran zu erheben. Allen häretischen Zeitströmungen weicht Hildegard mit einer staunenswerten Sicherheit aus: Allen dualistischen Systemen sagt sie den Kampf an, ob es sich um den christlichen Manichäismus damaliger Zeit, die Katharerbewegung oder um den verzerrten Platonismus ihrer Zeitgenossen handelt. Allem spiritualistischen Monismus bleibt sie fern, sowohl den hermetischen Lehren, die sich später in der Alchemie austummelten, als auch den gnostischen Formulierungen der damals gebräuchlichen Astrologie.

Wohl kennt Hildegard eine vitale Beseeltheit des Alls, eine mystische Verbindlichkeit des sinnvoll gegliederten Ganzen, das auch die Materie miteinbezieht in den göttlichen Raum und keinen Platz läßt für die dualistische Verketzerung des Stoffes, des Leibes, der Sinnlichkeit: aber diese Ganzheit (integritas) besteht nur im kreatürlichen Urstand und im begnadeten Endstand, zwischen die der Mensch mit Krankheit, Leid und Tod gestellt ist. Wohl beklagt die Seherin im Fall des ersten Menschen die kosmische Katastrophe und das Mißverhältnis unserer Existenz — und dieses mit der wachen Nüchternheit des leiderfahrenen Menschen —, aber es ist kein absoluter Verfall, keine letzte Trennung, keine gültige Verurteilung, kein Verlust des Paradieses, kein Dominieren des Bösen, das als Böses gänzlich ohne Seinsmächtigkeit bleibt, ohne Berührung mit dem Sein, und das als bloße Tendenz zu einer Seinsminderung und Selbstvernichtung gesehen wird, aus welcher der Mensch in der Fülle der Zeit erlöst worden ist.

Aus dieser Welt- und Menschenlehre entwickelt sich kein System einer Naturphilosophie als frühes Modell einer Naturwissenschaft, wie wir vielleicht aus dem Thema „Heilkunde“ erwarten möchten. Der Einfluß Hildegards auf die folgenden Jahrhunderte bleibt gering, zumal die weitverbreiteten Schriften der „Prophetin vom Rupertsberg“ das echte Hildegard-Bild eher ausgewischt haben. Und doch steht mit ihrem Gesamtschrifttum zum erstenmal in der

abendländischen Geschichte eine universale christliche Anthropologie vor unserem Blick, wie sie in dieser reifen Konzeption jede andere enzyklopädische Summa ihrer Zeit weit überragt.

Von dieser anthropologischen Sicht her ist Hildegards Weltbild zu verstehen, von hier aus ist ihre Heilkunde zu interpretieren. Erst nach dieser Deutung ihres Weltbildes können wir den Text der Heilkunde zum Thema machen.

## I. DIE BILDER VON GOTT

## 1) Gott ist Licht und Leben

Gott ist ein helleuchtendes Feuer, „ein Feuer, das unbegreiflich, unauslöschlich, ganz lebendig, lauter Leben ist“. Dieses geheimnisvolle lichte Leben „ist ewiges Sein, und die Ewigkeit ist Feuer, und das ist Gott. Und Gott ist kein verborgenes Feuer, kein schweigendes Feuer, sondern ein wirkendes Feuer“. Das lichte Leben in Gott ist „eine höchste und feurige Kraft, die alle lebendigen Funken anzündet“ und die, immerfort am Werke, immerzu schöpferisch fruchtbar die Wirklichkeit schafft. Die Gottheit brennt ihr flammendes Leben in alle Schöpfung hinein und will erleuchtete Antwort: Liebe und neues Leben. So ist „alles, was Gott machte, Leben in Ihm, weil das All in seiner Natur von Gott her lebendig ist“.

Das göttliche Leben selber geht bei seinem Ausstrahlen nicht in das All ein, behält vielmehr seinen Grund in Gott. „Gott allein ist Leben, und jeder Atemzug und alles, was da lebt, wird durch Ihn bewegt, weil Er allein der Ursprung ohne Ursprung ist.“ Es bleibt aber nicht bei sich selber, sondern will schöpferisch wirksam werden als „Haupt und Wurzel der Fruchtbarkeit“, wobei es aber auch „verhüllt im lebendigen Geheimnis des verborgenen Lebens bleibt“: verborgen und offenkundig in eins und im ganzen der tiefgeheimnisvolle Logos des lichten Seins — *rationalitas*.

Gott spricht als Logos: „Ich bin das ungeteilte Leben (*vita integra*), das nicht aus dem Stein gezogen werden kann, das nicht in den Zweigen sprießt und das nicht wurzelt in der männlichen Zeugungskraft: alles Leben schlägt vielmehr aus Mir seine Wurzel. Das Erkennen ist diese Wurzel, das tönende Wort aber erblüht in ihm.“ Im Logos teilt die eine, unteilbare Gottheit ihr Geheimnis mit: das dreifaltige Wesen als lebendiger Grund und lichter Sinn alles Seins. „Das Eine Leben erscheint in Drei Kräften. Die Ewigkeit ist der Vater, das Wort der Sohn, der Hauch, der beide verbindet, der Heilige Geist, so wie dies Gott auch im Menschen gezeichnet hat, der als *ein* Mensch Körper, Seele und Vernunft besitzt.“

Gottes liches Leben erscheint im Vater als schöpferisches Werk, im Sohn als vernunfthaftes Wort, im Heiligen Geist als die verbindliche Wirklichkeit. Aus diesem Bild gewinnt Hildegard die zentrale Formel für ihr Weltbild, indem sie den persönlichen Kern daraus kostet, um nun mit einem Wort das Bild des Ganzen zu nennen und zu preisen:



„O wie herrlich ist die Gottheit, welche, indem sie schafft und wirkt, durch ihre Geschöpfe selber ihre Wirklichkeit offenbart!“

### 2) Gottes Leben wirkt im Wort

Gottes lichte Vernunft lebt ewig im Wort als Sein Werk. „Gott ist Leben, und Sein Wort schläft nicht, sondern erscheint in Lebendigkeit.“ So ist Gottes Sohn die größte Helligkeit, die „maxima claritas“; von Ihm aus ist auch der Mensch ein „clarus homo“, ein heller Mensch im Licht. Wie könnte der Mensch sonst das gewaltige Geheimnis aufschlüsseln, das vor ihm, der Augen hat, erscheint: „GOTTES Sohn ist das WORT, das ist VERNUNFT!“

Wort ist Vernunft, „Vernunft hat das Wort in sich, und in der Vernunft ist das Wort, und eins kann nicht vom anderen getrennt gedacht werden“. Wort blüht in brennender Lebendigkeit aus der Wurzel Vernunft. Das Wort ist Sinnbild dafür, daß die Lebenseinheit des göttlichen Seins im Logos, als der Frucht der Erkenntnis des Vaters, aus Sich aufgebrochen ist, um schöpferisch in der Wirklichkeit zu erblühen. Dieses Wort schafft nicht von Sich weg und will keine Welt an und für sich, will vielmehr Selber wieder Gewand des Gewordenen werden. „So schuf Gott durch Sein Wort die ganze Schöpfung, und das gleiche Wort zog Fleisch an im Menschen, der die rechte Hand Gottes ist, weil er der Ausdruck Seiner Macht ist.“

In Analogie zur Trinität „berührt der Mensch Gott, der weder Anfang noch Ende hat, wenn die Erkenntnistätigkeit (rationalitas) im Menschen Gott nachahmt“. Vernünftiges Wesen will immerfort zuhören und sich aussprechen, ist immerfort in der schöpferischen Verfassung einer „Stimmung“, der es Ausdruck und Bestimmung geben will. „Das Hören ist der Ursprung der vernünftigen Seele“ und „die Vernunft spricht mit einem Klang, und der Klang ist gleichsam Denken, und das Wort ist gleichsam ein Werk (verbum quasi opus est)“. So bewirkt auch menschliches vernünftiges Wort Leben. Wort und Vernunft schaffen das Werk. In dieser Wirklichkeit ist der Mensch vernünftig, erst im Wort, dann im Werk; darin ist er — wesentlich gottebenbildlich — „der Schlüssel der Geheimnisse Gottes“.

Dieser rufende Gott, eine lebendige und fordernde Stimme, dieses verzehrende Feuer, flammender Quell aller Vernünftigkeit: das ist der Gott der Offenbarung, das lebendige Wesen eines nicht stumm zu denkenden Gottes, der vom vernünftigen Menschen gehört sein will, der nichts will als die Offenheit und die Antwort des Menschen. Dafür stellt Er den Menschen in Frage, wirbt und verwirft, übt Kritik, schenkt Sich und will Hingabe. „Gott will deine ganze Seele haben“ und ist darin ein Gott der Zumutungen. Wer diese personale Kontaktmöglichkeit nicht annimmt, bleibt ausgeschlossen: „Wer kann dem Antwort geben, dessen Worte nicht gehört werden? Niemand!“

Der Mensch ist existent nur im Anspruch; denn „alles, was in der Satzung Gottes besteht, gibt sich gegenseitig Antwort“. Gott will die Antwort besonders vom Menschen: „Weil du das in deinem Gewissen weißt, daß du ein Mensch bist, bist du Mir verantwortlich.“ Alles Sein und alle Geschichte sind nur um der Verantwortlichkeit des einzelnen Menschen willen da. Das ist des Menschen Würde, die im tiefsten Grunde die Berufung zur Vereinigung mit Gott in sich trägt. „Gott wollte Seine Herrlichkeit nicht für Sich allein haben.“ Daher gab Er dem Menschen Wort und Vernunft. „Wenn du, von der höchsten Berührung angerührt, Mich angerufen haben wirst, wirst du auch die Antwort hören von Mir.“

In dieser Beanspruchung und Verantwortlichkeit ist der Mensch erst volles Ebenbild der Trinität: Der Vater spricht, der Sohn antwortet, der Heilige Geist ist die liebende Neigung dieses ewigen Gespräches.

### 3) Gottes Wort ist Werk

„Das Wort des Vaters ist das Haupt aller Gestaltungen.“ Als Quell der Wirklichkeit schafft das Wort immerfort Sein Werk und bleibt im Ursprung der Gottheit. „Das Wort wird laut und bringt alle Geschöpfe ans Licht — und so sind Wort und Gott eins.“ Aus der Sphäre des innertrinitarischen Lebens wird das Wort in die menschliche Wirklichkeit hineingetragen, deren Werk und Wort aus göttlichem Quellgrund strömen und von dreifaltigem Leben überstrahlt bleiben: der Mensch wird mit eingeschlossen! „Das Wort geht vom Vater durch geistigen Hervorgang aus, und Es kehrt wieder zum Vater zurück in der Fruchtbarkeit des Fleisches.“

All unser Wort kann eigentlich nur vom Menschen und in menschlicher Weise ausgesagt werden; und doch ist der Vergleich mit Gott keine Blasphemie, seit „das Wort, durch das alles gemacht wurde, sich in der Welt eingefleischt hat. Hiedurch wollte Gott den Menschen mit Sich verbinden, da er den Menschen Sich ähnlich machte.“ Diese Ebenbildlichkeit der Schöpfung, die in der Inkarnation vollendet wurde, ist das Maß unserer Verbindlichkeit, der Maßstab unserer Verständigkeit.

Gottes Wirkprinzip als „Deus operans“ erscheint als lauterer Vollzug in aller geschaffenen Wirklichkeit, dem „opus operans“, zumal im Menschen, der sich selbst wiederum als „homo operans“ schöpferisch verwirklicht. Denn der Mensch ist das volle Werk Gottes, das „plenum opus Dei“, Gottes Schöpfung ganz und gar (pleniter factura Dei), das Werk aller Werke: „opus operis Dei homo est.“ Gott begann sein „opus“, um es dem Menschen zu übertragen; Gottes Ruhetag ist das Wirkfeld des Menschen, zugleich Vorformung für den Erlöser, der das „opus“ zur Vollendung führte.

HILDEGARDS WELT-BILD  
II. KOSMOS UND HEILSGESCHICHTE

Weil alles geschöpfliche Sein trinitarisch durchkonstruiert ist, können die Bilder von Gott dem Menschen auch sein Verhältnis zur Welt zeigen. In dieser zweiten, mittleren, kosmologischen Schicht geben diese Bilder einen weiteren Durchblick: sie leben aus dem theologischen Hintergrund, kommen hier als Weltelemente zum Durchbruch, ehe sie dann das Biologische am Menschen deuten.

Der Mensch steht — wie auf der Kosmostafel unseres Titelbildes — mit ausgebreiteten Armen in der Mitte des Weltalls, das als „rota“ in den Händen der Trinität liegt. Er steht vor der Erde, umgeben von den kosmischen Sphären, die auf ihn einstrahlen, sich in ihm treffen und die der Mensch als ihr Schnittpunkt und Kristallisationszentrum ins Universum zurückstrahlen läßt.

Der Mensch ist Mikrokosmos: die ganze geschaffene Welt. Auch für diese kosmologische Mittelschicht, die in ungeheuren Dimensionen Welt und Geschichte mit einbezieht, hat Hildegard von Bingen feste Vorbilder und verkörperte Beispiele. Jedes von ihnen hat die Kraft, von seinem Aspekt aus das Ganze zu wiederholen, jene Hildegard so vertraute Leitlinie, daß der Mensch über die Welt und durch die Geschichte wieder heimgeholt werden soll in die Integrität einer neuen Schöpfung.

Aus diesen Kernsätzen und Schlüsselbegriffen kann der Mensch definiert werden: Er ist von Gott geschaffen als ein wirkender Mensch, der als geschaffenes Werk sich tätig erweist (homo operans factum opus in operatione), um seine Ebenbildlichkeit schöpferisch zu verwirklichen. Das volle Bewußtsein dieser „Wirklichkeit“ ist dem Menschen getrübt; er hat es nur im Spiegel, als eine „speculativa scientia“. Die reine Geistes-Gegenwart ist nur in der „praescientia Dei“, der ewigen Vergegenwärtigung bei Gott. Es bleibt ein großer Abstand zwischen der reinen schöpferischen Gegenwart Gottes und dem reproduktiven Verhalten des Menschen, der nur im Schatten jener lichten Wort-Wirklichkeit wirkt.

Alle Leistung ist somit nur Abbild des schöpferischen Vorbildes, ist „wie die schattenhafte Erscheinung aller Dinge und ihr Spiegelbild im Wasser. — Wie aber das Wasser alles, was in seinem Element ist, fließend macht, so ist auch die Seele ein lebendiger Spiegel, der immerzu im Menschen wohnt und der ihn durch Wissen, Denken, Sprechen und Wirken gleichsam fließend macht.“ Der Mensch aber strömt hin in all seiner Verwirklichung zu Gott.

In der schöpferischen Selbstbegegnung in Gott über die geschaffene Manifestation der Welt bis zur wiederum schöpferischen Repräsentation im Menschen ist das OPUS das Gespräch der Dreifaltigkeit. „Das vorzügliche Wort Gottes eilte Ihm in der Stimme entgegen, und so geschah es. Darauf setzte das gleiche Wort die Grundmauern für das geplante Bauwerk, und so trat die Welt in Erscheinung. Dann blickte das Auge Gottes auf die Gestalt des Men-

KOSMOS UND HEILSGESCHICHTE

schen und sandte den Hauch des Lebens in ihn: und das Erkennen durchtränkte sein Herz. Und so wurde der Himmel vollkommen und hatte rundum Augen und diente seinem Herrn.“

1) Adam als Urbild der Konstitution

„Adam war die Wurzel alles Samens der Menschheit“, Bild für das, was der Mensch in der Welt war und sein sollte. „Alle Elemente dienten dem Menschen freiwillig, da sie spürten, daß er lebendig war; sie kamen ihm in seiner ganzen Lebensführung entgegen und wirkten mit ihm wie er mit ihnen. Und die Erde gab ihre Grünkraft je nach der Art und Natur des Menschen, entsprechend seinem Charakter und seinem ganzen Lebenswandel.“ Dieser Mensch, Mitte des Kosmos, Grund und Gipfel aller Kreatur, sollte das Weltmaß bilden. „Inmitten der Weltstruktur steht der Mensch, stärker als die bedürftige Kreatur, an Gestalt zwar klein, an Geisteskraft groß: so hebt er sein Haupt zu den Sternen und bleibt mit den Füßen auf der Erde, und er vermag sowohl die oberen wie die unteren Elemente in Bewegung zu versetzen.“

Der Mensch ist ein Wesen von großartiger Gewalt. „Als Gott den Menschen schuf, drückte er das Siegel der ganzen Schöpfung auf ihn, so wie man die Zeit und Zahl eines ganzen Jahres auf ein kleines Stück Pergament schreibt; und so nannte Gott den Menschen alle Kreatur.“ Dieser Mensch, „imago Dei“, und so nannte Gott den Menschen alle Kreatur. „Sein Werk und das Gewand seiner Gottheit; wenn er nach dem Vorbild des Schöpfers handelt, bedient er sich der Schöpfung auf jede beliebige Weise.“ Stärker menschbezogen kann ein Weltbild nicht formuliert werden: Der Mensch ist der Edelstein, in dessen Strahlenprisma sich alle Kreatur begreifen kann. „Gott setzte den Menschen wie einen ‚elegantissimum lapidem‘ auf die Erde, in dessen Glanz sich jedes Geschöpf nun widerspiegelt, weil er mehr ist als die ganze Schöpfung.“

Der Mensch sollte der Schlüssel, der Knoten, die Summe sein, Vermittler und Teilhaber alles Kreatürlichen, Herzglied des Weltalls, Matrix und Fokus — das Gespräch mit dem Kosmos. Durch des Menschen Fall wurde die Welt in die Katastrophe geführt; alle Elemente tragen in einer rätselhaften Verhüllung nur noch ihre verdeckte Existenz vor. „Beim Fall des Menschen wurden die Elemente in die große Verwirrung gestürzt. Als Abel ermordet wurde, nahmen sie das vergossene Blut auf: die Erde trank Menschenblut!“ Himmel und Erde beklagen sich über den Menschen und sein zum Himmel schreiendes verkehrtes Tun (rebellio). Mit eindringlichem Pathos dröhnt die Klage der Elemente durch das Weltall: „Wir können nicht mehr laufen und unsere Bahn vollenden, wie es uns von unserem Meister vorgeschrieben war. Denn die Menschen mit ihren schlechten Werken drehen uns um wie in einer Mühle. Deshalb stinken wir und hungern mit unserem Schrei nach der Rechtfertigung.“

Die Heilsgeschichte ist die Geschichte der elementaren Reparation. In dieser Geschichte stehen die Elemente auch dem gefallenem Menschen noch zur Verfügung, so sehr, daß der sündige Mensch, der keinen Priester findet und keinen Nächsten weiß, hingehen soll in die Natur, um den Elementen zu beichten. Die Weltelemente bleiben Partner des menschlichen Seinsbezuges und Teilhaber seines Schicksals und seiner Verheißung auch noch nach Adams Fall.

### 2) Johannes als Mahnbild der Destitution

Bei aller Vertrautheit mit der Natur repräsentiert der „homo destitutus“ nicht mehr die Konstitution des Alls, sondern sein eigenwilliges Verfallensein und seine autonome Zersplitterung. Hildegard bringt überraschend moderne Bilder für diese Situation: Der Mensch existiert am Kreuzweg irdischer Sorge. Sein Dasein ist zurückgeworfen aus optimalem Stand. Angst lebt im Grund der Daseinsstimmung. Wir sind Gast und irren im Elend. Der Mensch muß sorgfältig examiniert werden. Dies — sagt Hildegard weiter — sind harte Tatsachen und herbe Worte, „durch die erprobt werden soll, ob des Menschen Gesinnung aus der Wurzel des Herzens oder nur aus seiner windigen Unbeständigkeit kommt“. Leben ist Prüfung und Kampf. Nur dem, der läuft, steht das Reich Gottes offen. Beispielhaft für diese kämpferische Wachsamkeit und mündige Verbundenheit mit dem Seinsgrund und der Weltstruktur ist der Vorläufer Johannes.

Johannes hatte noch das nahe und intime Verhältnis zu den Elementen, das Adam auszeichnete. Bei seinem Auftreten frohlockten die Elemente im voraus, weil sie den „Heiland des Kosmos“ spürten, Ihn, den die Himmel tauen, die Erde herausprießen sollten.

In seiner besonderen kosmischen Verwobenheit öffnet Johannes eine entscheidende Nahtstelle der elementaren Organisation, indem er den Blick freilegt, der, vom körperlichen Organismus aus, alle Verschleierungen der Welt durchbrechend, bis auf den höchsten Organisator geht. „Die Glut des Wortes Gottes hatte die Dürreheit des Fleisches seiner Erzeuger grün gemacht.“ Sein Leib lebte ursprünglich, und er wurde dementsprechend von den Elementen behandelt „und wunderbar von ihnen unterhalten“. Mit seiner „geheimen Mission an die Elemente“ wird zu bedenken gegeben, wie der natürliche Mensch ehemals in der Welt stand: alle Elemente lebten mit ihm in mystischer Gemeinsamkeit.

Mit seiner kosmischen Sendung und dem freudigen Empfang durch die Elemente wird Johannes in Verbindung gebracht mit einem Organ, welches ebenfalls in besondere Beziehung zum Kosmos gestellt ist: mit dem Magen als der Zentrale des Stoffwechsels. „Gott, dessen Sein wunderbar ist, hat die Wunder, die Er in Johannes wirkte, in bezug auf den Magen gebildet. Der

Magen verlangt ja nach den inneren Kräften der Geschöpfe, die er aufnimmt und wieder von sich gibt, damit er von ihrem Saft nach Gottes Einrichtung unterhalten werde. So sind denn in allen Geschöpfen, in den Tieren und Reptilien, den Vögeln und Fischen, in den Kräutern und Bäumen gewisse verborgene Geheimnisse Gottes latent vorhanden, die kein Mensch noch eine andere Kreatur wissen und spüren kann, es sei ihnen denn von Gott gegeben.“

Johannes war dies gegeben: „Bei aller Enthaltbarkeit blieb er wunderbar durch die Elemente am Leben. Er war ja ein ganz reiner Mensch.“ Ähnlich verhält sich auch der Magen; er ist pure Rezeption, Hinweis auf die Fassungskraft der Welt (*capacitas mundi*) und Symbol des großen kosmischen Kreislaufes durch den Menschen hindurch. Das alles ist voll mystischer Hintergründigkeit; und wenn es bei Lukas heißt: alle verwunderten sich — so be deutet dies, daß „die ganze Kreatur über diese Dinge in Verwunderung geriet“.

Johannes, „durch die Gnade Gottes eine heile Seele in gutem Werke“, hatte den Auftrag, die Spuren Gottes in der Natur wiederzuerkennen, Zeugnis abzulegen von dem verborgenen Licht, Zeuge zu sein für alles Göttliche in der Welt und im Menschen. „Denn der Mensch ist das Wunderwerk Gottes, und so ist es nur gerecht, daß er Zeugnis ablegt für Gottes Wunderkraft.“

### 3) Stella Maris als Vorbild der Restitution

Alle Geschichte ist Heilsgeschichte und kreist um die Menschwerdung Gottes. Christus, Gleichbild der Gottheit, ist die Zentralgestalt des Kosmos. Im Wort ward der Geist Welt: im Wort wird die Welt wieder Geist. Gottes Inkarnation lag von Ewigkeit her im Ratschluß des Vaters praefiguriert; denn Christus ist der Sinn der Welt, die Fülle der Zeit, das praedestinierte Vollbild des Menschen. Adam war Sein Prototyp, Johannes ist Sein Vorläufer, die Jungfrau Maria die Mutter des „Heilands der Welt“.

„Alle Elemente empfingen die Freude des Lebens wieder — o preiswürdige Maria — rot entbrannte der Himmel, und alle Welt sang dein Lob!“ Denn als Christi Blut floß, schrien die Elemente auf, weil sie den Stoff ihres Erlösers erkannten. Die Reinigung der Welt begann: alle Elemente, alle Stunden der Nacht und des Tages wurden heilgemacht. Dieses Heilmachen dauert — unter dem Zeichen der „Stella Maris“ — nun immer weiter an.

„O du herrlich erstrahlende Mutter heiliger Heilkunst, du hast Salböl ergossen durch deinen heiligen Sohn in Wund und Wehe des Todes, den Eva zum Leid der Seelen errichtet —; du hast vernichtet den Tod und wieder erbaut alles Leben: bitte für uns bei deinem Sohne, o Stern des Meeres, Maria!“

Über der vollendeten Kreatur wird der Meerstern erstrahlen; der ganze Kosmos wird „nova creatura“ sein, schmucke Schöpfung, „Kosmos“ ganz und



Der Geist Gottes hatte den Menschen als Leib angelegt, weil das Fleisch das Gewand für Gottes Sohn werden sollte. Von hier aus erfassen wir den tiefsten Sinn und die höchste Würde des Menschseins.

Zwar wird die Seele zunächst dem Körper gegenübergestellt, als Lebensprinzip, als Tätigkeitsgrund, als Träger der Vernunft. Als Leben und Feuer ergreift sie den Körper wie ein Brand und beseelt ihn „mit feinem Taktgefühl“: sie wirbt um ihren Leib, mit dem sie erst zur Aktualität kommt. Dabei erlaubt sie nie, „daß ein Mensch jemals mit Freuden Schlechtes tut“. Das Böse ist nur fehlendes, verfehltes Tun, da es sich dem Anspruch der vernünftigen Seele entzieht. Vernunft bewegt und erleuchtet die Seele, sie ist in der Seele wie ihr Wind und das Licht im Feuer. Als überformende Kraft verbindet die Seele alle Glieder und instruiert den Menschen; mit ihrem lichten Feuer „kocht sie alles zur Einheit“; in ihrer Vernunft behält sie die Freiheit und „ist gleichsam ein Schmied für den Aufbau oder die Zerstörung“ des Menschen.

In schicksalhafter Verbundenheit gehören Leib und Seele zusammen wie Mann und Frau, wie Himmlisches und Irdisches, Erde und Wasser, Sonne und Mond, Winde, Vögel in der Luft, Brot im Ofen und die Wabe im Honig; sie sind wie Herrin und Magd oder wie der Hausvater zum Hauswesen. Die Seele „hat ihre Freude daran, im Körper schöpferisch tätig zu sein“. Immerfort baut sie am „opus corporis“, am Turm ihrer Leiblichkeit, und freudig verwirklicht sie sich in ihrem Leibe. „So sind Fleisch und Leben und das Leben im Fleische *eines*.“ Daher ist der Leib durstig nach der Seele wie dürres Land, und die Seele gibt ihrem Gefährten mit ihrer lebendigen Frische getreue Antwort; ja, „die Seele ist die grüne Lebensfrische des Fleisches“.

Welch wunderliches weltweites Gemisch eines einheitlichen allumspannenden Wesens! Welch herzerfrischender Dialog zweier Partner: Gespräch um die Freuden des Lebens, um eine gesunde Organisation und letztlich um das Heil!

Hildegard verschweigt nicht den Widerspruch der beiden Naturen, den Führungskampf, die Konflikte und Bewährungen. Mit ganzer Leidenschaft stellt sich die Seele in diesen Auseinandersetzungen und wird reich, weil sie Antwort gibt, und wird schön, weil sie heldenhaft zu kämpfen versteht. Zwar ist der Mensch Teilhaber zweier Welten, die aber nicht zweierlei Prinzipien entstammen; vielmehr ist der Mensch im ganzen, in beiden Teilen gleichwertig, höherer Abkunft. Leib und Seele sind nicht ohne einander; denn „Gott hat den Menschen wunderbar aus Leib und Seele komponiert“. Der Leib ist nicht Kerker, sondern Kleid der Seele.

Der Leib vermittelt Welt, verdichtet Leben, versinnlicht Geist. Die Seele verbindet Welten, verteilt Kräfte, vergeistigt Stoff. Dieses zu realisieren ist Sendung der Sinne, die das Geistige verschleiern und das Materielle aufschlüsseln; sie sind die Boten zwischen Begriff und Aktion, zwischen innerem

und äußerem Milieu, zwischen Herz und Welt; sie sind die Schlüssel der Seele. Gott schuf diese sinnliche Dichtigkeit der körperlichen Welt, weil Er selber Leib werden wollte und die leibhaftige Welt heimzuholen gedachte. „Mit der Präsenz Seines Leibes kehrt der Sohn zum Vater zurück und stellt sich Ihm vor.“

Dieses Bild zeigt die gewaltige Tendenz zur Verleiblichung, wie sie in jeder Idee steckt und wie sie sich — sehr geheimnisvoll — in der höchsten am intensivsten manifestierte. Unter dem Aspekt der Inkarnation wird die Leib-Seele-Einheit das Siegel der überschießenden Schöpfergüte und ein Garant größter Fruchtbarkeit. Gerade in der Spannung seiner Natur, mit diesem leibhaftig organisierten Stauwerk im feurigen Lebensstrom, ist der Mensch reicher und kommt zu größerer Energieentfaltung, „als wenn er ohne die körperliche Schwere wäre“.

Warum das Mysterium dieser Last der Leiblichkeit da ist, wird nicht gesagt. Der Mensch kann über sein Wesen nicht alles wissen. „Kein Mensch kann das voll erfassen, wie wohl die Seele Leib und Blut durchdringt, so daß aus ihnen ein einziges Leben wird.“ Der Mensch empfindet seine leibhaftige Realität und weiß, „daß er so geworden ist; aber woher er lebendig wurde, das kann er nicht wissen und sehen“. Es bleibt eine rätselhafte Dunkelheit. „Der Leib ist das Gesicht des Abgrundes, die Seele aber ein dunkler Grund.“

Was der Mensch ist, kann nicht beantwortet, sondern nur erläutert werden. Hildegard tut dies in geistreichen und lichtvollen Bildern und läßt doch das Geheimnis unberührt, jenes „arcanum Dei“, aus dem der Mensch stammt, dieses Wesen mit Leib und Seele, von denen sie weiß, daß „in beiden ein großes Geheimnis verborgen ist“.

### 3) Mann und Frau als Partner

Wie der Mensch mit seiner Welt, wie in noch innigerer Weise Leib und Seele, so stehen auch Mann und Frau in einem intimsten Verhältnis der Partnerschaft: im „opus“. Mann und Frau sind — *opus alterum per alterum* — eine einzige Wirklichkeit und nicht ohne einander zu denken. „Das Weib ist um des Mannes willen geschaffen, und der Mann ist für die Frau gebildet worden: wie sich die Frau nicht vom Manne, so soll auch der Mann sich nicht von der Frau und keiner vom anderen mehr trennen, und zwar wegen der Einheit ihrer Naturen, weil sie ja in einem Werke *eines* wirken (in uno opere unum operantur), so wie Luft und Wind ihre Werke zusammen verrichten.“ Dieses Zusammen-Sein wird als „*cooperatio*“ beschrieben, als ein Nicht-Ohne-Verhältnis, wie es auch zwischen Leib und Seele erscheint; denn „Mann und Frau sind eins, da der Mann ist wie die Seele, die Frau aber wie der Leib“. Die Frau ist aus dem Manne herausgerufen, um ihm eine voll-

gültige, gleichrangige, entsprechende Gefährtin zu sein, ein Wesen, das die ergänzende Antwort gibt.

Die Koordination zweier so selbständiger und naturverschiedener Individuen ist nur denkbar im Verhältnis der Liebe. Liebe sucht und erkennt, Liebe hat latent schon immer den anderen; denn Mann und Frau sind aufeinander angelegt und angewiesen, einander zugesprochen und zugeeignet, um einander in Liebe zu antworten, die Liebes-Antwort zu schenken. Da die Frau geradezu „das Werk des Mannes, der Mann aber ein Anblick voll Trost für die Frau ist und keiner von den beiden ohne den anderen sein könnte“, müssen beide auch in einer einzigen, wechselseitigen, schöpferischen Wirklichkeit leben und so in einem „ordo ad invicem“ ihre fruchttragende Gemeinsamkeit bilden. Die „concupiscentia“ ist — wie das „molendinum corporis“ — nur Trieb-Werk eines geistig geladenen Prozesses, in dem die personalen Bezüge — nach Analogie des dreifaltigen Gottes — ihre reiche und fruchtbare Wirklichkeit finden.

Der Mensch in der Welt ist als vereinzelt Wesen überhaupt nicht denkbar. Erst im personalen Anspruch kommt jeder zum eigenen Wesen und zu einer mündigen Verantwortlichkeit. Wie die Frau als „adjutorium viri“ Gehilfin und Gefährtin des Mannes ist, so ist auch die Jungfrau als „speculativa forma“ ein Spiegel für die Bestimmung des Menschen; mit ihrer ungeteilten Hingabe ist die Jungfräulichkeit Symbol der paradisischen Integrität, da sie im Urklang ihres gleichfalls personal gestimmten Wesens noch vom Einklang von Schöpfer und Schöpfung durchtönt ist. In jeder Frau preist Hildegard Eva, „mater et virgo“, und Maria, „virgo et mater“, jene Frauengestalten als Dolmetscher des göttlichen Mysteriums.

Während Adam als Symbol der Weltstruktur, des Geschichteten selbst erscheint, wird Eva zum Sinnbild der Geschichte, weil in ihr verborgen alles Heil ruht. Beide kommen in Erkennen und Lieben zur Auszeugung der göttlichen Potenzen und erweisen den hohen Sinn der Geschlechtlichkeit: die Inkarnation der Gottheit in der Jungfrau. „Höchster Lobpreis vor aller Kreatur gebührt der Gestalt der Frau.“

Der Mensch als Leiblichkeit und Geschlechtlichkeit, ergriffen und begreifend, umfangend umfungen von Welt, dieser Mensch als der herzinnige Partner der Elemente, als Spieler im Leibe werbend um seine Braut, die Natur, immerzu Entwerfer von Welt, dieser Mensch ist *das* Bild der Schöpfung und Erlösung. Gott gab ihm das Leben der Freude und die Freiheit des Geistes, ein geistliches Leben, aus dem der Mensch gefallen ist — nicht seiner geschlechtlichen Konstitution wegen, sondern aus seiner geistigen Entscheidung heraus. Gottes Erbarmen aber kam zu dem Menschen gerade in der Hülle seines Geschlechtes. Nicht die Herrlichkeit des Geistes, sondern der stillblühende Schoß einer Jungfrau ist der Mittelpunkt der Hildegardischen Anthropologie.

### Das Textmaterial

Der heiligen Hildegard von Bingen werden zwei Schriften über die Natur zugeschrieben: die „Physica“ und die „Causae et curae“. Während erstere eine Art Naturbeschreibung, hauptsächlich als Pflanzenkunde und Tierbuch samt den zugehörigen Heilmitteln darstellt, hat letztere eine systematische Kosmologie und Anthropologie zum Gegenstand, speziell darin auch eine Pathologie und Therapie. In ihren therapeutischen Abschnitten decken sich beide Schriften zu einem großen Teil und ergänzen sich.

Beide Schriften werden als echte Werke Hildegards angesehen, obwohl die Kritik daran nie verstummt ist — und das mit Recht! In naiver Weise wird der Streit um die Echtheit durch die Fachliteratur geschleppt, wobei alle Darstellungen, Bearbeitungen und Übersetzungen sich so auf die bisher bekannten Handschriften beziehen, als ob sie Schriften Hildegards seien. Das ist nun keineswegs der Fall.

Nach dem Stand neuerer Forschungen hat Hildegard außer ihren Visionen und sonstigen kleineren Schriften auch eine „Natur- und Heilkunde“ verfaßt. Titel und Archetypus dieser Handschrift sind nicht bekannt. Aus frühen Dokumenten kann man entnehmen, daß nur eine einzige Schrift vorgelegt wurde, die „Liber subtilitatum diversarum naturarum creaturarum“ geheißen hat, also: „Das Buch von dem inneren Wesen der verschiedenen Naturen der Geschöpfe.“

Dieses Buch über die Natur ist vermutlich nicht in einem Arbeitsgang und einer durchlaufenden Schaffensperiode verfaßt worden. Das entspricht dem Charakter dieses Werkes als einer Stoffsammlung von natur- und heilkundlichem Gehalt. Die Reihenfolge der einzelnen Abschnitte und ihre Integrität sowie der Termin der Abfassungszeit lassen sich nicht mehr garantieren, wenn auch Gründe für das Jahrzehnt zwischen 1150 und 1160 sprechen. Bei aller systematisierenden Tendenz des Schriftkerns wird die Sammlung nicht abgeschlossen worden sein.

Daß die Form nicht dem üblichen Visionsstil entspricht, ergibt sich aus dem Gegenstand, der die natürliche Beobachtung und Erfahrung, die konkrete Verarbeitung der traditionellen Fachschriften sowie die eigene, rein praktische Beurteilung zur Grundlage hat. Schriftliche Vorlagen — gemäß dem Buchbestand einer frühmittelalterlichen Klosterbibliothek — sind selbstverständlich benutzt worden. Daß der Seherin heilkundige Mönche mit ihrem Wissen zur Seite gestanden, daß sie bei der Weltoffenheit ihres Klosters oder durch

Briefwechsel vielfache Anregungen und Förderungen erfahren haben mag, daß viel Volkstümliches eingeflossen ist und verarbeitet wurde, daß schließlich um den Kern gelegentliche Erweiterungen und Nachträge, Korrekturen und Streichungen stattgefunden haben, darf ebenfalls angenommen werden. Über die Art und Weise, wie die Arbeit geschrieben oder diktiert, die Texte überwacht und autorisiert wurden, haben wir keine genauen Vorstellungen.

Gleichwohl muß die Schrift als Ganzes gesucht werden, in einer Integrität, die allerdings von den ersten Abschreibern schon nicht mehr respektiert wurde. Was in der frühesten Dokumentation nur als Inhaltsangabe gegolten haben mag, wird in den ersten Abschriften zu einem selbständigen Titel; so finden wir hier schon zwei Naturschriften, den „Liber simplicis medicinae“ und einen „Liber compositae medicinae“. Dabei muß betont werden, daß auch die ursprünglichen Texte dieser zweiten handschriftlichen Generation nicht mehr erhalten sind.

Erst für die dritte Generation des Stammbaumes können definitive Aussagen gemacht werden. Der „Liber simplicis medicinae“ findet sich in drei Handschriften des 13. bis 15. Jahrhunderts (eine Pergamenthandschrift aus dem 13. Jahrhundert liegt in der Herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel, die beiden anderen Papierhandschriften aus dem 15. Jahrhundert werden zu Paris und Brüssel aufbewahrt). Außerdem ist ein Frühdruck aus dem Jahre 1533 zu Straßburg erhalten, der den Titel „Physica“ festgelegt hat. Der „Liber compositae medicinae“ ist bisher nur einmal, und zwar erst 1859, in einer Handschrift des 13. Jahrhunderts gefunden worden; sein verstümmelter Titel „Beate Hildegardis Cause et Cure“ blieb für die weitere Tradition maßgebend.

Es liegt in der Natur einer solchen Schriftgattung wie auch in den Gepflogenheiten des Mittelalters, daß diese Handschriften mancherlei Umarbeitungen und Zusätze erfahren haben können. Unsere Ansicht hat große Wahrscheinlichkeit durch ein erst kürzlich veröffentlichtes Fragment aus einer Berliner Handschrift des 13. Jahrhunderts bekommen; dieses Fragment gibt ohne erhaltenes Titelblatt Beiträge zu einer Kosmologie und Pharmakologie, wobei sich ganze Teile mit dem „Liber compositae medicinae“ und dem „Liber divinorum operum“ decken. Der Schreiber dieses Manuskripts hat also mehrere Vorlagen gehabt; er hat nach bestimmten Tendenzen verschiedene Themata zusammengefaßt, mag dabei gekürzt und gestrafft, andererseits aber auch Eigenes oder aus fremden Quellen brauchbar Erscheinendes eingeflochten haben.

So ergibt sich ein äußerst differenzierter Komplex von heterogenen Elementen um ein homogenes Korpus. Eine saubere Scheidung ist weder vom text- noch vom stilanalytischen Gesichtspunkt aus möglich, obwohl von beiden Aspekten her vieles zu zeigen ist, so viel jedenfalls, daß das verbleibende Textmaterial interessant genug und durchaus ausreichend ist, um das Hildegardische Schriftgut von der Natur- und Heilkunde vorzulegen. Dies wollen

wir mit unserer Arbeit für den „Liber compositae medicinae“ zeigen, während der „Liber simplicis medicinae“ einer anderen Bearbeitung überlassen bleibt.

#### Die Bewertung des Textes

Der „Liber compositae medicinae“ liegt uns in Gestalt einer späteren Handschrift im Codex 90 b zu Kopenhagen vor. Das Schicksal dieses Manuskripts interessiert weniger, um so mehr der Schreiber des 13. Jahrhunderts. Dieser Schreiber hat zunächst die Inhaltsangabe „de causis, signis atque curis aegritudinum“ verkürzt und zum handlichen Titel „Beate Hildegardis Cause et Cure“ gemacht. Während die frühen Dokumente ein Buch angeben, im Gegensatz zu verschiedenen Büchern der sogenannten Physica, hat unser Schreiber den Inhalt in fünf „Bücher“ eingeteilt, die einigermaßen den inhaltlichen Abschnitten entsprechen (er spricht dabei allerdings nicht von „libri“, sondern teilt nur mit den arabischen Ziffern 1—5 ein!). Die weitere Aufteilung hingegen ist äußerst irreführend geworden; sie zeigt, daß der Schreiber den Plan des Ganzen nicht mehr im Auge hatte oder daß er seine „Überschriften“ zur rein praktischen Information angelegt hat, die eher den Charakter eines Sachindex als einer inhaltlichen Deklaration trägt.

Diese Überschriften stehen teilweise vor den Abschnitten, teilweise in sie hineingedrängt, oft am Rande. Sie entstammen nicht der Sprache Hildegards, sondern der Terminologie des 13. Jahrhunderts. So steht der aristotelische Begriff „hyle“ für „materia“ nur am Rande, nicht im Text. Auch die Begriffe „generatio“ und „corruptio“ kommen eindeutig aus dem bekannten aristotelischen Buche „De generatione et corruptione“, das erst um die Mitte des 12. Jahrhunderts über Toledo ins Abendland gelangte. Hildegard spricht in ihrem Text nicht von „generatio“, sondern von „genitura“. Ebenfalls aristotelisch ist „aether“ als Begriff für eine himmlische Substanz immaterieller Natur.

Wie irreführend solche Überschriften werden können, möge ein Beispiel zeigen: Hildegard gibt einen Beitrag zur Hernien-Lehre; der Schreiber klassifiziert ihn mit „De sifac ruptura“, wobei festgestellt werden muß, daß sich das Wort „sifac“ (arabisch = Bauchfell) nirgendwo im Text selbst nachweisen läßt. Der spätere Historiker nun erkennt in dem arabischen Wort die salernitanische Quelle, nämlich: Rogerii Chirurgia (in de Renzi, Collectio Salernitana II, 482) und findet damit eine vortreffliche Gelegenheit, Beziehungen Hildegards zur Schule von Salerno zu belegen und arabistische Einflüsse zu postulieren. Der Salernitaner Text bietet übrigens inhaltlich wie stilistisch nicht die geringsten Bezüge zum Hildegard-Text!

Außer den Überschriften lassen sich ganze Abschnitte der Handschrift als unecht erweisen. Das gilt besonders für das sogenannte 6. Buch, das am Schluß der Kopenhagener Handschrift, versehen mit einer neuen Initialen, wie sonst

nur bei den „Buch“-Anfängen, zugefügt ist. Dieses Buch bringt ein sogenanntes Empfängnis-Lunar und damit den astrologischen, abstrusen Gedanken, daß der Mondstand bei der Empfängnis eines Menschen für Charakter und Schicksal bestimmend sei. Solches System der Mondhäuser ist orientalischer Herkunft (vergleiche Liebeschütz 85,2 und 86) und steht in konträrem Gegensatz zu allen übrigen Aussagen Hildegards. Neben formalen und inhaltlichen Einwänden lassen sich Bedenken vom philologischen Gesichtspunkt geltend machen: Hier erscheint zum ersten Male im Manuskript und dann auffallend gehäuft der in seiner aristotelischen Deutung als Resultat aus Stoff und Form verwendete Begriff „substantia“ (vom Editor Paul Kaiser übrigens konstant als „superbia“ aufgelöst, was den diffusen Text weder stört noch fördert!) sowie sonst fremde mundartliche Lehnwörter (die allerdings sowohl für als auch gegen die Echtheit mit Erfolg ausgewertet worden sind!).

Titel, Bucheinteilung und Kapitelüberschriften sind als unecht abzulehnen; sie wurden in dieser Bearbeitung nicht berücksichtigt und durch ein eigenes, sinngemäßes Einteilungsprinzip ersetzt. Das astrologische Kapitel sowie einzelne offensichtliche Zusätze und Wiederholungen wurden als unecht angesehen und ausgelassen.

Daraus darf nicht geschlossen werden, daß weite Strecken oder die gesamte Textgebung unecht wären. Wir haben aus inneren und äußeren Kriterien genügend Beweisstücke für die Autorschaft Hildegards. Durch sorgfältige Textvergleichen mit dem Gesamtschriftum Hildegards, durch Herausarbeitung ihres persönlichen Stils und der ihr eigentümlichen Verwendung von Schlüsselbegriffen verschiedenster Ordnungen sowie durch viele sprachliche und sachliche Übereinstimmungen hoffen wir die verdeckenden Schichten weithin ablösen und die eigentliche Gestalt besser zeigen zu können.

Über die Bedeutung dieses Werkes im Mittelalter erfahren wir nicht viel. Im Jahre 1292 erwähnt es der englische Chronist Matthäus von Westminster mit seinem vollen, sekundären Titel: „Liber compositae medicinae de aegritudinum causis, signis atque curis.“ Der Abt Johannes Trithemius von Sponheim (1462—1516), der als nicht besonders zuverlässig gilt, nennt beide Naturschriften und rühmt ihnen nach, daß in ihnen „wunderbare und geheimnisvolle Dinge der Natur mit feinem Verständnis zu einem mystischen Zwecke“ dargestellt worden seien. Die Schrift scheint dann verlorengegangen zu sein und wurde erst 1859 von Carl Jessen bei Durchsicht der medizinischen Handschriften der Bibliothek Kopenhagen entdeckt. Kardinal Pitra veröffentlichte 1882 einen Auszug in seinen *Analecta sacra*. Paul Kaiser berichtete 1901 über die Handschrift und edierte sie 1903. Seine Ausgabe ist voller Fehler. Leider haben sich alle späteren Untersuchungen und Teilübersetzungen auf diese unkritische Edition bezogen. Auch die erste vollständige Übersetzung von Hugo Schulz (München 1933) hat sich nicht auf die Handschrift gestützt.

Schon bald nach der Ausgabe hatte Paul von Winterfeld nahezu 300 fehler-

hafte Auflösungen der handschriftlichen Abkürzungen nachweisen können. Weitere Fehler zeigte Elias Steinmeyer. Im Literarischen Centralblatt 1903 machte Max Manitius auf die bedenkliche textkritische Behandlung aufmerksam; es seien keine Quellen genannt, kritische Textnoten fehlten, Textverbesserungen seien recht unglücklich angebracht und die mittelalterliche Schreibweise durch die antike ersetzt worden. Eine textkritische Neuauflage bleibt auch weiterhin eine dringende wissenschaftliche Forderung.

#### *Die Quellen des Textes*

Über die Quellen, aus denen Hildegard ihr heilkundliches Wissen geschöpft hat, kann noch kein Urteil abgegeben werden. Die bisherigen Ansichten sind unzulänglich. Abgesehen von rein summarischen und oberflächlichen Urteilen, wie etwa bei Otto Karrer (168/69), der „ihre Medizin eine Sammlung teils aus volkstümlichen Bräuchen, teils aus Isidor von Sevilla“ nennt, finden wir eine eingehende und gut fundierte Untersuchung bei Hans Liebeschütz, dem es gelingt, vielfache verdeckte Quellengebiete augenscheinlicher, wenn auch nicht immer evident zu machen. Die von Charles Singer gezogenen Parallelen zu Salerno, zu Bernardus Silvestris, zu Herrad von Landsberg, Hugo von Sankt Viktor und Elisabeth von Schönau wurden im einzelnen überprüft; sie sind unrichtig oder ohne Überzeugungskraft. Nur am Rande sollen die unproduktiven und nur auf Sensation ausgehenden Berührungspunkte mit Hildegard angeführt werden, denen man immer häufiger begegnen kann. So gibt C. G. Jung in „Psychologie und Alchemie“ (Zürich 1952, S. 341/42) die Schöpfungstafel aus dem „Scivias“ zu einem alchemistischen Traktat des 18. Jahrhunderts mit gnostischen Tendenzen, und die Kosmostafel des Lucca-Codex gar soll (l. c. 496/97) die androgyne Anthroposlehre in einem Zosimos-Text des 3. Jahrhunderts illustrieren.

Rein methodisch sind wir auf beiden Wegen vorgegangen, um die Sache ins Licht zu setzen: Wir suchten an einzelnen Stellen möglichst viele analoge Vergleichsmöglichkeiten, um zur rechten Unterscheidung herauszufordern; wir versuchten an anderen Stellen, ohne diese Analogien auszukommen, um möglichst die Aussagen für sich selber sprechen zu lassen. Beide Methoden ergänzten sich und bestätigten die durchlaufende Originalität der Hildegardischen Naturansicht.

Hildegards eigentliche Quelle ist die lebendige Erfahrung ihres christlichen Glaubens, in dessen reicher Symbolwelt die Heilige aufgewachsen ist. In steigendem Maße hat sie sich das Bildungsgut und die Symbolkraft dieser Glaubenswelt angeeignet. Diese Quellen — das Dogma, die Liturgie, die sakrale Kunst — sind unmittelbarer, glaubhafter und wirksamer als die rein literarischen Wurzeln, unter denen die Heilige Schrift, die Patristik und die enzyklo-



pädische Literatur des frühen Abendlandes ihre Entwicklung am meisten gefördert haben. Volkskunde und Klostermedizin sowie mündliche Tradierungen über die Kreuzfahrer mögen weiterhin viel Stoff zugetragen haben. Ohne aber ihre gläubige und aufgeschlossene Haltung in der christlichen Bildungswelt zu sehen, wird man Hildegards Lehre vom gesunden und kranken Menschen nicht verstehen.

Aus diesem weiten Kreis ergeben sich im einzelnen ganz natürlich drei hauptsächlichliche Bildungsströme:

1. Das tägliche Stundengebet führte über Jahrzehnte hinweg die religiöse Dichtung der Psalmen und der Prophetien immer wieder lebendig vor die Augen der Seherin. Hieraus ist auch der prophetische Stil erwachsen, der Gedanke und Bild auf das innigste verbindet und gerade nicht die Allegorie zum Vorbild nimmt. Hier finden wir die Schlüsselbegriffe wieder, wie: „fons vitae, lumen, opus Dei, integritas, viriditas, potentia, celus, restitutio“, aber auch rein biologische Termini wie: „caro, limus, tabes, livor, lumbi, renes, vermes“, daneben auch fertige Bilder.

2. Als zweite Quelle für Hildegards Bildung sehen wir ihr Leben im benediktinischen Stil an, das nicht auf einem individuellen Lebensplane basierte, sondern in der Lebensführung der „nova et sancta conversatio“ immerfort in die soziologische Ordnung des „Corpus Christi“ eingefügt wurde. Auf der Grundlage der „stabilitas loci“ und der „conversatio morum“ wurde Hildegard zu einer Persönlichkeit voll „honestas, gravitas, humilitas“ geformt, in einer „discretio“, deren Frucht die „pax“ ist. Der Mensch der Zivilisation hat keinen Begriff mehr davon, wie solche Haltung im Kontakt mit der Realität des Lebens steht und wie sehr eine solchermaßen aufgeschlossene Persönlichkeit Einsicht in die biologischen Rhythmen, in kosmische Weltzusammenhänge, aber auch in das bewegte Leben der eigenen Organisation gewinnen kann.

3. Neben dieser Zeichenwelt und dieser Lebensform darf als mehr fachliche Quelle die Klostermedizin herangezogen werden, die über Jahrhunderte hinaus die abendländische Medizin beherrscht und tradiert hat. Dieser Schulung ist auch das zeitgenössische Niveau zur Last zu legen. Indessen fehlen selbst hier die direkten Bezüge, so daß mehr das Milieu mit seiner ganzen praktischen Unterweisung und Handhabung, aber auch mit seiner theoretischen, jedoch nicht schriftlich fixierten Ausbildung in Frage kommt.

Sicherlich ist das Weltbild Hildegards geladen mit Tradition, intuiert aus alttestamentarischen Vorstellungen, die wiederum in die orientalische Symbolwelt zurückweisen, gestrafft durch spätantike und fröhscholastische Denkformen, bereichert durch noch andauernde Einflüsse aus der Väterzeit: im Grund jedoch ist diese Bildwelt neu konzipiert, voll des eigenen mystischen

Feuers und Ausdruck der eigenen Erfahrungen einer begnadeten Frau, die sich von Gott belehrt weiß.

#### Die Bearbeitung des Textes

Die vorliegende „Heilkunde“ bezieht sich auf die Kopenhagener Handschrift der sogenannten „Causae et curae“; die Edition von Kaiser wird gelegentlich, nicht grundsätzlich kritisch herbeigezogen. Zur Text-Ergänzung diente das Berliner Fragment des Codex Berolinensis Lat. Qu. 674 (Edition in Sudhoffs Archiv für Geschichte der Medizin 40 [1956] 41—77). Unter den Visionen wurde besonders der „Liber divinatorum operum“ benutzt. Um der ursprünglichen Textgestalt möglichst nahe zu bleiben, wurden die Zusätze in die Erläuterungen gegeben.

Die „Heilkunde“ gehört offensichtlich in das Gesamtschrifttum Hildegards. Deshalb sollen in der Interpretation möglichst breit die Verbindungen zu den übrigen naturkundlichen, aber auch theologischen Schriften genannt werden. Insofern folgt die Arbeit organisch auf das Buch „Scivias“, leitet unmittelbar zur „Naturkunde“ (Physica) über, ist aber weiterhin auch mit den kosmologischen und ethischen Visionen verbunden, in denen Hildegards „Weltkunde“ (Liber divinatorum operum) und „Lebenskunde“ (Liber vitae meritorum) verankert sind.

Selbstverständlich kann diese Schrift auch als Dokument medizinischer Entwicklungen oder kulturhistorischer Strömungen gelesen werden. Aber sie kann nicht verstanden werden, wenn man sie nicht Schicht um Schicht aus dem kulturhistorischen Boden heraushebt, aus der kosmologischen Perspektive herauschält, herauslöst endlich auch aus ihrer metaphysischen Hintergründigkeit, von der allein aus sie durchschaut und verstanden werden kann. Die Methode hierfür ist ein Hilfsmittel, das jedem zur Verfügung steht: eben das gesamte Schrifttum Hildegards.

Alles, was nur als Text in Frage kommen kann, hat über unser Thema „Heilkunde“ — wie übrigens auch über jedes andere zu stellende Hildegard-Thema — etwas auszusagen. Diesen weitesten Umweg glaubten wir gehen zu müssen, um aus der theologischen Weltanschauung und über die kosmologischen Vorbilder den Weg zum Bild des Menschen zu finden und um daran überhaupt erfahren zu können, was mittelalterliche Heilkunde eigentlich gewesen ist.

Die Texte des *Scivias* und *Liber Divinorum Operum* werden zitiert nach der Migne-Ausgabe der *Patrologia latina* 197 mit Angabe der Kolumnen und Abschnitte, ebenso einige Stellen aus der *Physica*. Zitate aus dem *Liber Vitae Meritorum* sind als P. mit Seitenzahl nach Pitra, *Analecta sacra VIII* angegeben. Die *Briefe* sowie die *Carmina* und einige kleinere Werke finden sich ohne nähere Angabe bei Migne und Pitra. Die *Elementarlehre* des Berliner

Fragments erscheint als B mit Abschnitt und Paragraphen<sup>(\*)</sup>. Die *Causae et Curae* werden nach der Edition von Kaiser mit CC zitiert.

Die Übersetzung ist selbständig, respektiert jedoch die Übertragung von Hugo Schulz, dem die fehlerhafte Textvorlage nicht zur Last gelegt werden soll. Einzelne Termini Hildegards konnten nicht adäquat übersetzt werden; sie wurden übernommen und bleiben für eine spätere Deutung offenstehen. Eine Übersetzung kann nie endgültig und verbindlich sein. Sie sollte zunächst nur den Inhalt geben und mit seinem fremdartigen Charakter vertraut machen. Das Unerschlossene bleibt als Spannung, die an den Leser weitergegeben werden muß. Aus dieser Spannweite ergeben sich Distanz und Beziehung zum Thema.

Die Erläuterungen bringen nach jedem Abschnitt einen überleitenden und interpretierenden Zwischentext. Dabei soll Hildegard selber zu Wort kommen, um aus der Naturschrift die Leitlinien auch in das übrige Schrifttum verständlich zu machen. Die Gegenüberstellung charakterisiert beide Schriftgattungen, sie ergänzt das Provisorische der übersetzten Naturkunde, weitet den kosmologischen und theologischen Rahmen und beleuchtet die eigentümliche Denkstruktur des mittelalterlichen Symbolismus.

Auf lateinische Zitate wurde verzichtet. Treffende Formeln sowie die Schlüsselbilder sind in Klammern beigelegt worden. Exkurse über Einzelfragen finden sich in den Anmerkungen und sollten den Apparat nicht belasten. Die Literatur ist in Auswahl gegeben. Für die biobibliographischen Daten sei auf „Wisse die Wege“ (Salzburg 1954) hingewiesen.

(\*) An dieser Stelle möchte ich den Chorfrauen der Abtei St. Hildegardis Eibingen meinen ergebensten Dank sagen: sie haben mich auf das Fragment des Berliner Codexes aufmerksam gemacht und sind mir — wie auch bei meinen sonstigen Hildegard-Studien — ständig mit ihrer Anregung und Kritik behilflich gewesen.

## VON DER SCHÖPFUNG DER WELT

GOTTES SEIN / DAS WESEN DER SCHÖPFUNG /  
 ERSCHAFFUNG VON LICHTWESEN /  
 REBELLION DER SCHÖPFUNG /  
 DAS NICHT-SEIN DES ÜBELS / DESINTEGRATION  
 DER WELT / DER EWIGE RATSCHLUSS DER  
 INKARNATION / GOTTES PLAN MIT  
 DEM MENSCHEN

Gott ist vor der Erschaffung der Welt gewesen, ohne Anfang; denn ER IST. Er ist das Licht und alle Herrlichkeit gewesen und ist es immerdar. Immer ist ER das Leben gewesen.

Als dann Gott die Welt zu erschaffen gedachte, brauchte Er nichts weiteres dazu; denn schon in Seinem Wollen war der ganze Weltstoff vorhanden. Als nämlich Gottes Wille aus sich herausging, um die ganze Wirklichkeit zu erschaffen, da trat aus dem Wollen selbst und wie Gott es wollte, der Stoff der Welt heraus, noch ungeformt und wie ein dunkler Klumpen.

Und das Wort des Vaters erscholl: Es werde Licht! — da war alles Licht und die Welt voll leuchtender Wesen. Denn das Wort „es soll Licht werden“ bedeutete nicht irgendwelche Lichter, sondern jenes besonders geformte Licht, jene Licht-Gestalten, welche die Engel sind. Als Er aber sprach „es sollen Lichter werden“, bedeutete dies erst jenen lichten Luftstoff, den wir zu Gesicht bekommen.

Lucifer aber erblickte gen Norden einen freien Raum, der noch nicht schöpferisch ausgefüllt war; dort wollte er nun mit seiner Herrschaft einsetzen, um da noch reichhaltigere und herrlichere Schöpfungen zu wirken als Gott; denn von Gottes Absicht, noch andere Kreaturen zu erschaffen, wußte er nichts. Er hatte ja weder das Antlitz des Vaters angeschaut, noch wußte er von Seiner Allmacht, noch konnte er Seine Güte kosten; so versuchte er denn, ehe er all dieses erfahren hatte, sich Gott zu widersetzen (rebellare). Gott hatte nämlich dies alles noch nicht offenkundig werden lassen; Er hielt es verborgen, wie ein mächtiger Herr es wohl tut, der seine Stärke den anderen, die ihn noch nicht kennen, verborgen hält, bis er sieht, was sie von ihm halten, was sie zu beginnen und auszuführen gedenken.

Da Lucifer aber in seinem verkehrten Wollen (*perversa voluntas*) sich zum Nichts emporheben wollte, fiel er, weil es ja Nichts gewesen ist, was er schaffen wollte, in eben dieses Nichts und vermochte dort nicht Fuß zu fassen, wo er

ja unter sich keinerlei Grund haben konnte. Hatte er doch über sich keine Höhe, unter sich keine Tiefe, welche ihn vor dem Fallen hätten halten können. So stürzte er denn. Nun rief aber, so wie er sich zum Nichts hin ausstreckte, der Beginn eben dieses Auslangens nach Nichts schon das Übel hervor: allso gleich brannte dieses Übel, aber ohne alle Klarheit, ohne jeden Lichtglanz, nur rein in sich selbst, entfacht durch Gottes strafenden Eifer (zelus Dei), sich herumwälzend wie ein Rad, welches nur sich selber herumwirft. Dabei trug diese Feurigkeit nichts aus sich heraus als Finsternisse.

Damit sind Gut und Böse auseinandergefallen: weder berührt das Gute das Böse, noch das Böse das Gute. Gott blieb so unberührt (integer), ganz vollkommen wie ein Rad (rota); Er blieb der Vater voll Güte, weil Seine Vaterschaft voll ist von Seinem Gutsein: Vaterschaft ist ja ganz gerecht, ganz voll Güte und zugleich das Mächtigste und Beständigste, und von da her gemessen wird sie aufgefaßt als ein Rad. So ist doch Gott irgendwie wie ein Rad<sup>(1)</sup> und dieses selbst in irgendeiner Beziehung Symbol für das Vollkommene. Hätte dieses Rad nichts als seinen äußeren Umlauf, würde es sich in solchem Leerlauf erschöpfen. Und wenn zufällig ein Fremder daherkäme und da noch etwas dran schaffen wollte, so könnte er es nicht; denn an einem einzigen Rad können nicht zwei Handwerker gleichzeitig ihre Verrichtungen anstellen.

O Mensch, schau dir doch daraufhin den Menschen richtig an: der Mensch hat ja Himmel und Erde und die ganze übrige Kreatur schon in sich selber und ist doch eine ganze Gestalt (forma una), und in ihm ist alles schon verborgen vorhanden (in ipso omnia latent).

So ist Vatergüte gleichsam der Kreis im Rad, Vaterliebe ist des Rades Fülle. Die Gottheit waltet in ihr; aus ihr stammt alles; außer ihr ist kein Schöpfer. Lucifer aber hat diese Ganzheit nicht (integer non est); er geriet in die Zersplitterung und ist gespalten, da er sein wollte, was er nicht sein sollte<sup>(2)</sup>. Kein geschaffenes Wesen aber kann existieren, das nur in einer einzigen Eigentümlichkeit (proprietas) Bestand hat; es muß vielmehr mehrere solcher besonderen Beschaffenheiten aufweisen. Das Nichts allein hat keine besondere Eigenart, aus welcher es seinen Bestand herholen könnte; es ist deshalb einfach — nichts. Aus diesem Grunde verlieren auch die anderen Geschöpfe, sobald sie sich aus freiem Willen heraus mit solchem Nichts in Verbindung setzen, die ihnen charakteristischen Eigenschaften und werden gleichfalls zu-nichte<sup>(3)</sup>.

Als Gott nun die Welt erschuf, hatte Er schon in Seinem ewigen Ratschluß festgesetzt, daß Er Mensch werden wollte<sup>(4)</sup>.

Und da Er das Licht schuf, welches geflügelt war und überall hinfliegen

konnte, beschloß Er zugleich damit, daß Er dem geistigen Leben, welches der Geisthauch des Lebens ist, eine körperliche Masse, das ist eine aus dem Lehm der Erde (limus) herausgehobene Gestaltung, geben würde, die weder fliegen noch hauchen könnte noch die Möglichkeit haben sollte, sich von sich aus zu erheben; deshalb sollte sie dermaßen gebunden sein, damit sie um so aufmerksamer aufschauen könnte zu ihrem Gott. Aus diesem Grunde hatte auch die alte Schlange einen Haß auf solche Verbindung, weil nämlich gerade dieses Menschenwesen, das durch seine Leiblichkeit beschwert worden war, sich dennoch kraft seiner Vernunft (in rationalitate) zur Gottheit aufrichten sollte.

*An den Anfang ihrer Krankheitslehre und Heilkunde stellt Hildegard das Phänomen der Schöpfung; von ihm allein her ist der gesunde wie der kranke Mensch in seinem Grundwesen zu fassen. Das ganze Mittelalter hat den Menschen in seiner kreatürlichen Abhängigkeit gesehen; nur als Kreatur wußte sich der Mensch einzuordnen in die Welt und seine Lebenserfahrungen sinnvoll zu deuten. Wie wollte auch ein autonomes Wesen sich selbst seine Ordnung geben und deren Sinn finden, es sei denn, es wäre die absolute Autarkie selber? Die aber ist Gott allein. Ganz natürlich gehört so für Hildegard an die Spitze einer Anthropologie und Pathologie der Schöpfungs-Begriff.*

*Die Lehre von der Schöpfung hat ihre Geschichte. Die Antike kannte eine „Schöpfung“ nicht; ihr kosmogonisches Prinzip war der Demiurg, der Weltbaumeister, der einem plastischen Stoff die Dispositionen gab. Voll vom Geheimnis der Schöpfung war das Alte Testament, ohne sich indes mit einem „Begriff“ vertraut machen zu können; alles blieb dort noch im Mysterium des Anfangens. „Gott schuf die Welt aus nichts“ — ist schon zu rational übersetzt. Erst der Patristik gab antike Denkschulung die Möglichkeit, einen „Schöpfungs-Begriff“ zu konzipieren; er erhielt in der Scholastik seine feste begriffliche Prägnanz.*

*Hildegards Bilder von der Schöpfung der Welt ruhen auf dieser Tradition und runden sich aus dieser Entwicklung; dennoch steht sie mit ihrer eigenwilligen Resonanz und Farbigkeit dazwischen und jenseits der formalen Vollendung scholastischer Rationalität. Ihre Bilder kreisen um das Licht der Schöpfung und meinen das Leben des Schöpfers. Die lichte Existenz eines heilen Lebens ist das Thema, das Hildegard mit ihrer „Heilkunde“ anstimmt, so wie sie es auch mit dem ersten ihrer „Carmina“ besingt: „O Kraft der Ewigkeit, die Du das All ordnest in Deinem Herzen durch Dein Wort. Alle Dinge sind so geworden, wie Du gewollt hast, und dieses Dein Wort nahm Fleisch zum Gewand und wurde selber Leib durch den Hauch der Gottheit“ (P. 441). In knappen Zügen wird die Schöpfungsordnung nach dem Leben der Trinität vorgezeichnet: Gottes Vatergüte trug im Herzen den Weltplan; Gottes Wort realisierte das Wollen; Gottes Geisthauch gab dem Sohn das Gewand der Erlösung.*

Im Ursprung liegt die Einheit der Welt. „Vor aller Zeit waren die Geschöpfe alle beim Vater; Er gab ihnen in Sich ihre Ordnungen, die der Sohn hernach durch Sein Werk zur Ausführung brachte. — Das war so, daß Gott all Seine Werke wie ein Licht bei Sich vor Augen hatte; als Er dann sprach: ‚Es werde!‘ — da brachte ein jedes nach seiner Art nur noch das stoffliche Gewand anzuziehen“ (169 B/C). Alle Schöpfung quillt aus der Fülle und Endgültigkeit des dreifaltigen Seins, und jedes Geschöpf meint den Menschen, der da ist das Herz der Welt. Gott will aus Sich heraustreten, weil Er Seiner Natur nach nicht einsam ist. Wenn auch noch so verborgen und oft sehr dunkel trägt alles Sein die dreifaltigen Spuren: *vestigia Dei*. Denn auch der Stoff dieser Welt entstammt dem Willensgrund der Vatergüte.

Im Rahmen einer Krankheitslehre drängt sich sofort die Frage nach dem Wesen des Übels auf: Warum alles Leid? Woher das Böse? Warum das kranke Leben, wenn schon Leben? — Hildegard weicht diesen Fragestellungen nicht aus; waren sie doch das Kernproblem ihrer eigenen Erfahrungen, ihrer persönlichen vitalen Existenz wie auch ihrer so leidbewußten Zeit. Das ganze Mittelalter hat eindringlich die Sinnfrage des Leidens gestellt. „Wer hat sie denn“, fragt schon Augustinus (Conf. 7, 3), „in mir gesät und gepflanzt, die Blüte der Bitternis, da ich doch ganz von Dir geschaffen bin, Du Gott der vollen reifen Süßigkeit? — Wie schlich sich das Böse nur in diese Welt? Was ist seine Wurzel? Und was sein Same? Oder ist es gar nicht?“

Wie bei Augustinus, tauchte auch bei Boethius der Gedanke auf, das Böse habe kein Sein und keine Wesenheit und gar keinen ihm eigentümlichen Bestand. Für Thomas von Aquin sind „gut“ und „seiend“ vertauschbare Begriffe; lediglich das, woran das Böse haften, sei ein Etwas, wenn auch vermindert durch das Böse; so sei wohl „der Blinde“ ein Etwas, keineswegs jedoch das „Blind-Sein“! Diese Spekulationen bewegen das Mittelalter. In einem Bamberger Codex schrieb ein Mönch am Ende des 9. Jahrhunderts eine Verteidigung der Heilkunde (Cod. L III 8); darin heißt es: „Gott hat nicht das Übel erschaffen, sondern wenn es den Anschein hat, daß Übel da ist, dann ist es sein eigener Urheber, nicht aber Gott, von dem geschrieben steht: Und Gott sah alles, was Er gemacht hatte, und es war sehr gut.“

Mit dieser an Boethius und Augustinus geschulten Lehre vom Sein gibt auch Hildegard ihre Ansichten über die letzten Ursachen des Krank-„Seins“. Es ist gar kein Sein, weil es nicht geschaffen ist; es ist bloß Übel. Wie aber jedes Übel als Verlust an Sein erscheint, so auch die Krankheit als eine Partizipation am Nichts; und wie kein Übel ein Schaffendes sein kann, sondern immer nur ein Erschlaffendes, das als Versagen, Vernichten in Erscheinung tritt, so ist auch die pathologische Existenz immer nur Teilnahme am Nichts, ohne Eigenschaften und ohne Substrat; sie hat keine „causa constituens“, sondern nur eine „causa deficiens“; sie kennt keine „Erreger“, sondern nur „Versager“. Wie wäre sie auch materiell zu fassen? Will man ihr eine „Natur“ beilegen, so ist

sie: Mangel, Fehler, Verfehlung, Fall und Abfall und Verfallenheit, ein gemindertes und sich minderndes Sein, also in jedem Falle Selbst-Vernichtung.

So erscheint Krankheit bei Hildegard unter dem Bilde der Leere und Dürre (*ariditas*), als eine Wegnahme, ein Ausfall, ein Daseinsollendes, das aber nicht da ist, ein Zurückbleiben hinter der „*virtus*“ und „*viriditas*“, eine Art von Verkehrtheit oder Infantilismus, wie sie in jeder Krankheitsform manifest werden. Hildegard ist in dieser Vorstellung konsequent: Krankheit ist niemals ein Geschehen, sondern immer ein Unterbleiben; Krankheit hat keinen Prozeß, sondern an ihr offenbart sich nur die Desintegration. Daß Leben sich wieder von selber vernichten kann, das ist der Seherin sehr geheimnisvoll.

Das Mysterium des Bösen hat sein Vorbild in Lucifer. Von diesem dramatischen Urfall her — und nicht von einer belasteten Materie oder einer persönlichen Schuld des Kranken — gibt Hildegard ihre Stellungnahme zur Pathogenese: Gottes Vatergüte schafft nur Gutes. Verkehrter Wille des freien Geschöpfes rebellierte und versiel dem Nichts. „Dieses Nichts, das ist der Hochmut (*superbia*)“, heißt es, und weiter (170 A): „Hochmut ist eine eigenwillige Meinung, die nur sich selbst berücksichtigt und keinem anderen vertraut. Will sie doch, was Gott nicht will, und glaubt sie doch stets nur an das, was sie selber gesetzt hat. So ist sie düster, weil sie der Wahrheit Licht mißachtet, und sie beginnt mit etwas, das sie doch nicht ausführen kann. Darum ist sie nichts, weil sie von Gott nicht gemacht und nicht geschaffen ist.“ Dieses „*respicere ad se*“ ist Bild aller geistigen und biologischen Entwurzelung, während das kreatürliche Wesen nur im Vertrauen (*confidere*) seine Existenz bestätigen kann: in der Rücksicht auf das Ganze, in einer letzten Gelassenheit und Zuversicht. „Daher soll jedwede lebendige Kreatur aufblicken zu ihrem Schöpfer (*respiciat*) und nicht danach trachten, eine eigene Selbstherrlichkeit zu haben. Kann doch ein Mensch die vollkommene Freude niemals von sich und aus sich genießen — von einem anderen muß er sie annehmen können. Dann erst wird er den warmen Jubel seines Herzens empfinden, wenn er über einen anderen das Geschenk der Freude kennenlernt“ (959 D).

Vernünftiges Wesen geht nicht von sich aus, schaut nicht auf sich, zielt nicht auf sich. „Die Vernunft richtet den Klang ihres Lobes immer auf ein anderes“ (959 D); deshalb tönt und leuchtet und klingt alles von der verantwortlichen Rücksicht auf das Ganze wider. Lucifer aber wollte aus sich, heraus tönen (*sonare*); er hatte keinen Respekt (*non respexit*); er wurde folglich vom göttlichen Sein abgeschnitten (959 D). Ohne Kenntnisse und ohne Bekümmern um die übrige Schöpfung wollte der Teufel im Norden seine Welt bauen; aber „Gott hat ihn gleichsam hinters Licht geführt, indem Er aus dem Lehm der Erde den Menschen erschuf, ein Wesen, welches in der Einheit von Seele und Leib existiert“ (1016 C). Leib und Seele tragen nun ihr „*opus*“ gegen den Satan vor. Gerade die Leiblichkeit, welche der Teufel sich als Lockspeise erdachte, wird zum Köder, dem der dumme Teufel an die Angel geht.

Wohl gelang die Verführung, und der Fall wurde zum Thema der Weltgeschichte. „Siehe, da liegt das ‚opus Dei‘, das Ich aus dem Paradiese verwarf, gespalten auf der Erde“ (273 B). Aber durch alle Gespaltenheit läuft die leitende Linie der Heilsgeschichte, und das Paradies bleibt: „Das Paradies wird im Schatten und in der Verlorenheit der Sünden nicht verdunkelt!“ Niemals hat es eine Berührung zwischen dem Guten als Seienden und dem Bösen als Versagenden gegeben. Zwischen dem Sein und Nichtsein besteht keine Brücke. Was ist, ist gut, lebendig, wirksam, fruchtbar; das Böse ist von vornherein tot, verloren, vergebens. Denn „Gott läßt sterben, was Ihn nicht berührt“ (182 B). Alles Schlechte hat eine Leere in sich (171 B). „Jede Ursache, in der keine Eigenkraft (vis) ist, ist schon tot, wie ein abgerissenes Stück Holz dürr ist, weil es die Grünkraft (viriditas) nicht mehr hat“ (170 C).

Gleichwohl ist die Tendenz zur Selbstvernichtung gewaltig; sie ist zugleich Selbstbestrafung: ein unproduktives Brennen in sich selbst, aus Gottes Gerechtigkeit geschürt. Diese ist der „zelus Dei“, der in der Weltgeschichte eine so dominierende Rolle spielt und der auch alle kranke Zeit begleitet. Dieser Strafeifer Gottes hat die Gestalt eines Löwen und versinnbildlicht Christus, der „wie ein allgewaltiger Löwe (leo fortissimus) alles Lasterhafte in das Nichts führt und total vernichtet“. Der Löwe Christus, „Gott und Mensch, kämpft mit der Allgewalt Seines Strafeifers gegen die diabolischen Laster“ (P. 88). Dieser Strafeifer bleibt dunkel auch als Brand und darf keinesfalls als Gegenlicht im Sinne eines dualistischen Prinzips oder einer manichäischen Mächtigkeit, also als Abbruch der Majestät oder Einbuße an Lebenskraft aufgefaßt werden. Gott — so heißt es klar und eindeutig — Gott blieb unversehrt wie ein Rad. Nur so versteht man das Rad, an dem zwei Handwerker nicht gleichzeitig schaffen können. Die „ROTA“, das Welten-Rad, wird uns auch in der Struktur des Kosmos und ebenso im Lauf der Zeiten vorgestellt werden; hier ist sie Bild der Ewigkeit, Prinzip des Lebens und Symbol für die göttlich-vollkommene Liebe.

„Die Ewigkeit west im Gleichnis vom Rade“ (186 C), diesem kreisrunden Ding, das nie begann und kein Ende hat — wie auch immer und immer Ewigkeit gewesen ist. „Was diese Ewigkeit sei? Gott ist sie! Ewigkeit ist aber nur Ewigkeit in der Vollkommenheit des Lebens. Daher lebt Gott jetzt in der Ewigkeit. Leben aber könnte gar nicht aus Sterblichem werden. Leben ist einfach Leben.“ Selbst der Antichrist wird — nach Hildegard — seine lebendige Seele nicht aus der Hand des Satans erhalten, sondern von Gott selber. „Denn Gott allein ist Leben, und jeder Atemzug und alles, was lebt, wird durch Ihn bewegt; denn Er allein IST, der Anfang ohne Anfang“ (1032 D). Nur so ist Sein zu verstehen; und nur so „ist“ Übel auf der Welt, das ja doch da-ist! „Warum das aber so geschehen ist“, sagt die Heilige im „Scivias“, dem Wegweiser, „das sollst du, o Mensch, nicht erforschen. Gott allein weiß es.“

Begreift man, daß dieses Schöpfungskapitel keine erbauliche Einleitungsepistel und kein versprengter theologischer Text und keine mittelalterliche Marotte einer frommen Nonne ist, sondern die metaphysische Grundlegung der Krankheitslehre und der Heilkunde?

Das will Hildegard im Voraus sagen: Gott, dem Vater und Schöpfer, lag am Herzen, den Menschen zu machen, weil Sein Sohn Mensch werden wollte. Mit aller Last eines Leibes und seiner Bindung an die Erde sollte der Mensch geschaffen werden, damit er sich nicht wie Lucifer erheben und damit er dennoch in aller Freiheit zu Gott ausblicken könne. Der Zug der Sehnsucht war es, der um so voller und stärker wirksam wurde in dieser Beschwerlichkeit, und nicht allein der dunkle, blinde Trieb der Natur. Ohne Bestimmung rein aus dem Guten und ohne Entscheidung ganz aus der Freiheit ist der Mensch in seiner jetzigen Situation nicht zu begreifen.

Weiß doch der Mensch von seiner Unzulänglichkeit und leidet am abgefallenen und herausgebrochenen Sein: all sein Glück ist, in der Teilhabe zu stehen, seine Not, nur Teilstück zu sein! So sehr hat das Übel die Leere und ist eigentlich nichts (171 B). „Wer nicht mit Mir ist, wird aufgelöst; und abgeschnitten vom Urquell des Lebens fallen die Menschen in ihr eigenes Nichts zurück.“ Aber Gott läßt den Menschen nicht allein in seiner pathologischen Situation. Der Verlust der „integritas“ erweist sich als Stachel zur „restitutio ad integritatem“. Wie der verlorene Sohn geehrt wird, so ist auch der kranke Mensch im Tiefsten ausgezeichnet durch das Kreuz, das Gottes Sohn auf sich nahm: der Schöpfer des Lebens wurde Heiland alles Seins.

So wird Krankheits-Lehre Heils-Kunde und erfährt in der Schöpfungsgeschichte eine wohldurchdachte, klargelegte, bildungsreiche Begründung und Zielsetzung, für die Hildegard ihre wunderbar einfache Formel findet: Der Mensch als volle Weltgestalt ist „forma una“, das All in der Latenz wirklicher Existenz: hier ist das ursprüngliche Bild (formatio, constitutio, generatio); hier wird die Verbildung begreifbar (deformatio, destitutio, degeneratio), und von hier aus bilden wir uns wieder und werden geformt zum Heile (regeneratio, restitutio, reformatio).

Darum der verwunderte Zwischenruf: „O Mensch, so schau dir nur recht diesen Menschen an!“

## VOM BAU-WERK DES KOSMOS

VOM GEFÜGE DER WELT / VON DER WITTERUNG /  
 DIE WINDE / DIE SONNE / VOM MOND  
 UND SEINEM KREIS /  
 DAS PLANETENSYSTEM / DIE STERNBILDER /  
 VOM MOND UND DEN BIOLOGISCHEN RHYTHMEN /  
 DER MENSCH UND DIE NATUR

Gott schuf auch die Elemente der Welt. Alle Weltelemente befinden sich im Menschen, und mit ihnen wirket der Mensch. Sie heißen aber: Feuer, Luft, Wasser, Erde. Diese vier Grundstoffe sind in sich selber dermaßen durchflochten und verbunden, daß keines vom anderen geschieden werden kann; und sie halten sich so im Gesamtverband zusammen, daß man sie das Firmament — das feste Gefüge des Weltalls — nennt. In diesem Weltgefüge ist die Sonne nahezu das Mächtigste: sie sendet über all dies ihren Glanz und ihre Glut. Um sie geschart ragen einige Gestirne von solcher Größe und Klarheit hervor, daß sie Gebirgen gleich vom Firmament herab sich auf die Erde hin erstrecken, deshalb scheinen sie auch, je näher der Erde, um so leuchtender auf uns herab. Rings um die Sonne gibt es nun noch andere Sterne, von geringerer Größe und Klarheit; sie verhalten sich gleichsam zur Majestät jener Gestirne wie Hügel, weshalb sie auch geringer erscheinen.

Wenn in der Luft größere Hitze und Feuersglut vorhanden sind, dann verursacht diese Glut ein plötzliches Aufwallen und eine gefahrbringende Überschwemmung der Wasser und entsendet sie zur Erde, wodurch Stürme und Wolkenbrüche entstehen. Das ist so, wie wenn ein Topf über starkem Feuer plötzlich aufsieht und Schaum auswirft. Solche Unwetter ereignen sich oftmals nach Gottes Richterspruch wegen vergangener Untaten oder auch als Vorzeichen von bevorstehenden Gefahren, wie Krieg, Hungersnot oder plötzlichem Sterben. Alle unsere Werke nämlich berühren die Elemente und werden von ihnen betroffen, weil sie mit den Elementen im gleichen Beziehungssystem stehen (versantur).

Wenn aber in der Luft weniger Wärme und Feuersglut sind, dann sendet sie eine geringere Aufwallung und Überschwemmung der Wasser aus; das ist dann so, wie wenn ein Topf auf kleinem Feuer nur geringe Siedung und Schaum auswirft.

Wenn aber die Luft mit Feuer und Wasser in entsprechendem Verhältnis

steht, bringt dies eine ausgeglichene Witterung mit sich, wie auch der Topf auf gemäßigttem Feuer ausgeglichen erwärmt wird.

Wenn aber die Sonne im Steigen begriffen ist, so daß ihr Feuer im Zenit des Himmels heftig brennt, dann ist auch die Luft mitunter von der Glut der Sonne ausgetrocknet und ausgedörrt: dann grenzt manchmal das Feuer dieser Sonne schon an das Feuer des Donners. Im Donner ist nämlich das Feuer des Gerichts, ferner Kälte und Gestank. Trifft einmal das Feuer des Donners mit dem Feuer der Sonne zusammen, dann wird es durchschüttert und sendet bisweilen Blitze aus, aber nur wenig; es donnert dann etwas und hört bald wieder auf, wie bei einem Menschen, der in Zorn versetzt wird, aber seinem Zorn keine Tat folgen läßt, ihn vielmehr hinunterschluckt und bändigt. Bisweilen aber wird das Feuer des Donners von allzu großer Hitze erschüttert und in mächtigen Aufruhr versetzt; dann sendet es kräftige und gefährliche Blitze aus und läßt seine Stimme gewaltig dröhnen, so wie ein Mensch, der heftig zum Zorn gereizt wird und ihm eine gefährliche Tat folgen läßt. Dann wird auch manchmal das obere Feuer des Donners von dem Feuer der Sonne berührt, und es konzentriert sich die Kälte im Donner an einer Stelle, so wie Wasser das Eis an einer Stelle sammelt: diese Kälte treibt den Hagel zu den Wolken und die Wolken nehmen ihn auf, verteilen ihn und jagen ihn auf die Erde. Der Hagel ist gleichsam das Auge des Donners.

Wenn die Sonne zur Winterzeit im Absteigen begriffen ist, schickt sie ihr Feuer nicht mehr bis in die Höhe des Himmels, und sie brennt viel mehr unter der Erde als auf ihrer Oberfläche; sie durchstrahlt dann nicht mehr die Höhen des Himmels. Aus diesem Grunde werden die Wasser der höheren Luftschichten infolge der Kälte wie mit einem Staub bestreut und lassen den Schnee herunterfallen. Wenn sie dann aber infolge Erwärmung wieder gemildert werden, schicken sie den Regen herunter. Bringt nun die Sonne weder zuviel Wärme noch zuviel Kälte auf, dann schickt sie schon einmal einen milden Regen, so wie ein Mensch, wenn er fröhlich gestimmt ist, sogar Tränen vor Freude vergießen kann.

Die vier Hauptwinde leisten unter und über der Sonne dem Firmament Beistand, halten es beieinander und umgeben das gesamte Weltall, also das Firmament vom untersten Teil bis zum obersten, wie mit einem Mantel. Der Ost ist es, der die Luft umschließt und milden Tau auf alles Trockene träufelt. Der West mischt sich mit den ziehenden Wolken, um die Wasser zu halten, daß sie nicht ausbrechen. Der Süd aber hält das Feuer unter seiner Herrschaft und hindert es daran, alles zu versengen. Der Nord schließlich nimmt die äußersten Finsternisse in Zaum, damit sie ihr Maß nicht überschreiten.

Diese vier Winde sind die Flügel der Allmacht Gottes. Würden sie alle auf einmal in Bewegung versetzt, so würden sie alle Elemente zertrümmern (complicare) und sich zerspalten (se dividere), dabei das Meer erschüttern und alle

Wasser trockenlegen. Nun aber sind sie noch durch den Schlüssel der Majestät Gottes eingeschlossen, auf daß sie die Elemente in Schranken halten; so werden sie auch keinen Menschen mit irgend einer Gefahr bedrohen, es sei denn am Ende der Zeiten: dann wird alles gereinigt werden, und danach werden sie ihren Gesang in harmonischem Einklang bringen.

Zum Firmament gehören: Feuer, Sonne, Mond, Sterne und Winde; durch all diese hat das Weltgefüge seinen Bestand und durch ihre je besonderen Eigenschaften seine Stärke, so daß es nicht auseinanderfallen kann. Wie nämlich die Seele den ganzen Leib des Menschen trägt, so halten auch die Winde den Gesamtverband des Firmaments zusammen, auf daß es nicht auseinanderberste. Diese Winde sind unsichtbar, wie auch die Seele, die Gottes Geheimnis entstammt, nicht zu sehen ist. Und wie ein Haus ohne steinernes Eckgerüst nicht fest steht, so könnten auch weder das Firmament noch die Erde, noch der Abgrund und das Weltall insgesamt mit all seinen ordnenden Bestandteilen ohne diese Winde auskommen; denn all dieses wird durch sie zusammengefügt und gehalten. Auch würde die ganze Erde zerbersten, gäbe es diese Winde nicht, wie ja auch der Organismus auseinanderfallen müßte, wenn er keine Knochen hätte.

Der Ostwind erster Ordnung (*principalis ventus*) hält das gesamte Ostgebiet zusammen; der Westwind erster Ordnung die westlichen Bezirke; der Südwind den südlichen Bereich und der Nordwind erster Ordnung den ganzen Norden. Jeder von diesen Winden erster Ordnung aber hat zwei andere schwächere Winde, gleichsam als seine beiden Arme zur Verfügung, in welche er bisweilen einen Teil seiner Kräfte hineinbläst. Diese schwächeren Winde haben gleichwohl dieselbe Natur wie die Hauptwinde, so daß ein jeder dieser untergeordneten Winde seinen Hauptwind gewissermaßen wie sein Haupt nachahmt, nur mit verhältnismäßig geringerer Kraftentfaltung, wobei sie aber doch mit ihrem Hauptwind in die gleiche Richtung blasen, ähnlich wie auch die beiden Ohren am Kopf aus gleichen Richtungen ihr Hörvermögen betätigen. Werden sie einmal durch Gottes Geheiß zu einer Strafaktion aufgerufen, dann empfangen sie ihr Blasen und ihre Kraft von den Hauptwinden; sie geraten dann in solche Unruhe und machen ein solch gewaltiges Getöse mit einem dermaßen gefährlichen Aufprall, wie es auch die schlechten Säfte im Organismus tun, welche sich als gefährliche Unruheherde auswirken, indem sie den Menschen in Krankheit stürzen. Seit Anbeginn der Welt jedoch sind diese Hauptwinde noch niemals in ihrer vollen Kraftentfaltung aufgeboten worden, und sie werden auch nicht dazu bewegt werden bis an den jüngsten Tag. Dann allerdings zeigen sie sich in ihrer ganzen Macht, und ihr Wehen braust dann so gewaltig los, daß im Zusammenprall ihrer Leidenschaften die Wolkendecken zerfetzt werden und das gesamte obere Himmelsgewölbe einfach zusammengefaltet und zertrümmert wird; in ähnlicher Weise wird ja auch der Leib des Menschen auseinandergerissen und alle seine Organe verworfen, wenn erst einmal die Seele den Körper verlassen und sich von ihrem Organismus gelöst hat.

Der *Ostwind* hat zwei Flügel, mit welchen er auf das ganze Weltenrund eine Anziehungskraft ausübt: einer der Flügel hält von der Höhe bis zur Tiefe die Sonne in ihrer Bahn, während der andere dem Lauf der Sonne entgegenwirkt und sich als Hemmkraft erweist, damit sie nicht über das vorgeschriebene Maß ihre Bahn zieht. Dieser Wind ist es, der alle Lebensfeuchte durchnetzt und der alle Keime aussprießen läßt.

Der *Westwind* besitzt sozusagen einen Mund, um alle Gewässer auseinanderzublasen und zu zerstäuben; auf diese Weise teilt er allen Wassern die richtige Laufbahn zu und zerstreut sie, damit nicht eine Wasserflut über die andere steige, sondern rechtmäßig dahinströme; er hat nämlich Gewalt über jene Luft, welche die Wasser hält. Dieser Wind ist es, der alles Grüngewordene und alles, was in seine Nähe kommt, zum Verwelken bringt.

Der *Südwind* führt gewissermaßen einen eisernen Stab; er hat oben drei Abzweigungen und ist unten spitz. Er ist gleichsam zusammengesetzt aus jener stählernen Kraft, die das Firmament und den Abgrund hält. Wie nämlich Stahl alle Metalle meistert und bändigt und wie das Herz den Menschen stark macht, so hält auch die Kraft dieses Windes das Firmament und die Abgründe in seinem Bereich so zusammen, daß sie nicht auseinanderfallen können. Oben aber, in seinen drei Abzweigungen, zeigen sich seine drei Vermögen (*vires*): eins temperiert die Sonnenwärme im Osten, ein zweites drückt die Glut der Mittagshitze herab, und eines bringt diese Glut im Westen zum Abkühlen, damit sie sich dort nicht weiter auswirke. Unten aber ist der Stab spitz, weil seine Kraft auch im Abgrunde fixiert ist, damit von dort her Feuchte und Kälte nicht über Maß nach oben steigen. Dieser Wind ist es, der alles reifen macht; alles bringt er zur Frucht: die Blätter im Wald und das Gras, alle Saat, das Obst und den Wein und den ganzen übrigen Ertrag dieser Erde.

Der *Nordwind* hat vier Säulen; mit ihnen stützt er das ganze Firmament und auch den ganzen Abgrund. Wenn er diese Grundpfeiler einmal nach oben entzogen haben wird, dann wird das Firmament in den Abgrund krachen. Diese vier Säulen hinwiederum halten die vier Elemente; dort, in den nördlichen Bezirken, werden sie eng ineinandergefügt, kommen hier auch zu ihrem Abschluß und ruhen gewissermaßen auf diesen Pfeilern, damit sie nicht fallen. Wenn dann aber dieser Wind mit seiner Mächtigkeit die vier Säulen am jüngsten Tag erschüttern wird, dann wird das Firmament zusammengefaltet werden, so wie man Schreiftafeln zusammenzuklappen pflegt. Dieser Wind ist es, der so kalt ist und der die Kälte mit sich bringt, der alles mit Eiseskälte zusammenhält und erstarren läßt, daß es nicht mehr wegfließt.

Wie schon gesagt, hat die *Sonne* ihren Standort im Gipfel und doch gleichsam in der Mitte des Firmaments. Sie ist feuriger und luftartiger Natur und hält mit ihrem Feuer die Stütze und das Fundament des Firmaments zusammen, samt Luft, Himmel, Gestirnen und Wolken, damit sie nicht zerfließen; so gibt



ja auch die Erde allem, was auf ihr lebt, Bestand. Auch der himmlische Äther wird von der Sonne gefestigt.

Sobald die Sonne in der Höhe des Firmaments steht, eilt das Feuer ihr entgegen und steht ihr zur Verfügung. Und die Sonne festigt das ganze Weltgefüge und breitet ihre glanzvolle Herrlichkeit über das gesamte Erdenrund aus: so kann die Erde ihre Grünkraft und alles Blühen ans Licht bringen. Zu dieser Zeit sind die Tage lang, weil die Sonne zuoberst am Himmel läuft; dann ist Sommer-Zeit.

Neigt sich aber die Sonne zur Erde herab, dann eilt die durch den Wassergehalt bedingte Kälte ihr entgegen und macht, daß alles Grüne zum Welken kommt. Und weil die Sonne sich jetzt der Erde zugeneigt hat, sind die Tage kürzer: es ist Winter. Die Glut der Sonne aber ist im Winter größer unter der Erde als auf ihrer Oberfläche; wäre jetzt die Kälte ebenso stark unter wie auf der Erde oder im Sommer die Hitze unter der Erde so stark wie über ihr, dann müßte durch einen derartigen Gleichgewichtsverlust (immoderatio) der ganze Erdball zerspringen. Wenn der Winter nahe ist, dann steigen Unwetter aus den Wassern und verdüstern das Licht der Sonne: dann werden die Tage dunkler. Wenn dagegen der Sommer bevorsteht, dann verziehen sich die Unwetter unter die Erde: die Tage werden dann mehr und mehr schön und heiter, weil der Sommer da ist.

Die Sonne ist in ihrem Umlauf eine Ganzheit (integer); sie ist immer voll und leidet keinen Verlust. Dabei sendet sie ihr Licht dem Mond, indem sie sich ihm nähert; das ist einem Manne zu vergleichen, welcher seinen Samen in den Schoß der Frau ergießt.

Der *Mond* besteht aus dem Feuer und der dünnen Luftschicht (tenuis aer); hier hat er seinen Standort und seine Wohnung, während anderseits durch ihn diese Luftschicht gefestigt wird. Wenn er kein Licht mehr hat, verschwindet er unter der Sonne; von dieser geht dann eine Sphäre aus, die ihn wiederum — wie Achat das Eisen — an sich zieht. Die Sonne steckt den Mond in Brand; aber auch die übrigen Planeten und Gestirne sowie die Luft und alle Himmelslichter rings um den Mond brennen ihm entgegen und stehen ihm zu Diensten, wenn er entzündet wird. Sobald er aber entbrannt ist, wächst er allgemach zur vollen Reife: so wird ja auch ein Holzstoß oder ein Haus, das in Brand gesetzt worden, nur langsam anbrennen, bis es dann schließlich ganz und gar in Flammen aufgegangen ist. In der Zwischenzeit und während der Mond zunimmt und rund wird, festigt die Sonne das obere Himmelsgewölbe und läßt niemals von dieser ihrer Funktion ab.

Die Sonne führt den Tag mit sich und hat ihn bei sich, weil das obere Himmelsgewölbe so hell ist; der Mond aber begleitet die Nacht, da die Erde dann finster ist. Ist aber der Mond ganz aufgefüllt und so rund geworden wie ein schwangeres Weib, dann vermag er sein Licht zu entsenden und an die

Sterne weiterzugeben: und so leuchten die Sterne heller auf. Daraufhin erwärmen die Gestirne mittels dieser Wärme auch die Luft und machen sie kräftig; die erwärmte Luft aber schickt ihren Schweiß, den Tau, auf die Erde und macht sie fruchtbar. Die solchermaßen überall durchnetzte Erde kann dann die Früchte hervorbringen. Während in der Zwischenzeit der Mond wieder abnimmt, indem er ja sein Licht den Gestirnen abgab und während er, von der Sonne neu entflammt, wiederum zur runden Größe wächst, senden auch die Sterne Licht und Wärme, welche sie vom Mond empfangen, in die Luft aus zu deren Erwärmung und allmählichen Kräftigung. Die Luft aber gießt ihren Schweiß von oben herab zur Befruchtung der Erde, damit sie von neuem wieder Licht und Wärme aufnehmen kann, indes die Sterne, beim wiederum zunehmenden Mond lichtleer geworden, im abermals abnehmenden Mond wieder aufgefüllt werden, um ihrerseits Luft und Erde zu kräftigen, damit dann schließlich, wenn die Sterne wieder abgenommen haben, der Mond von neuem voll werde.

Manchmal zur Nachtzeit leuchten die Sterne so, daß glühende Kugeln (sphaera) oder feurige Wurfspieße (iacula) in der Luft zu fliegen scheinen; das kommt daher, daß die Sterne ihr Feuer in die Luft schicken, um diese zu festigen, damit sie selbst wiederum durch ihre Wärme die Erde befruchten kann. Bei diesem Vorgang sieht und hört man des öfteren, daß die Luft sich vom Feuer und der Wärme der Gestirne reinigt, so daß aus ihr Schmutz gleichsam wie Kot (faeces) herunterfallen kann. Desgleichen fliegen zur Sommer- und Winterscheide, wenn der Sommer geht und der Winter naht oder umgekehrt der Winter weicht und der Sommer kommt, in der Luft Arten von Gerinnsel (coagulatio) oder auch gewisse weißliche Fäden, und zwar überall dort, wo die Luft sich reinigt. Diese sinken beim Zusammentreffen dieser beiden Jahreszeiten, also beim Zusammenstoß von Sommer und Winter, auf die Erde herab.

Wenn gelegentlich einmal eine Mondfinsternis sichtbar wird, so kommt das daher, daß die Elemente mit den Stürmen zusammenprallen und eine Auseinandersetzung haben. Der Mond wird bei diesem Ereignis weder ausgelöscht noch ist er im Abnehmen; vielmehr verdunkeln ihn nur die Unwetter für eine kurze Zeit. Des Mondes Kraft aber ist stark genug, diese Stürme zu überwinden: danach sendet er seinen Glanz wieder aus, weil er mehr Macht besitzt als jene Unwetter.

Es gibt noch fünf andere *Planeten*. Sie haben ihr Licht vom Feuer und der Luft und bedeuten die Kraft und den Zusammenhalt des Firmaments (firmamentum firmamenti). Ihren Lauf nehmen sie ebenso durch die Höhen wie durch die Tiefen des Weltenraumes, damit sie auch dorthin leuchten können, wo die Sonne nicht mehr strahlt und ihren Glanz kaum sichtbar werden läßt. Durch ihr Dasein und ihren Umlauf dienen auch sie der Sonne, hemmen ihre

Geschwindigkeit und zehren an ihrem Feuer. Durch ihren Einfluß glüht die Sonne nicht mit solcher Feuerlohe, wie sie wohl brennen würde, wenn dieses Planetensystem sie nicht daran hindern würde. Gleichwie die fünf Sinne des menschlichen Organismus seinen Leib zusammenhalten, so halten auch diese fünf Planeten die Sonne und sind ihre Zierde.

Das *Firmament* dreht sich mit großer Geschwindigkeit. Die Sonne samt den fünf Planeten läuft ihm dabei in umgekehrter Richtung etwas langsamer entgegen und hemmt so seine Geschwindigkeit. Würde die Sonne mit dieser Blockade das Firmament nicht bremsen oder würde sie mit den übrigen Planeten ihm mit der gleichen Geschwindigkeit entgegenwirken, mit welcher dieses sich selber dreht, dann müßte alles durcheinandergeraten, und das Weltgefüge als Ganzes würde auseinanderbersten. Wäre indes das Firmament gänzlich unbeweglich und würde sich nicht drehen, dann müßte die Sonne nahezu den ganzen Sommer über der Erde stehen, ohne daß es Nacht würde, und fast den ganzen Winter ohne Tag unter der Erde bleiben. Nun aber dreht es sich auf diese Weise: während es selber der Sonne entgegenwirkt und diese dem Firmament, wird es um so schneller von ihrer Wärme verdichtet und gefestigt; die Sonne durchläuft dann nämlich das ganze Firmament und durchdringt und durchströmt es mit ihrem Feuer.

Vor dem Fall Adams war das Firmament unbeweglich gewesen und drehte sich nicht; erst nach dem Sündenfall begann es sich zu bewegen und herumzuwälzen. Nach dem jüngsten Tag aber wird es wieder unbeweglich dastehen, so wie es im ursprünglichen Schöpfungsstand vor Adams Fall gewesen war.

Nun aber dreht es sich in der Weise, daß es von Sonne, Mond und Gestirnen verstärkt und gefestigt werden kann; stünde es nämlich unbeweglich, so würde es bald verflüssigt und erweicht auseinanderfließen. Während es sich so allmählich herumdreht, vermag es gleichzeitig die Elemente zu reinigen. Das Resultat dieser Reinigung sind mitunter wäßrige schwarze Wolken, die als solche unsichtbar werden. Dieses Ereignis hat man sich so vorzustellen, wie wenn Wasser, in einem Topf über das Feuer gestellt, im Siedezustand seinen Schaum auswirft und sich so reinigt.

Bei dieser Umdrehung bringt es wunderbare Klänge hervor, die wir aber wegen der allzugroßen Höhe und Weite des Firmaments nicht zu hören vermögen. Das ist so zu verstehen, wie auch eine Mühle oder ein Lastwagen manchmal beim Drehen ihre Geräusche machen. Dieses Firmament aber hat deshalb einen solchen Abstand an Höhe und Weite von der Erde, damit die Menschen und Tiere auf der Erde nicht zugrunde gehen; darum ist es weit genug von ihnen entfernt. Wäre es ihnen nämlich benachbart, dann müßten Mensch und Vieh wegen des Feuers und der Winde, wegen des Wassers und der Wolken vergehen.

Wie Leib und Seele eine Einheit sind und sich gegenseitig stützen, so verhalten sich auch die Planeten zum Firmament: auch sie hegen sich gegenseitig

und machen sich stark. Wie aber die Seele es ist, welche ihren Leib belebt und kräftigt, so ist es auch die Sonne, die mit dem Mond und den übrigen Gestirnen das Firmament mit ihrem Feuer wärmend hegt und stärkt. Das Firmament ist da gleichsam des Menschen Haupt; Sonne, Mond und Sterne sind wie die Augen; die Luft gleicht dem Hören, der Wind dem Riechen; der Tau ist wie der Geschmack; die Seiten des Weltalls sind gleichsam die Arme und dem Tasten vergleichbar. Die übrigen Geschöpfe, die auf der Welt existieren, sind wie der Wind; die Erde aber ist wie das Herz. Wie das Herz nämlich den Organismus oben wie unten zusammenhält, so ist auch die Erde für die Gewässer ihrer Oberfläche gleichsam das sichere Land, für das Wasser unterhalb der Erde aber gewissermaßen ein fester Widerstand, damit es nicht in verkehrter Weise ausbrechen kann. Der Abgrund aber ist den Füßen vergleichbar sowie dem aufrechten Gang des Menschen.

Als Satan aus den Himmeln stürzte, jener Teufel, der sitzen und herrschen wollte und doch keine Kreatur zu schaffen und zu gestalten vermochte, da errichtete Gott auf der Stelle das Firmament, damit jener sehen und einsehen mußte, was und wie großartig Gott zu schaffen und zu gestalten vermochte. Damals setzte Er auch die Sonne, den Mond und die Gestirne in das Firmament, damit der Teufel daran sehe und einsehen konnte, welche Pracht und Herrlichkeit er verloren hatte.

Nicht alle Sterne haben gleiche Größe und gleichen Glanz: einige sind größer, andere wieder kleiner; die einen haben stärkeren, andere einen schwächeren Glanz. Das Firmament aber wird zuoberst durch die Sonne gehalten, so daß es nicht über ein bestimmtes Maß hinaussteigen kann; unten hält es die irdische Luft (aer terrae), welche die Erde mit den Wolken zusammenhält, auf daß es nach unten seine Grenzen nicht überschreite. So wird das Weltgefüge oben wie unten fest zusammengehalten, damit es, wie soeben gezeigt werden sollte, seine rechtmäßigen Schranken nicht überschreite.

Wie nun das Firmament auf seinem Lauf von den sieben Planeten begleitet wird, so stehen auch diese ihm mitsamt ihrer Gesellschaft von anderen zwölf Sternbildern zur Seite und leisten ihm Hilfe. Wenn nämlich die Sonne in das Zeichen des Steinbocks gekommen ist, dann geben ihr die zwei Planeten, die sie bis zum Sternbild des Schützen begleitet hatten, gewissermaßen einen Wink, daß sie wieder aufwärts zu ihrer früheren Bahn zurückkehre und ermahnen sie so zu ihrem bisherigen Ansteigen. Zeichen des Steinbocks heißt es aber, weil der Planet gleichfalls eine Neigung zum Aufsteigen hat. Diese zwölf Sternzeichen haben nämlich mit ihren Benennungen weiter nichts zu sagen, als daß sie, wie auch die fünf übrigen Planeten mit ihren Bestimmungen, die Sonne im Sommer zum Steigen veranlassen und im Winter ihren Niedergang aufnehmen und daß sie auf diese Weise verdeutlichen, wie sie ihr zu Diensten stehen.

Wenn nun die Sonne bis zum Zeichen des Steinbocks gelangt ist, laufen die drei anderen Planeten unter ihre Bahn und treiben sie so allgemach weiter bis zum Zeichen des Wassermanns. Beginnt sie hier ihren Aufstieg, so wärmt sie die Erde vom Grunde auf und ebenso auch die unterirdischen Gewässer; diese sind folglich unter der Erde im Winter wärmer als im Sommer. Im Zeichen des Wassermanns geht jetzt der Planet, der sein Feuer ununterbrochen von der Sonne bezieht, derjenige also, der im Zeichen des Krebses unter der Sonne steht, rückwärts mitsamt den übrigen begleitenden Planeten. Die Sonne begleiten sie nur bis zum Sternbild der Fische; wenn sie da angelangt sind, steht sie schon gewissermaßen inmitten der Gewässer.

Die Fische aber, die sich bislang wegen der Kälte verborgen hielten, beginnen jetzt ihre Wärme zu fühlen und fangen an zu laichen (ad fecunditatem procedunt). Der andere Planet indes, der im Zeichen des Krebses zur Rechten der Sonne stand, eilt ihr hier entgegen, und sie reißt ihn mit sich aufwärts bis zum Zeichen des Widders. Wenn nun die Sonne auf diese Weise zum Zeichen des Widders gekommen ist, eilen ihr hier die zwei unteren Planeten entgegen, fangen sie auf, um langsam mit ihr nach oben zu steigen und stupsen sie so vor sich her, wie ein Widder mit seinen Hörnern dies tut.

Ist sie nun weiter hochgekommen, gleichsam bis zum Zeichen des Stiers, dann bleiben diese beiden Planeten zurück und zwei andere kommen ihr entgegengelaufen; diese machen sich selten sichtbar und sind kaum zu sehen, falls sie nicht irgendwelche Wunderzeichen mit sich führen. Diese drängen die Sonne mit wilder Wucht weiter nach vorwärts wie ein Stier, wenn er kräftig mit den Hörnern stößt; so führen sie die Sonne in ihren höchsten Stand, und zwar derart, daß bei ihrem Stand im Zeichen der Zwillinge jeder von diesen beiden auf eine der Sonnenseiten zu stehen kommt und sie so getrennt ihren höchsten Stand erreichen können.

Sodann aber, wenn im Zeichen des Krebses die Sonne schon wieder im Niedergang begriffen ist, eilt jener Planet, welcher sie zur Rechten begleitet, ihr etwas voraus und trifft den anderen Planeten unterhalb der Sonne; sogleich geht dieser, der den andern sich nähern fühlt, ein wenig zurück, und der andere folgt ihm. Dann kehrt dieser wieder um: der erste weicht zurück und jener folgt ihm. Und so gehen beide eine Zeitlang hin und her, ganz nach der Weise des Krebses, bis sie endlich die Sonne zum Niedergehen veranlaßt haben.

Der Planet links von der Sonne bleibt noch dort; so begleiten beide sie und halten sie bei ihrem Niedergang, damit sie nicht zu schnell sich in den Untergang stürzt. Auf diese Weise geleiten sie sie bis in das Sternbild des Löwen. Jetzt eilen die beiden Planeten, die im Zeichen des Widders standen, hier der Sonne entgegen und fangen an zu brummen; die Sonne aber, gewissermaßen erzürnt über die Schwierigkeiten bei ihrer Wende, strahlt eine große Hitze aus, begleitet von Blitzen und Donnergetöse, weil es ihr so schwer wird, hier die Kehre zum Abstieg zu kriegen.

Ist sie dann aber in das Sternbild der Jungfrau gelangt, trifft sie dort auf die entgegenkommenden beiden Planeten, welche ihr bereits im Zeichen des Stiers in die Bahn gelaufen waren. Von hier ab nimmt sie dann in gemilderter und gemäßiger Weise ihren Lauf, weil ihre Glut und Schärfe besänftigt sind, da die Erde zu dieser Zeit keine Frucht mehr herauszubringen braucht, sondern fast schon im Vollgenuß ihrer Reife steht.

So gehen beide Planeten mit der Sonne in das Sternbild der Waage; dort liegen die Grünkraft (viriditas) wie auch die Dörrkraft (ariditas) gleichsam wie auf einer Waage: nimmt die Grünkraft ab, steigt die Welkkraft an. Jetzt gehen wieder beide Planeten auf je einer Seite der Sonne und trennen sich, wie sie es auch im Zeichen der Zwillinge taten; so geleiten sie die Sonne bis zum Sternbild des Skorpions, wo einer von ihnen zurückbleibt.

Hier kommt wieder ein anderer Planet der Sonne entgegen, jener nämlich, welcher unterhalb des Krebses seine Bahn hatte. Ebenfalls jener Planet, der dort auf die Sonne traf und vor- und rückwärts sich bewegte, bleibt nun bei der Sonne, so daß beide sie nunmehr begleiten.

Hier, im Zeichen des Skorpions, suchen die Kriechtiere ihre Höhlen auf, um sich den Winter über verborgen zu halten.

Die beiden oben erwähnten Planeten ziehen nun weiter mit der Sonne bis zum Sternbild des Schützen; dort bleiben sie zurück. Im Zeichen des Schützen ziehen die Planeten nicht mehr, wie bisher, mit der Sonne zusammen ihre Bahn; sie lassen sie jetzt mild und leichtthin von alleine laufen, weil sie jetzt schon tief im Untergang steht; so läßt man auch ein Schiff flußabwärts bisweilen allein für sich und mit eingezogenen Rudern so leichtthin treiben und läßt diese schon einmal eine Weile ruhen.

Weil die Sonne so im Untergehen ist, wirkt ihre Hitze vorzüglich unter der Erde, so wie auch in den von der Erde entfernt liegenden Gewässern. Jene beiden Planeten aber, welche die Sonne noch bis zum Zeichen des Schützen begleitet hatten, heben sich nun zu den Wolken nach oben und erwärmen die Luft durch ihre Wärme mehr als gewöhnlich. Das muß so sein, weil sonst alles auf Erden zugrunde gehen würde. Auf solche Weise stehen sie bis zum Zeichen des Steinbocks noch zur Verfügung der Sonne; dann ermuntern die beiden Planeten die Sonne wieder zum Aufsteigen und sind ihr dabei, wie es oben geschildert wurde, behilflich.

Die Sonne ist gewissermaßen der Hut des Firmaments; sie erscheint dem ganzen Firmament, aber auch der Erde und den Wassern und spendet allen ihre Glut, wenn auch nicht in gleichem Maße. In der Mitte der Erde strahlt sie nämlich am stärksten; daher ist die Erde durch die Sonne so äußerst stark; alles ist dort an Früchten wie Lebewesen kräftiger entwickelt als an den übrigen Stellen der Erde. Wenn nämlich die Sonne so ihre Strahlen über die verschiedenen Länder hin ausbreitet, sind dort, wo die Erde schon abfällt, die

Erde selbst wie auch die Früchte der Erde und alle Lebewesen auf ihr schwächer als in der Mitte der Erde. Der Wein erfordert eine große Hitze und wächst nur durch Wärme; daher wird der Wein in Ländern mit starker Sonnenglut besonders stark. Getreide hingegen fordert Wärme wie Kälte, und wo Sonnenglut wie auch Kälte vorhanden sind, da reift das Getreide in üppigem Maße. Es gibt auch gewisse Gegenden, die warm sind, andere sind kalt, andere aber mehr lauwarm. In der gleichen Weise verhalten sich auch die Menschen sowie die Tiere und die Früchte der Erde; alle sind sie ja von ein und derselben Lebensart, wenngleich sie auch hier eine größere, dort eine geringere Kraft besitzen, entsprechend der Kraft der Sonne.

Das Firmament wird zusammengehalten durch die *Sterne*, damit es nicht auseinanderfallen kann; ähnlich wird auch der Mensch durch sein Gefäßsystem gehalten, damit er nicht ins Weite fließt oder in Stücke fällt. Und genau so, wie die Gefäße den gesamten Organismus des Menschen von Kopf bis Fuß durchziehen, so auch die Sterne das Firmament. Und wie das Blut in den Gefäßen bewegt wird und selbst wieder das Gefäßsystem in Bewegung hält und pochen läßt und Pulsschläge austeilt, so bewegt sich auch das Feuer in den Gestirnen und läßt sie sich bewegen und gewissermaßen Funken ausprühen, gleich Sprüngen und schlagenden Pulsen. Es sind die gewöhnlichen Sterne, die gewissermaßen etliche Stürme in sich veranstalten, je nachdem wie der Mensch in seinen Werken sich verhält. Die Planeten aber werden, im Gegensatz zu solchen Gestirnen, niemals bewegt, es sei denn, daß Sonne und Mond sie beeinflussen und jene größeren Sternbilder sie bestimmen.

Von jenem Orte aus, wo ein jeder Stern seinen besonderen Ausgangspunkt hat, durchläuft er das Firmament in aufsteigender Richtung; genau so verhält sich ein Blutgefäß, wenn es vom Fuß aufsteigt bis in den Kopf des Menschen. Diese Sterne sind es, die dem ganzen Firmament seine strahlende Herrlichkeit und seine Wärme verleihen, wie es auch die Gefäße sind, welche die Leber durchziehen, die dieser Leber Blut und Wärme spenden. Und sie sind durch das gesamte Weltall hin gesetzt, und zwar in jenem Firmament, das wir bei Tage sehen, wie auch in jenem, das wir zur Nachtzeit erblicken. Doch werden die Sterne durch den überaus strahlenden Glanz der Sonne, die den Tag hervorbringt, überdeckt, so daß man sie tagsüber nicht zu sehen bekommt; der Sonnenglanz ist ja so viel größer als das Scheinen der Sterne; so hat ja auch das gewöhnliche Volk den Mund zu halten, wenn Fürsten genannt werden, und wenn die Fürsten sich zurückziehen, tritt erst das gewöhnliche Volk in den Vordergrund. Wäre es nicht so, könnten die Sterne bei Tag wie bei Nacht gleichermaßen wahrgenommen werden.

Bisweilen machen die Sterne an sich viele Zeichen offenkundig, je nachdem die Menschen sich gerade in ihren Werken verhalten. Indessen zeigen sie weder die Zukunft noch die Gedanken der Menschen an; nur das, was der

Mensch durch seinen eigenen freien Willen bereits klargemacht oder in Wort oder Werk realisiert hat, nur das wird angezeigt, indem die äußere Atmosphäre jenes nämlich aufnimmt. Und diese teilt es dem Sternensystem mit, und nur in dieser Art und Weise können sie sofort die Werke der Menschen offenbaren. Gott schuf ja die Sterne zum Dienst des Menschen, daß sie ihm leuchten und dienen sollten. Und so zeigen sie auch die Werke des Menschen nur so an, wie ein Diener es tut, wenn er das Wollen und Wirken seines Herrn sichtbar machen will. Wie nämlich die Seele im Körper des Menschen zuerst nur leuchtet und dann sich in seinem Werke hervortut, so leuchten auch die Sterne am Firmament und zeigen die Werke des Menschen an, wenn der Mensch schon dabei ist, sie zu verwirklichen (*cum homo iam operatur*). Sonne, Mond und die übrigen Planeten zeigen keineswegs immer die Werke der Menschen an, sondern selten. Und wenn sie schon etwas offenbaren, dann handelt es sich um größere Dinge und erstreckt sich auf die öffentlichen Angelegenheiten.

Der höchste Planet, genannt „Das Auge“ (*oculus*), und jener nächste oberhalb des Mondes, „Der Arme“ (*pauper*) genannt, sind an der tiefsten Stelle des Firmaments wie zwei Nägel befestigt, den Menschen unsichtbar. Nur manchmal, wenn die Wolken verdüstert sind, erscheint aus ihnen in den Wolken ein gewisser Blitzstrahl; das hat dann zu bedeuten, daß etwas bevorsteht. Wenn aber in der Sonne bisweilen irgendwelche Zeichen bemerkbar werden, dann hängt das damit zusammen, daß diese beiden Planeten auf die Sonne zukommen, so daß dortselbst Zeichen auftreten, die auf bevorstehende Wunder hinweisen. Selber werden diese Planeten aber nie sichtbar, und sie werden auch vor dem jüngsten Tag nie vollkommen und vollständig zu Gesichte kommen. Dann allerdings senden sie ihren Glanz aus der Höhe überraschend auf die Erde; hieraus werden wissende Leute den Schluß ziehen, daß der jüngste Tag herangenahet ist.

Jener Planet, genannt „Der Augensterne“ (*pupilla*), der nach dem obersten kommt, bringt Überschwemmungen mit sich und zeigt solche an. Er hat in keiner Weise das Aussehen eines Sternes, vielmehr sendet er gleichsam Wurfspieße aus. Manchmal erscheint er mit bleichem Glanz und hat dann etwas zu bedeuten. Der Planet, der hinter dem zweiten steht und „Der Reiche“ (*dives*) heißt, hat verkündet, daß Christus gegen den Teufel ankämpfen werde. Jetzt aber erscheint er nicht wie ein Gestirn, vielmehr wie ein Blitzen am Himmel; dann zeigt er bevorstehende Wunderdinge an. Wenn an der Sonne einmal eine Verdunkelung oder Veränderung der Farbe beobachtet wird, die ungewöhnlich ist, dann bedeutet dies bevorstehende gewaltige Weltgeschicknisse.

Daß die Sonne frühmorgens bei ihrem Aufgehen so rötlich aussieht, das kommt von der Kühle und Feuchte der Luft; Feuchte und Kühle nämlich, die dann vorherrschen, bringen auch für die Menschen eine Rötung der Augen

mit sich. Ähnlich verhält es sich am späten Tag, wenn sie gegen Abend wieder rot wird; dann erklärt sich dies aus der Kälte der Luft, weil jetzt die Sonne sich zum Untergang neigt. Der Abendstern aber, auch „Der Begleiter“ (comes) genannt, ist ein heimlich vertrauter Freund der Sonne. Er temperiert Getreide und Wein, so daß es einmal mehr, einmal weniger gibt. Hienach erscheint jener Planet, welcher „Der Arme“ heißt, und er gibt seine Zeichen kund, von denen wir oben schon sprachen; überdies bringt er eine Beeinträchtigung beim Ernten der Erdfrüchte mit sich.

Erscheinen nun am Mond irgendwelche Zeichen, so sind auch hiefür jene beiden Planeten der Grund, welche in der Tiefe des Firmaments wie zwei Nägel befestigt sind; sie sind es, die die Sonne veranlassen, ihre Zeichen kundzutun, und die den Mond durch Entflammen oder Verdüstern beeinflussen. Der Mond nun nimmt die unnützen Fäulnisstoffe der Atmosphäre (aura) und die Wärme der reinen Luft (purus aer) in sich auf, ferner die Festigkeit der nutzenbringenden Luft, die Gefahren der Unwetter, jene starke Luft (fortis aer), welche alle Grünkraft (viriditas) hervorsprossen läßt, die Luft, welche die Früchte reifen läßt, und endlich die Luft, welche ausdörft und welken läßt; dies ist dann der Winter. Alles das sammelt der Mond in sich auf, wie ein Mann, der Wein in einen Schlauch gießt und diesen damit auffüllt, um ihn wieder auszutrinken. Auf gleiche Weise sammelt dies alles der Mond, wenn er wächst, und trinkt es wieder aus, wenn er abnimmt: seine Tage sind daher mal gut, mal schlecht, bald nützlich, bald unnütz, jetzt kräftig, dann schwächlich; einige sind faulend, andere grünend, manche trocken, viele aber auch so, daß sie dauernd den Ertrag der Früchte schädigen.

Weil der Mond diese Wechselhaftigkeit besitzt, deshalb hat auch der Flüssigkeitshaushalt des Menschen solche Wechselhaftigkeit und Unbeständigkeit (mutabilitas) in allen Dingen: bei Leiden, während der Arbeit, in der Lebensklugheit sowie in glücklichen Lagen. Man kann diesen Flüssigkeitsstoffwechsel nicht so betrachten, als wenn er von der Sonne temperiert würde; diese ist vielmehr immer in einem stabilen Gleichgewicht, so daß sie weder zu- noch abnimmt; auch nach den Sternen darf er nicht bemessen werden, weil die Sterne nicht selbständig, sondern nach dem Mond handeln. Ebenso ist es mit den Jahreszeiten, die vom Mond geregelt werden, oder mit der Atmosphäre der Luft (aura aeris), also mit Regengüssen oder mit der sommerlichen oder winterlichen Dürre, weil alle diese sich dem Mondstand entsprechend verhalten. Alles dies wird ja nach dem Mond geregelt, da er die Mutter der gesamten Zeiten ist. Und wie die Kinder von der Mutter gezählt werden, so werden diese Zeiten alle nach dem Mond berechnet. Auch die Luft und die Sterne nehmen schon mal die Werke der Menschen auf: wie diese ausfallen, so stellen sie sich nach göttlicher Bestimmung ein, nehmen sich zusammen und senden ihren Hauch aus (auram). Wenn sie sich hiezu erheben, wird der Mond

dadurch in Bewegung versetzt; dementsprechend werden dann die Tage entweder klar und heiter oder stürmisch sein. In gleicher Weise wird der Mond von vielen Gefahren und Widerwärtigkeiten bedrängt, wie auch eine Mutter viele Gefahren und viel Leid beim Gebären der Kinder durchzustehen hat.

Aus diesem Grunde sind die Zeiten des Mondes gesund oder nicht gesund, reif oder unreif. Würde der Mensch sich nämlich seiner ursprünglichen Bestimmung nach verhalten, dann würden auch alle Zeiten und die Atmosphäre der Jahreszeiten gleichbleiben: ein Frühling würde kommen wie der andere und in diesem Sommer wäre es wie im vergangenen und so fort. Weil aber der Mensch mit seinem Ungehorsam sich sowohl über die Furcht wie auch über die Liebe Gottes hinwegsetzt, überschreiten auch alle Elemente und die Gezeiten ihre Grenzen; das ist so wie bei den Eingeweiden des Menschen; hat der Mensch einmal sein Maß überschritten, so verhalten sich dementsprechend auch seine Eingeweide. Mit seinen schlechten Werken setzt sich der Mensch über die Gerechtigkeit hinweg, beschwert und verdüstert Sonne und Mond, die dann gemäß seinen Handlungen in Ungewitter, Regengüsse und Trockenheiten ausbrechen. In gleicher Weise nehmen ja auch Magen und Blase des Menschen alles auf, womit der Körper sich nährt. Erhalten diese beiden Organe nun Speise und Trank im Überfluß, so bringen sie dem Körper die Ungewitter der verdorbenen Säfte; denn auch die Elemente verhalten sich dem Menschen entsprechend<sup>(6)</sup>.

Die Elemente trinken alles, was zur Natur des Menschen gehört, wie ja auch der Mensch die Elemente in sich hineinnimmt; denn der Mensch lebt mit ihnen und sie mit dem Menschen, und dementsprechend strömt auch das Blut des Menschen. Daher steht geschrieben: „Himmel und Erde klagen über den Menschen“; dessen ruhelose Zwistigkeiten in seinen Werken sind es ja, welche die Elemente so oft in Verwirrung bringen. Das ist so, wie wenn ein Mensch ein Netz in seiner Hand hält und dieses bewegt. Auf gleiche Weise setzt auch der Mensch die Elemente in Bewegung, so daß sie seinen Handlungen entsprechend ihre Atmosphäre aussenden.

Die Zeit des Mondes herrscht nun nicht über die Natur des Menschen, als sei sie gleichsam ihr Gott; es ist auch nicht so, als könnte der Mensch vom Mond irgendeine besondere Naturkraft in sich aufnehmen oder als könnte der Mond der menschlichen Natur irgend etwas zuwenden oder entziehen und so irgendeine Bestimmung ausüben. Vielmehr kommt der Mond dem Menschen mittels des Luftgeschmackes in bezug auf die Handlungen seines Lebens entgegen; dementsprechend können dann Blut und Säfte im Menschen gemäß dem Zeitpunkt der Mondzirkulation in Bewegung gebracht werden. Das ist folgendermaßen zu verstehen: Wie der Mond die Luft in ihrer Ausgeglichenheit oder in Ungewittern in Bewegung hält und wie dementsprechend Blut und Säfte im menschlichen Organismus fließen, so faßt auch der Säftehaushalt des Menschen dessen Natur in seiner Gesittung zusammen. Wenn

nämlich die Gefäße des Menschen anschwellen, also im Zorn, bei Wutausbrüchen, Begierden, Schlemmereien, Traurigkeit oder körperlichen Leiden, ferner auch infolge der wechselhaften Unbeständigkeit (*mutabilis vicissitudo*) im Wirbel der menschlichen Sitten, dann nimmt dementsprechend die Feuchtigkeit des Organismus den Geschmack ihrer Natur auf, so wie auch eine jede gekochte Speise noch den ihr charakteristischen Eigengeschmack beibehält.

Gleichwohl durchdringt der Heilige Geist, wie es geschrieben steht, die gesamte menschliche Natur; dies geschah beispielsweise den Propheten, den Weisen und allen Guten und Gerechten. Und in der Auserwählung zu jeglichem Guten zieht Er sie so an sich, wie die Sonne die Stürme durchdringt und durchleuchtet, so daß dies Durchströmen des heiligen Feuergeistes die schwankende Natur des Menschen besiegt, wie es geschrieben steht: „Alles, was aus Gott geboren ist, überwindet die Welt“ (1. Joh. 5, 4). Und so sündigt er nicht. Und wie geringere Speisen durch den Geschmack der Gewürze in besser schmeckende verwandelt werden und so ihren gewöhnlichen Geschmack verlieren, wird auch des Menschen gemeine Natur durch das Feuer des Heiligen Geistes in eine bessere, als sie ihm bei der Empfängnis zu eigen war, umgewandelt. Und so wird der Mensch in seiner Natur ein anderer; alles, was himmlisch ist, überwindet und besiegt das Irdische. Aus diesem Grunde freut sich alles in Gott, und die alte Schlange sieht sich betrogen.

Wie gesagt, machen die übrigen kleineren Gestirne die verschiedenen gewöhnlichen und unbedeutenden Handlungen des Menschen offenkundig. Wenn nämlich Heiterkeit in den Wolken herrscht, so daß kein Windhauch zu spüren ist und weder Unwetter noch Regenfälle in der Luft sind, dann leuchten auch die Sterne in vollem Glanz; verdeckt dann aber eine Wolke alle Sterne und macht sie unsichtbar, ohne daß eine Bewegung in der Luft liegt, und bleibt das während der ganzen Nacht so und auch noch in einer zweiten und dritten Nacht, so ist das nicht ohne Bedeutung eines Wunderzeichens. Verdeckt aber die Wolke nur an einer Stelle die Sterne und macht sie dort unsichtbar, verzieht sich dann aber rasch wieder, so liegt dem keine Bedeutung zugrunde, selbst wenn die Luft ohne Bewegung ist. Alle diese Vorbedeutungen haben ihre Ursache nicht in einer besonderen Eigenkraft dieser Planeten und sonstiger Gestirne der Wolken; vielmehr treten sie mit der Erlaubnis und dem Willen und nach der besonderen Bestimmung Gottes auf. Dies alles hat seinen Sinn nämlich darin, daß Gott den Menschen ihre Werke vor Augen halten wollte, so wie auch eine geprägte Münze das Bildnis ihres Herrn aufzeigt.

*Das Schöpfungskapitel hatte die Gottheit als einheitliches und immerwährendes Leben, als Quelle und Wurzel alles Lichtes gezeigt. Dieses lichte Leben brennt nun seine Wirklichkeit in die ganze Schöpfung hinein, baut sie*

*immer wieder von neuem auf und gibt ihr das lebendige, lichte Gefüge.*

*In der ersten Vision des „Buches von den göttlichen Werken“ steht diese Gottheit über der Welt und läßt sich also vernehmen: „Ich bin die höchste und feurige Kraft. Alle lebendigen Funken habe Ich angezündet, und nichts Sterbliches ist von Mir ausgegangen... Ich, das feurige Leben göttlichen Wesens, Ich zünde hin über die Schönheit der Gefilde, leuchte in den Gewässern, brenne in Sonne, Mond und den Gestirnen, und mit luftigem Hauche, mit unsichtbarem Leben, das alles erhält, erwecke Ich voller Lebendigkeit alle Welt... Alles dieses lebt in seiner Wesenheit. Kein Tod ist darin zu finden; Ich bin ja das Leben“.*

*Während die Seherin im ersten Kapitel der Heilkunde den Blick auf die Tiefe der Schöpfung richten wollte, stellt sie nun die Weite und die Schönheit der Welt vor die Anschauung. Das geschieht in so breiter Ausführlichkeit, und das wird wiederholt und ergänzt durch die kosmischen Kapitel des „Liber divinatorum operum“ und speziell noch einmal summarisch erfaßt durch die „Elementen-Lehre“ des Berliner Fragmentes, daß hier nur das Gerüst herausgehoben werden soll.*

*Das Weltenrad vor der Brust der Gottheit, ein Rad, in dem die Elemente kreisen und mitten darin der Mensch: Diese „rota“ ist für Hildegard Bild für die Existenz der Welt, den Umlauf der Zeit, die Struktur der elementaren Gefüge, ein Bild der Ordnung und des Gleichgewichts, Abbildung auch für die rotierenden Bewegungen und die sphaerischen Gegenwirkungen, Bild schließlich für die Dynamik des Makrokosmos wie auch für die Konstanz im kreisenden Spiel der Kräfte und letztlich für die Harmonie dieser vielfältigen und widersprüchlichen Welt.*

*Wie das Radsymbol, so zeigt auch das Windsystem die Geschlossenheit der wechselseitig sich durchdringenden Weltstoffe und Energien; ein Gefüge der Elemente, das als Ganzes „firmamentum“ genannt wird, ein mehr formaler Begriff, der nicht mit dem Himmelsgewölbe verwechselt werden soll und nicht den bleichen Gedanken von einem „gestirnten Himmel über uns“ meint. Hildegard betont dies ausdrücklich (B IV, 33/34): „Im Anfang schuf Gott den ‚Himmel‘, also jenen Himmelsraum da oben, in welchem die Engel wesen und aus welchem der Teufel herabstürzte; das ist nicht etwa der Himmel, den wir zu sehen bekommen! Unter der ‚Erde‘ verstehen wir: Feuer, Luft, Wasser — also die ganze Welt. Gott, der Vater, ordnete Himmel und Erde; der Geist Gottes schwebte über den Wassern; all das geschah durch Sein Wort, das da war von Anfang an: das Wort machte alles dies und vollendete, was angeordnet war. Er schwebte über den Wassern; das bedeutet: Gott sandte in Seiner Anordnung den Hauch Seines Geistes, damit von Ihm ausströmten alle Wasser (die keinen anderen Ursprung haben konnten als von Ihm) und die alle Gestaltungen reinigen sollten. Kein Wasser kann ein anderes entstehen lassen; es bleibt vielmehr so, wie es einmal gesetzt ist, und es ist die Wohnstätte*

für die Lebewesen in diesem Element, wie der Himmel die Wohnstätte der Engel ist. Könnten nämlich Wasser und Feuer von sich aus zunehmen wie andere Kreaturen, etwa wie ein Kind reift oder ein Baum wächst, dann müßten die anderen Gebilde der Schöpfung zugrunde gehen. Und wenn sie weniger werden könnten, wie der Mensch zeitlebens im Fleische, dann müßten ebenfalls die übrigen Geschöpfe vergehen. Feuer und Wasser füllen ja nur die anderen Kreaturen auf und geben ihnen den substantiellen Bestand, der dann in manchen Bereichen zunimmt, um dafür aber in anderen wieder abzunehmen.“

Das ist gewiß ein recht schwerfällig formuliertes Gesetz von der Erhaltung der Energie, aber es zeigt klar, wie das Firmament-Symbol zu verstehen ist. Die Winde sind seine festen Strukturelemente, sie sind aber auch die dynamischen Faktoren im Energiehaushalt des Universums. Sie heißen Mantel Gottes und Flügel Seiner Macht und sind eingeschlossen vom Schlüssel der Majestät Gottes. „Sowohl die Hauptwinde als auch diejenigen, welche ihnen beigeordnet sind, halten das gesamte Weltall und den Menschen, der da ist der Inbegriff aller Kreatur, durch ihre Kraft so fest, daß sie keiner Schwächung verfallen. Die Nebenwinde sind nämlich die Flügel jener Winde erster Ordnung, und sie lassen nicht ab, beständig, wenn auch in milderer Form, mit dem Luftzug zu strömen“ (769 B). Während die Hauptwinde in kosmischer Einsamkeit zur Verfügung des Schöpfers bleiben und erst am jüngsten Tage ihre Gewalt erweisen, haben diese Nebenwinde eine große anthropologische Bedeutung, indem sie sich als pathogenetische Faktoren auswirken. „Mit ihrem Wehen temperieren sie die Welt und erhalten durch ihre Dienstleistung die Gesundheit des Menschen. Denn die Welt würde nicht bestehen und kein Mensch könnte leben, wenn sie durch das Wehen jener Winde nicht am Leben erhalten würden“ (763 A).

Die Hauptwinde sind personifiziert als Leopard und Löwe, als Wolf und Bär; damit ist nur der Charakter dieser Kräfte angedeutet, die überdies noch in Vergleich zu vier Grundkräften im Menschen gesetzt werden, zu Denken (cogitatio), Reden (locutio), willentlichem Streben (intentio) und Gefühlsregungen (gemitus). Auf diese Kardinalwinde ausgerichtet erscheinen je vier Nebenwinde; sie modifizieren und variieren diese Kräfte durch ihre eigenen Charaktereigenschaften, als Schlange und Hirsch, als Lamm und Krebs. Das Zusammenspiel wird mit den Gelenkverbindungen des Organismus verglichen und als Ganzes mit der Leib-Seele-Verbindung in Analogie gesetzt (843 C). Das Berliner Fragment geht diesen Zusammenhängen in breiter Form nach; für die Heilkunde ergibt sich daraus, daß die Windkräfte als Vermittler der Labilität des Säftehaushaltes fungieren.

„Alle diese Tierköpfe blasen ihren Hauch in das Weltenrad und gegen die Menschengestalt darin, weil die Winde mit dem Wehen ihrer Kräfte den Umlauf des Weltalls halten und auch den Menschen, der seiner zur Erhaltung bedarf, anhalten, auf sein Wohl bedacht zu sein. Wenn nämlich einer dieser

Winde mit den genannten Qualitäten, sei es seiner eigenen Naturkraft nach oder auf besonderes Geheiß Gottes, sein Wehen herausträgt, dann durchdringt er den menschlichen Organismus, falls er keinen Widerstand findet; denn die Seele nimmt ihn auf und überträgt ihn natürlicherweise in das Innere, und zwar an jenes Organ, das der Windnatur gerade entgegenkommt. So wird durch das Wehen der Windkräfte der Mensch entweder gestärkt oder geschwächt“ (773 C).

Eingespannt in die Vierung, lebt der Mensch am Kreuzweg irdischer Sorge (761 D: in quadruvio saecularium curarum existens) und wird durch diese vier kardinalen Weltkräfte geängstigt und erschüttert (762 A: quamplurimis tempestatibus angustiarum quatitur). Mit der Modifikationsbreite der acht Nebenwinde ergibt sich so ein äußerst komplizierter Mechanismus, der langwierig auseinandergesetzt wird und der die ständige Irritabilität des Säftehaushaltes und die damit zusammenhängende Veränderlichkeit der seelischen Stimmung und Haltung betonen soll (799 B—800 B).

In diesem kosmischen labilen Gleichgewichtssystem ist lediglich die Sonne als Fürstin der Planeten Prinzip einer Stabilität, und zwar durch das besondere Verhältnis, das sie zu jedem der Kardinalwinde einnimmt (777 A). Außerdem „temperiert die Sonne mit ihren Kräften alle Organe des Menschen, wie sie auch die übrigen Kreaturen am Leben erhält“ (777 D).

Bild der Labilität ist der Mond, das kosmische Symbol aller biologischen Rhythmen und aller leiblichen Veränderlichkeit. „Jedwede Kreatur unter der Sonne ist mehr oder weniger der Veränderlichkeit unterworfen mit Ausnahme der Sonne, die weder wächst noch abnimmt, vielmehr in einem Zustande bleibt: die Winde wehen jetzt, dann lassen sie wieder nach; nun leuchten die Sterne, bald erblaßt wieder ihr Feuer; einmal schwellen die Wasser an, einmal ebbensie wieder ab; heute grünen die Bäume und morgen dorren sie dahin. Auch der Mensch nimmt jetzt Nahrung zu sich und hat sie bald wieder verzehrt; einmal wächst in ihm das Blut und einmal vermindert es sich wieder. Genau so ist der Mond: heute im Wachsen, morgen im Abnehmen; und nach diesem Gesetz ist auch der Mensch ein Wesen der Veränderlichkeit (homo in mutatione). Wenn der Mond abnimmt, werden von seinem Feuer die Sterne entzündet und strahlen kräftiger; und wenn der Mond ganz untergegangen ist, dann ist der Mensch um so hinfalliger“ (B II, 9). Unter dem Vorbild des Mondes versteht sich der Mensch als ein „homo mutatus“, dessen Säftekomplexion den atmosphärischen Einflüssen in vielfacher Hinsicht unterliegt.

„Denn jede Kreatur, die den Elementar-Gesetzen untersteht, kennt ein Entstehen und Vergehen. Wenn nämlich die Elemente in Ausübung ihrer Funktion sich günstig erweisen, bringen sie Fruchtbarkeit. Wenn sie aber nach Gottes Geheiß sich sammeln, ziehen sie diese ab. So stößt auch der Mensch seinen Atemzug aus, will er nicht fruchtlos dahinkümmern, und zieht ihn wieder ein belebender Ruhe. All dies bezieht sich auch auf das Leben der Seele“ (P. 116).

Dieser letzte Passus will besonders berücksichtigt werden; zeigt er doch, daß es Hildegard nicht auf die Naturbeschreibung ankommt und daß sie bei aller Personifizierung der Weltkräfte sich von einer Dämonisierung der Natur weit distanziert. Alles bleibt Symbol und alles ist anthropologisch gesehen: nur der Mensch hat Stimme, wo die Natur bloß einen „strepitus sonituum“ (618 D) kennt. Alles hat direkten Bezug auch zur Heilslehre. Eine Trennung dieser Bereiche, wie eine eigenständige Systematik der Natur, kennt die Heilige nicht. Gleichwohl ist diese Welt klar beschrieben, weil sie geordnet gesehen ist, weil sie das Ganze berücksichtigt und darin die Richtung nie verliert. Wenn auch in dieser Sicht der Kosmos bisweilen nur ein surrealistisches Panorama zeigt: die Akzente sind richtig gesetzt und die Hinweise sind umfassend genug. Freilich kennt Hildegard nicht jenen Realismus der Tatsachen, der sich als wissenschaftliche Wahrheit deklariert, wo er sich gerade mit der Beschreibung begnügt. Der Mensch will keine Feststellungen, sondern — Antwort!

Wie die fünf Sinne des leiblichen Organismus stehen weiterhin in der kosmischen Organisation die fünf Planeten: „Sie umdienen den Mond und folgen ihm und ermahnen ihn in auserlesener und angemessener Weise, die Regulierung des Weltgleichgewichts auszuüben“ (775 C). Erreicht der Mond diesen Ausgleich, „dann hat der Mensch in seinem Gehirn und im Kopf die Gesundheit, und alle Sinnesorgane regen sich lebensfrisch, weil durch die Harmonie der äußeren Elemente die Säfte in seinem Organismus sich ruhig verhalten, während durch deren Erschütterung und Beunruhigung auch die Säfte im Menschen oftmals durcheinandergebracht werden; kann doch der Mensch ohne diese Regulierung und ohne den Dienst dieser Weltkräfte nicht existieren“ (779 B).

Gerade dieses Planetensystem könnte zeigen, wie Hildegards Naturansicht sich entwickelt hat; in drei verschiedenen Fassungen findet sich je eine besondere Terminologie, eine immer wechselnde Symbolik, so mit den Gaben des Heiligen Geistes und diese wieder aufgeschlüsselt auf die drei Weltalter, die drei göttlichen Personen, ohne daß sich auch hier genaue Quellen oder Parallelen nachweisen ließen.

Wesentlich bleibt der Bezug auf den Menschen. Alles das dient ja dem Menschen und findet erst Sinn in einer anthropologischen Relation. Hildegard wird nicht müde, diese Beziehungen zu schildern und nachzuzeichnen, immer neu zu verändern und zu bereichern. Körperteile, Sinnesfunktionen, Seelenleben und in allem das Streben nach dem Heile sind in die Himmel gezeichnet und werden daraus abgelesen. Die Sterne durchlaufen das Firmament wie die Blutadern den Körper: beide vermitteln elementaren Stoff und dienen der Erkenntnis. So sind die Gestirne die leuchtende Zahl heiliger Buchstaben und menschlicher Einsicht; denn der Mensch ist der lebendige Sinn der Natur. „Dies alles ist um des Menschen willen gemacht worden. Daher ist der Mensch das Haupt der Weltall-Glieder; denn wie alle Glieder vom Kopf abhängig sind, so steht dem Menschen dies alles innerlich wie äußerlich zur Verfügung. Men-

schen nun, die gesund und robust sind, werden durch die kosmischen Gleichgewichtsschwankungen wohl mitbetroffen, aber nicht so, daß sie davon krank werden; wer aber schwächerer Konstitution ist und einen zarten Organismus hat, der wird häufig hiedurch von Krankheiten geplagt“ (B II, 24).

Auch dem kranken Menschen ist dieses sinngesättigte Weltbild bei all seiner Hinfälligkeit ein Leitbild für die dennoch dominierende Gesundheit. Der Mensch steht aufrecht in dieser Welt; er behält den Ein-Klang mit der ursprünglichen Natur; seine Vernunft ist Garant für die Einheit der tönenden Weltharmonie. Denn des Menschen Vernunft hat diesen Ton (sonus), das lebendige Lautwerden, wo die stumme Kreatur nur Resonanz besitzt (P. 171: *secum resonare facit*). Alles gehört dazu: Hoch steht auf Tief und das Untere hält das Obere, und beide reichen einander die Hand, „weil das Obere widerleuchtet vom Unteren und das Untere vom Oberen“ (445 A). Darin ist die Welt „appendix“ (899 A) des Menschen, eine Welt, wo nur das „alterum ab altero“ gilt.

Auf diese Weise ist für Hildegard von Bingen das gesamte Universum Laut und Lob Gottes:

„Und das Feuer hat seine Flamme; und es ist Lob für Gott. Und der Wind bewegt die Flamme; und es ist Lob für Gott. Und in der Stimme lebt das Wort; es ist Gott zum Lobe. Und das Wort wird gehört: und auch das ist Lob für Gott. So ist die ganze Schöpfung ein Loblied Gottes“ (P. 352).



III.  
VON DEN WELT-ELEMENTEN

DAS FEUER / DIE LUFT /  
DAS WASSER / DIE ERDE

Als Gott die Welt erschuf, verstärkte Er sie mit den vier Elementen: Feuer, Luft, Wasser und Erde.

Das *Feuer* ist die höchste Kraft im Firmament und unter den Elementen und hat fünf Kräfte: Hitze, Kühle, Feuchte, Luftigkeit und Beweglichkeit, wie ja auch der Mensch fünf Sinne besitzt. Das Feuer brennt, aber die Kühle stellt sich ihm entgegen, damit seine Hitze das Maß nicht überschreite. Das Wasser dient mit seiner Feuchtigkeit dazu, daß der Dampf hochsteigen kann. Durch die Luft aber wird es angezündet und durch Bewegung entfacht, so daß seine Flamme herausleuchten kann.

Die *Luft* hat vier Kräfte: sie sendet Tau aus, läßt alle Grünkraft herausprießen, bewegt den Windhauch, durch welchen sie Blüten hervorlockt, und verteilt die Wärme, durch die sie alles reifen läßt. Gleichweise erstreckt sie auch selber sich über die vier Teile der Erde hin. Die Luft ist ein Hauch, der im Tau den Keimen die Feuchtigkeit eingießt, so daß alles grün werden kann; durch den Windhauch lockt sie die Blüten hervor, und durch ihre Wärme führt sie alles zur vollen Reife.

Die Luft aber, die dem Mond- und Sternensystem am nächsten gelagert ist, befeuchtet die Gestirne, gleichwie die irdische Luft das Land und die unvernünftigen sowie die empfindungsbegabten Tiere ihrer Natur entsprechend belebt und bewegt, ohne daß sie selbst dabei abnimmt. Wenn aber jene Lebewesen sterben, dann kehrt die Luft zu ihrem früheren Stand wieder zurück, ohne aber diesmal zuzunehmen, vielmehr bleibt sie, wie sie früher war. Die irdische Luft nun, welche die Erde feuchthält, macht die Bäume und Kräuter grünen und wachsen und läßt alles sich bewegen. Solange sie in ihnen west, nimmt nichts ab; sie nimmt aber auch nicht zu, wenn sie aus abgerissenen oder entwurzelten Pflanzen schwindet; vielmehr bleibt sie konstant in dem vorigen Zustand. Des Menschen Seele aber, welche aus dem Himmel von Gott in den Menschen kommt und ihn belebt und vernünftig macht, stirbt nicht, wenn sie den Menschen verläßt; sie wandert vielmehr, ewig lebend, zu den Belohnungen des Lebens oder zu den Qualen des Todes.

VON DEN WELT-ELEMENTEN

Das *Wasser* hat fünfzehn Kräfte: Wärme, Luftigkeit, Feuchtigkeit, Aufwallen, Geschwindigkeit, Beweglichkeit; ferner gibt es den Bäumen Saft, den Früchten Geschmack, den Kräutern die Grünkraft; mit seiner Feuchtigkeit trieft es weiterhin in allen Dingen, es hält die Vögel, nährt die Fische, belebt die Tiere durch seine Wärme, hält die Kriechtiere in seinem Schleim zurück und faßt so alles zusammen; dies ist den Zehn Geboten samt den fünf Büchern Moses' im Alten Testament zu vergleichen, die Gott ja alle für das geistige Verständnis errichtet hat. Denn aus der Quelle des Lebens (*vivens fons*) entspringen die Wässer, die alle Unlauterkeit abwaschen. Das Wasser ist es ja, das in jeder bewegungsfähigen Kreatur so leicht beweglich ist und das auch in der unbeweglichen Schöpfung der zündende Anreiz für alle Grünkraft (*incendium viriditatis*) ist. Durch die Wärme der feuchten Luft fließt das Wasser, und es würde hart bleiben infolge der Kühle, wenn es diese Wärme nicht bekäme. Durch die Wärme also strömt es herab, und durch die Feuchte der Luft fließt es; hätte es diese Luftigkeit nicht, würde es nicht fließen können.

Durch diese drei Vermögen: Wärme, Feuchte, Luft ist es leicht beweglich, so daß ihm nichts mehr Widerstand leisten kann, wenn es selbst überhand bekommen hat. Wasser gibt auch den Bäumen den Saft und macht sie durch seine Luftigkeit beweglich und verleiht den Früchten durch seine warme Feuchtigkeit den jeweils typischen Geschmack. Die Kräuter haben durch seine fließende Feuchtigkeit die Grünkraft in sich, und die Steine schwitzen aus dieser Feuchte heraus. So faßt des Wassers Kraft alles zusammen und läßt nichts fehlen, da ja sein Feuchtigkeitsgehalt in jedwedem Ding schwitzt. Auch die Wasservögel hält es mit seiner warmen Glut und nährt die Fische, weil sie im Wasser entstanden und von seinem Windhauch lebendig sind. Auch die Tiere, die Wasser ertragen, halten es durch seine Wärme aus; ebenso haben die Kriechtiere durch den wässrigen Hauch ihre Lebensluft und ihre besondere Lebensart. Auf diese Weise hält und erhält das Wasser alles mit seinen Kräften.

Im Ursprung der Zeit, als Gottes Wort erscholl, war der Globus der Schöpfung ohne Feuer und kalt. Und der Geist des Herrn schwebte über den Wassern (Gen. 1, 2), jener Geist, der Feuer und Leben ist. Dieser Geist war es auch, der damals jedweder gestalteten Kreatur das Leben entsprechend seiner Art eingehaucht und mit seinem Einhauchen in ihnen das Feuer entzündet hat, auf daß jedwedes Geschöpf seinem Wesen entsprechend Feuer und Leben in sich trage. Das Wirken des Wortes aber ist die Grünkraft (*opus verbi viriditas*); es wäre keine Grünkraft da, wenn sie nicht von Feuer und Wärme gehalten würde; jede Kreatur wäre trostlos und verlassen, müßte auseinanderbrechen und würde zerfallen, wenn sie nicht im Fundament vom Geist des feurigen Lebens gefestigt würde. Wie nun der Geist des Herrn Leben und Feuer ist und wie Er es ist, der aller Kreatur das Sein und das Leben verleiht, so ist auch das Wasser in sich selber leicht beweglich, weil es die anderen Kreaturen sammelt, hält und festigt, und weil es schlüpfrig ist und unbeständig, vermag

es vielen Leben und Tod zu bringen. Hat es doch einige Lebewesen in seinem Bereich, die seiner nicht entbehren können, weil sie sonst zerfallen müßten, und diesen bringt es bisweilen den Tod.

In jedem Verlauf des Wassers, wohin es auch strömt, ist Wind und Feuer. Die Gewässer aber, die sich gleichsam im Mittelpunkt der Sonne befinden, wenn die Sonne mitten im Firmament wie in seinem Herzen steht, haben eine große Kraft und einen machtvollen Umlauf. Von der Glut der Sonne sind sie verdichtet und von der Luft her stark; durch das Strömungsvermögen aber werden sie nicht beeinflusst, weil sie nicht fließen; stark dagegen werden sie vom Wind bewegt. Die Sonne zieht nun das Feuer, das in den Wassern ist, an sich; der Sturm der Winde sammelt mitunter diese Gewässer zu großen Aufwallungen, wie eine Flamme, die eine Sache in Brand steckt. Dann erhebt sich das Wasser wie ein Feuer, das hochflackert, und das Wasser folgt dem Feuer: auf diese Weise kommt es zur Bildung von Hügeln und Gebirgen. Wenn sie dann wieder weichen und gebändigt werden, lassen sie ihren Samen, nämlich das aus Feuer und Wasser entstandene Salz, fallen, so wie Kräuter ihre Samen in der Reife abwerfen. Dieses Salz ist durch das Feuer trocken; seinen Geschmack aber hat es von der Feuchte des Wassers.

Die Bäche, die von diesen großen Gewässern her, vom Meer also, ausfließen, und die Quellen, welche aus ihnen entspringen, sind salzhaltig und haben eine größere Feuerskraft und stärkeres Eigenvermögen in sich als die übrigen Gewässer. So hat ja auch das Herz stärkere Kräfte als der übrige Organismus. Denn diese großen Ströme, denen sie entfließen, haben größere Kräfte als die übrigen Flüsse, weil sie über den ursprünglichen und gesunden Sand, der vom Anbeginn da liegt, fließen und nicht über einen solchen, den sie erst in ihrem Verlauf selbst gebildet oder bloßgelegt haben. Das Wasser bedeutet gleichsam den wäßrigen Leib der Erde und die Erde ist gewissermaßen das Herz des Wassers, weil das Wasser die Erde umgürtet und durchdringt, so wie der Leib das Herz hält und deckt; und die Erde hält das Wasser, so wie auch das Herz den Körper hält.

Das Wasser des großen Meeres, welches die Welt umgürtet, ist gewissermaßen die Seite jener Gewässer, die sich oberhalb des Firmaments befinden; denn die Höhe jener Gewässer, die über dem Firmament sind, und die Tiefe derer, die unter dem Firmament fließen, stehen miteinander in Verbindung. Diesen Gewässern entgegen stehen vielfache Schichten des Firmaments (pelles firmamenti), die wie Blätter auf der Schreiftafel gefaltet sind, damit sie die verschiedenartigen Strömungen und Aufwallungen der Wasser zusammenhalten. Wie aber die Seele Vernunft, Verstand, Wissen und Empfindungsvermögen in sich faßt, so erfaßt auch das Firmament die vier Elemente, je ihrem Wesen entsprechend, und hält sie zusammen. Diese Wasser nun behalten den gleichen

Grundzug, der ihnen einmal gegeben ist, und sie bewässern ihren Schild, die Erde, indem sie ihre Wasser ausströmen und hingießen, so daß diese Wasser einmal sich auf der Erde ausbreiten und dann wieder sich erheben und aufgenommen werden. Und wiederum werden sie als Regen ausgegossen; auf solche Weise festigt das Wasser seinen Schild mit Winden und Luft, so daß es weder zerfließen noch zerfallen kann.

Die Sandfläche des Meeres, die von Anbeginn gegen Osten gelagert ist, wird häufig von dem immerfort strömenden Lufthauch der Erde angerührt; dessen Gewürze und andere Heilmittel befinden sich in diesem Sande. Könnte der Mensch sie bekommen, so würde er an keiner Krankheit mehr leiden. Auch sind gewisse Steine dort im Sande; wenn sie wegfließen könnten und der Mensch sie bekäme, würden Krankheiten, Seuchen und Fäulnisprozesse von ihm weichen. Indes ist das Wasser dort so groß und so tief, daß man sie nicht bekommen kann. Weil im Osten Sand und Strand so tief liegen, fließt dort das Meer nicht ab, selbst wenn es flutet und sich ausdehnt. Im Westen, Süden und Norden besteht nicht eine solche Tiefe von Sand und Strand; infolgedessen tritt dort das Meer über seinen Bereich und verursacht große ausgedehnte Überschwemmungen, wenn es, wie oben erwähnt, durch Feuerstürme außer sich gebracht wird.

Deshalb sammelt es an diesen Stellen viel unnützes Zeug und Schmutz und zieht alle Fäulnisprodukte von Mensch, Vieh, Gewürm und Vögeln an sich. Aus diesem Grunde sind die Quellen und Flüsse, welche jenen Teilen des Meeres entströmen, nicht so gesund und bekömmlich wie die, die aus dem ostwärts gelegenen Meer entspringen.

Die salzhaltigen Quellen und Flüsse, die aus dem Wasser des *östlichen* Gebietes stammen und in verschiedenen Teilen der Erde entspringen, sind rein und infolge dieser Reinheit der Luft etwas grünlich. Im sandigen Boden entspringen sie in Tropfen und sind gesund und bekömmlich, auch zum Trinken geeignet und nützlich zum Kochen der Speisen. Trinkt ein Kranker jene Wasser häufig, so erhält er seine Gesundheit zurück, weil sie den Dunst, Gestank und die Fäulnis der Säfte gleichsam wie eine nützliche Salbe von ihm fortnehmen. Ist der Mensch indes körperlich gesund, so schädigt ihn das Trinken davon etwas, und das Wasser bringt ihm innerliche Geschwüre, weil es in ihm nichts vorfindet, was der Reinigung bedürfte.

Die Wasser der Flüsse und der lebendig springenden Quellen aber, die in diesem östlichen Gebiet ohne den Beigeschmack des Salzes entspringen und die vom Osten wegfließen, sind rein und haben eine milde Wärme, gemischt mit milder Kühle, so daß sie gemäßigt warm und kalt sind und den Menschen Nutzen bringen für Speise und Trank wie auch zum Waschen und Baden. Für die Hände allerdings sind sie etwas zu hart und zu scharf.

Die salzhaltigen Gewässer, die aus dem *Westen* stammen, sind ziemlich trübe wie ein Wirbel; gleichwohl darf mit ihnen die Nahrung gekocht werden, weil sie durch das Kochfeuer teilweise gereinigt werden; trinkt man sie aber ungekocht, so schaden sie, weil das Wasser im westlichen Meere allerlei Schmutz und Fäulnis an sich gerissen hat und weil dort auch Leichen treiben. Braucht man sie im Notfall und aus Mangel an anderen Wassern zum Trinken, dann sollen sie zuvor gekocht und erst getrunken werden, wenn sie sich wieder abgekühlt haben. Die salzfreien Flüsse und die nichtsalzigen lebendigen Quellen, die im Westen entspringen und vom Westen wegfließen, dort wo die Sonne untergeht und kleiner wird, haben ein klares und dichtes Wasser, das weder durch Kälte noch durch Wärme in einen besseren Zustand gebracht werden kann, weil Hitze und Kälte dort in beiden Fällen mangelhaft sind. Infolgedessen sind jene Gewässer recht unnütz für den Gebrauch des Menschen, also zum Trinken, zum Waschen und zum Baden, da sie ja nicht mehr von der Sonne gekocht wurden. Zwingt ein Notfall dazu, sie zu verwenden, dann sollen sie kräftig im Feuer gekocht werden; hierauf soll man ihnen etwas Zeit zum Abkühlen lassen. Hingegen taugen sie einigermaßen für die Speisen, weil sie mit der Speise gründlich durchgekocht werden.

Die salzhaltigen Gewässer, die aus den *südlichen* Gebieten des Meeres entspringen, sind, gleichviel ob Quellen oder Flüsse, etwas weißlich und dennoch nicht ganz rein; sie taugen nicht für Speise oder Getränke, weil sie giftig sind. Kleine, recht giftige Würmer nämlich und kleine, ebenfalls giftige Lebewesen, flüchten sich vor Kälte und wegen der Sonne dorthin; wegen der Wärme wohnen sie dort gern und waschen sich im Wasser und liegen darin, weil sie die Natur des Salzes haben und Wärme leiden mögen, aber keine Kälte. Die Gewässer der Flüsse und der lebendig springenden Quellen, die ohne den salzigen Beigeschmack im Süden entspringen und infolge der Glut heiß sind, würden nur schwer von der Glut ihres Feuers ausgelöscht werden, wenn sie getrennt von den anderen Gewässern einzeln fließen müßten, weil sie von den unauslöschlichen Feuern berührt werden und von ihnen ihren Ausgang nehmen.

Zur Zubereitung der Nahrung wie auch zu anderen nützlichen Maßnahmen würden sie sich bei ihrer Hitze gut eignen, weil sie im Feuer gereinigt und durchgekocht sind. Nachdem sie aber schon zu den kalten Flüssen gelangt sind und sich mit ihnen vermischt haben, so daß sie mit ihnen zusammen strömen, schlagen sie leicht Wellen und werfen Schaum aus und bekommen nun eine silberartige Färbung. Jedoch sind sie geeignet zu Speisen und Getränken wie auch zum Waschen und Baden, weil sie von der Unsauberkeit und der Schärfe gereinigt sind, gleichwie ein Wasser, das im Topf durch die Feuerhitze gereinigt wurde. Hingegen machen sie das Fleisch des Menschen fett und seine Farbe dunkel.

Die salzhaltigen Gewässer, die aus dem *nördlichen* Gebiet in der Nähe der östlichen entspringen und ausfließen, sind schädlich und erzeugen bei Mensch wie Vieh leicht Seuchen, weil die Salzkraft dort nicht gesund ist infolge der Vertauschung von Wärme und Kälte in jenen Gebieten. Taugen sie schon nicht zu Essen und Trinken, so können sie kaum in anderweitigen Gebrauch genommen werden. Die anderen nicht salzhaltigen Gewässer, die aus dem Norden in der Nähe des Ostens entspringen, sind kalt und nützlich, weil sie ein bißchen von jener Luft, die aus dem Osten strömt, berührt werden; diese ist gesund, weil sie ausgeglichen und daher weder zu warm noch zu kalt ist. Und dieser Wind weht zwischen jenen Gebirgen, die dort von Urbeginn an gelagert sind; er ist gewissermaßen ein Fittich für die Lebewesen auf der Erde; aus diesem Grunde ist diese Luft auch gesünder und bekömmlicher als jede andere.

Aus jenen Gewässern, die hier entspringen, stammen Bäche und Quellen, die im Grunde rein, gleichwohl aber etwas trübe sind; auch haben sie einen Beigeschmack, so daß sie entweder nach Wein oder sonst was schmecken. Diese Wässer vermögen die Wassersucht (*hydropica pestis*) zu unterdrücken und die Gicht (*paralysis*) einzudämmen, wenn sie von denen, die an solchen Krankheiten leiden, getrunken werden; die Eigenart dieser Wässer widersteht nämlich der Natur jener (krankhaften) Wässer und auch der Natur des normalen Wassers. Auch engen sie andere Gewässer, in deren Nachbarschaft sie fließen, ein und beherrschen sie wegen der Schärfe ihrer Eigenschaften. Zur Bereitung von Speise und Trank sowie zum Waschen und Baden sind sie nicht zu gebrauchen, weil sie die anderen Wässer zurückhalten.

Die salzhaltigen Wasser, die gleichsam im *mittleren* Gebiet des Nordens entspringen und von dort ausfließen, sind gut und brauchbar für Vieh wie Mensch, also zur Bereitung der Speisen und Getränke sowie zu anderem Gebrauch, weil sie in gemäßigter Luft, weder zu warm noch zu kalt, dahinströmen. Auch als Getränk genossen, reinigen sie den Menschen innerlich von schlechten Säften. Die Flüsse aber, die ohne Salzgehalt sind, sowie die lebendigen springenden und nicht salzhaltigen Quellen, die in der mittleren Zone dieses Nordens entspringen und ausströmen, sind rein und haben die Farbe eines Kristalls, untermischt mit Eisenfarbe. Sehr kalt und recht nützlich sind diese Wasser, weil sie frei sind von Schmutz und Gestank und Vergiftungen; hat doch der wechselnde Stand (*diversa vicissitudo*) der Sonne sie nicht beeinflußt. Auch haben sie einen richtigen Geschmack nach Wasser und sind brauchbar für Menschen und andere Lebewesen, sind gut für Speise und Trank, zum Baden und Waschen und auch verwendbar für gewisse Arzneien.

Die salzhaltigen Quell- und Flußwasser, die aus der *nördlichen Ecke* des Westgebietes kommen, sind braunschwarz (*brunvario*) gefärbt, nicht sehr sauber und für Speise und Trank wenig nützlich, weil sie tödliche Wirkungen haben können. Es liegen ja in der nördlichen Zone in Nachbarschaft zum Westen gewal-

tige und bösertige Würmer, die vom Menschen nicht gesehen oder angerührt werden dürfen, ohne daß er sterben muß. Dieses Gewürm nimmt jene Wasser in sich auf und gibt sie wieder von sich und hat darin seinen Lebensunterhalt. Auch sind diese Gewässer so gefährlich, weil sie gleichzeitig Wärme und Kälte besitzen. Die Würmer können dort hausen, weil sie kühl sind und Kälte auszuhalten vermögen, dagegen keine Wärme. Die Wasser ohne Salzgehalt, die von jener Nordzone in Nähe des Westens kommen, sind rein, von gräulicher Farbe (grizvaro), nicht brauchbar für Vieh und Menschen, also für die Speisen und Getränke oder sonstigen Gebrauch, weil sie schwer verdaulich sein können und die Leute leicht auftreiben infolge ihrer Giftigkeit, und weil sie die Eingeweide der Menschen mit geschwürigen Veränderungen befallen. Hinfällige Menschen werden durch sie recht mitgenommen, und selbst Gesunde vermögen sie kaum zu vertragen.

In der gleichen Nordzone ist die Natur der Wasser verschiedenartiger und vielfältiger als die Natur der Gewässer in den östlichen, südlichen oder westlichen Gebieten; dort wird nämlich das Wasser von der Glut der Sonne durchdrungen und temperiert, was in der Nordzone nicht geschieht, da dorthin die Sonnenkraft nicht reicht.

Sumpfwasser, gleich welcher Herkunft, ist ganz und gar vergiftet, weil es die wertlosen und schädlichen Feuchtigkeiten der Erde in sich trägt und dazu noch den giftigen Schaum der Würmer. Diese Wasser eignen sich äußerst schlecht zum Trinken und sind auch übel für sonstige Anwendungen außer zum Waschen, falls dies einmal notwendig werden sollte. Wer sie aber aus Mangel an anderem Wasser notgedrungen trinken wollte, der soll sie zunächst kochen und abkühlen lassen und dann erst trinken. Brot, Speisen und Bier, die mit ihnen gekocht wurden, können mäßig genossen werden, weil sie im Feuer gereinigt wurden.

Brunnen- und Quellwasser, das aus Sumpfgewässern fließt, ist etwas besser als das gewöhnliche Sumpfwasser, weil es etwas von den Unsauberkeiten gereinigt wurde. Es kann einigermaßen vertragen werden, ist aber gleichwohl nicht besonders gut und nützlich. Alle Gewässer aber, die am Ort ihres Ursprungs schädlich sind, werden um so bekömmlicher, je weiter sie vom Ursprung weggeflossen sind, weil sie während ihres langen Laufes alles Schädliche und Giftige verlieren und weil all das auf einem langanhaltenden Lauf ausgesiebt und gereinigt wird.

Das Wasser aus Brunnen, die tiefer in die Erde gegraben sind, so daß es stehend ist und keinen Ausfluß hat, ist besser und bekömmlicher in Speisen und Getränken sowie beim sonstigen menschlichen Gebrauch als das Wasser ausströmender Quellen. Es ist wie eine milde Salbe, verglichen mit den springenden und ausfließenden Quellen, weil es nicht abfließt und so immer wieder durch die milde Temperatur der Luft ausgeglichen wird. Das Quellwasser näm-

lich ist hart, und seiner Härte wegen widersteht es den Speisen, so daß sie durch Feuer nur mühsam zu erweichen und nicht leicht zu kochen sind. Weil es gereinigt ist und sauber, hat es nur wenig Schaum, reinigt dafür auch um so weniger die Speisen, und diese werden auch entsprechend geringer gereinigt, wie durch anderes Wasser Speisen gereinigt zu werden pflegen, die durch Kochen mit anderem Wasser gesäubert wurden.

Denn Quellwasser ist leichter und lauterer als Flußwasser, das da, wo es entspringt und weiterfließt, von Erde und Sand und Steinen erst gereinigt und gesäubert wird. Auch zum Trinken bekommt es dem Menschen, weil es gereinigt ist, dabei hart ist und in seiner Wirkkraft ein wenig dem Wein verwandt; doch schadet es der Nahrung und — infolge seiner Schärfe — dem Waschen der Augen.

Das Wasser der Flüsse, die über die Erde strömen, ist verdichtet, weil es von Sonne und Luft durchdrungen wird; auch ist es etwas schaumig und ungesund zum Trinken, weil die verschiedenartige Verhaltensweise der Luft und der Elemente beigemischt wurde und weil es durch einen Rauch, den sogenannten „doume“, sowie durch Nebel, die von ungesunden Gebirgszügen herabsteigen, verseucht ist; ferner kommt die Luft bisweilen mit gewissen Strafen in Berührung. Daher ist dieses Wasser schlecht zum Trinken und schädigt die Menschen, wenn es nicht zuvor gekocht und so von dem schädlichen Schaum gereinigt und dann wieder abgekühlt wurde; erst dann kann man es nötigenfalls trinken. Im Notfall taugt solches Wasser auch einigermaßen zum Kochen der Speisen, da der Kochprozeß reinigt und ihm eine größere Milde und einen besseren Geschmack gibt.

Bisweilen geschieht es, daß ein übler Rauch und gefährliche Nebelschwaden von den ungesunden Bergen heruntersteigen, und daß zudem noch die Luft durch jene Strafen betroffen ist: dann werden die Elemente verseucht und vermischen sich mit dem Wasser der Flüsse, Brunnen und Quellen; von dort her ist dann ein gefährliches Gift gleichwie eine tödliche Pest in ihnen allen. Würden Menschen und andere Lebewesen jene Wasser dann trinken, so müßten diese ihnen den Tod bringen oder Mißgestaltungen äußerer Gliedmaßen oder Schwächen hervorrufen. Daher ist es erforderlich, dieses Wasser zu kochen, ehe man es trinkt, damit durch den Schaum beim Kochen das Gift herausgetrieben wird. So soll man also im Notfall und mangels anderen Wassers dieses zuerst kochen, abkühlen lassen und so trinken, weil dann selten wohl noch etwas Gefährliches aus der Luft oder von Vögeln, die sich in ihnen waschen, oder von todbringenden Schädlichkeiten aus Kadavern in ihnen vorhanden ist. Um es nochmals zu sagen: das Wasser soll vorher gekocht werden, ehe der Mensch es in seinen Gebrauch nimmt.

Wo sich kleine, helle und saubere Bäche befinden, die aus den anderen Wassern wie gewisse kleinere Blutgefäße hervorgehen, da werden diese schon durch ihr Ausfließen gereinigt und sind bekömmlich und brauchbar für

jedweden Zweck bei Mensch und Vieh. Regenwasser aber ist bitter und nimmt kranken Menschen üblen Geruch sowie schlechte Säfte und Fäulnis; Gesunden dagegen bekommt es weniger, da es in ihnen nichts zum Säubern findet. Hat es in Zisternen gestanden, dann wird es milder und bekommt Gesunden wie Kranken. Gleichwohl sind die Wasser springender und flutender Quellen besser.

Wenn die Sonne ihre Glut einzieht, haben die Wasser ihre größte Kühle und senden ihren Schaum, den Schnee, aus; dieser deckt die Erde und durchfettet die Grünkraft dieser Erde, wobei er sie zurückdrängt und ihre Frucht nicht schädigt. Schneewasser aber ist wertlos für die Zwecke des täglichen Lebens; es ist dünn und unrein und ruft beim Trinken leicht Geschwüre und Aussatz hervor und erfüllt die Eingeweide mit Schleim (livor). Getrunkenes Regenwasser hingegen nimmt dem Magenschleim seine Schärfe, lädiert dafür aber die Eingeweide. Getrunkenes Schneewasser löscht den Durst ungenügend, weil es dünn ist und rasch verdaut wird. Die Wasser aber, die bei einem Wolkenbruch in überreichem Erguß plötzlich ausgeschüttet werden, sind ebenso wie der Hagel so gefährlich wie heißes Wasser, in welchem die Schweineborsten und das Haar von anderem Vieh abgebrüht werden, falls sie jemand zu Speise oder Trank verwenden sollte. Denn wollte jemand das Wasser aus einem Wolkenbruch oder nach einem Hagelwetter trinken, so würde er einem chronischen Leiden verfallen; sein Gewebe würde aufgerissen und zerstört werden, und viele würden dadurch zugrunde gehen.

*Die Erde* ist von Natur aus kalt und hat sieben Kräfte: teilweise ist sie im Sommer kühl und im Winter warm, dann birgt sie in sich die Grünkraft (viriditas) und die Dörrkraft (ariditas), läßt Pflanzen hervorsprossen und hält die Tiere am Leben und trägt so den ganzen Bestand. So hat auch Gott in sechs Tagen geschaffen und am siebenten geruht, als er die gesamte Schöpfung der Nutzbarkeit des Menschen unterwarf. Die Erde ist während des Sommers in ihrer Tiefe kühl, weil die Sonne dann mit der Kraft ihrer Strahlung zeugt; im Winter dagegen ist sie im Inneren warm, weil sie sonst bei der eisigen Starrheit zerreißen würde; und so erweist sie mit ihrer Wärme die Kraft zum Ergrünen (viriditas), mit ihrer Kälte die Kraft zum Verdorren (ariditas). Denn im Winter ist die Sonne auf der Erdoberfläche unfruchtbar, heftet dagegen ihre Wärme unter der Erde fest, damit die Erde die verschiedenartigen Keime bewahren kann; so bringt sie durch Wärme wie durch Kälte alles Keimen ans Licht. Auch bewahrt sie alles, was an Lebewesen geht und läuft, vor dem Einsinken; denn sie ist durch Hitze und Kühle hart geworden und kann so alles machtvoll tragen. Gott hat die Erde so gesetzt, daß sie zu gegebener Zeit das Wachstum bewirkt und zu entsprechender Zeit es abnehmen läßt, wie ja auch der Mond zu- und abnimmt.

Die Bäume, die in östlichen Gebieten wachsen und von den östlichen Gewässern getränkt werden, haben gutes Wachstum und guten Ertrag an den verschiedenartigen Früchten der Obstbäume, die einen guten Geschmack bekommen. Aber sie sind nicht dauerhaft. Das Getreide aber ist dort dürftig und zeigt keine rechte Wachstumsneigung, weil die Erde dort wohl zu feucht ist. Boden nämlich, auf dem Getreide reichlich gedeihen soll, muß etwas trocken sein; große Kälte nun schadet der Frucht mehr als Hitze, weil das Getreide ziemlich trocken ist. Die Weinberge dort im Osten bringen großen Ertrag an Wein und liefern einen recht guten Wein. Gartengewächse aber und andere Kräuter, die in diesem östlichen Gebiet von den Wassern, die vom Osten her fließen, und in deren Nachbarschaft getränkt werden und wachsen, sind voller Kraft, haben guten Geruch, taugen zu Heilmitteln und sind auch geeignet für die Zubereitung der Speisen. Nur selten befallen sie die Würmer und fressen sie ab, weil sie zwischen Hitze und Kälte richtig reguliert sind, ein Zustand, den die Würmer fliehen, da ihr Element eine übelriechende Feuchtigkeit ist, wie etwa Kohl oder ähnliches, das sich im Schaum der Luft entwickelt.

Auch die Bäume, die im westlichen Gebiet wachsen und von westlichen Wassern getränkt werden, zeigen ein gutes Wachstum; doch sind die Früchte der verschiedenen Obstbäume, die nahe an der Erde wachsen und mit der Erdfeuchtigkeit in Berührung kommen, nicht ganz unschädlich; lediglich die hoch auf dem Baum wachsen, sind nicht so schädlich, weil sie von der Höhe der Luft angerührt worden sind: so haben sie guten Geschmack, machen rasch satt und halten sich auch gut. Das Getreide dieser westlichen Zone ist kräftig, wenn auch nicht fett; ihr Wein ist stark, aber nicht besonders schmackhaft, hält sich aber immerhin, weil die Erde dort mehr Hitze wie Kälte hat. Die Gartengewächse und Feldpflanzen, die in diesem westlichen Gebiet von den westlichen Wassern benetzt und durchtränkt werden, regen die Sinnlichkeit (libido) stark an und alle fleischlichen Gelüste wie Wollüstigkeit, Zorn und Unbeständigkeit in der sittlichen Lebensführung wie auch das häufige Umherschweifen; demzufolge sind die Leute, die davon kosten, einmal traurig, einmal fröhlich, einmal voreilig. Der Saft dieser Gewächse wie auch diese Pflanzen selber wachsen und gedeihen recht, weil die ansteigende Wärme und die abfallende Kälte nicht zu bald aussetzen: so sind sie kräftig im Ergrünen, schädlich aber wegen der genannten Unbrauchbarkeit. Wohl taugen sie auch für zauberische Künste und andere Hirngespinnste; aber sie bringen bei körperlichen Leiden keine echte Heilung, weil der Tag dort zur Neige geht und die Nacht anhebt; immer ja, wenn ein König in seiner Ehre dasteht, macht sich die Bosheit bemerkbar und versucht den höchsten Herrscher mit Finsternissen zu verdunkeln, wiewohl doch sie und ihre Schärfe schon erlahmt ist.

Jene Bäume, die im südlichen Gebiet von dort heimischen Gewässern ge-

tränkt werden, gedeihen gut und bringen einen schönen Ertrag, der auch von Dauer ist, weil sie von Wärme durchdrungen sind. Getreide reift dort im Überfluß, und zwar ergiebiger und wohlschmeckender; gleichen Überfluß zeigt der Wein: er ist ein köstlicher Tropfen und hat große Kraft in sich, wird auch nicht leicht verderben, sondern sich halten, weil er durch die beständige Hitze dieser Gebiete temperiert ist; der Wein wächst nämlich besser in der Wärme als in der Kälte. Kälte schadet ihm mehr als Hitze. Die Gartengewächse und Feldpflanzen, die in diesen Zonen von ihren Gewässern, die dem Süden entspringen, getränkt werden, sind leicht verderblich, schwächlich und von bleicher Farbe (lividae), gehen darum auch rasch zugrunde, weil ihnen die rechte Feuchtigkeit der Luft entzogen wurde. Sie taugen nicht viel für Speise und Trank; auch als Heilmittel sind sie nicht viel wert, weil sie leicht verdorren. Nicht einmal für das Vieh sind sie recht zu gebrauchen, und Mensch wie Vieh können wenig Nutzen aus ihnen ziehen.

Die Bäume aber, die im nördlichen Gebiet von den dort herfließenden Wassern getränkt werden, gehen schnell zugrunde, ihre Früchte an Obst und ähnlichen Produkten gedeihen mühsam, weil die Kälte ihnen schadet. Auch Getreide wird dort nur mit großer Schwierigkeit gezogen: es gedeiht kümmerlich, ist von Schwindelhafer (lolium) und Unkraut (zizania) durchwachsen, dann aber doch kräftig. Auch Wein wächst dort nur mäßig; er ist scharf, recht herb und gar nicht süß, weil die Sonne ihn dort nicht temperiert. Gartengewächse und Feldpflanzen, die von diesen nördlichen Wassern getränkt werden, sind weder nahrhaft, noch taugen sie als Arzneien. Gesunden schaden sie zwar nicht, dafür aber Schwächlichen, weil sie weder in rechter Wärme noch in richtiger Feuchtigkeit, sondern in kühler Witterung gewachsen sind; deshalb kommen sie nicht recht voran und bringen keinen ordentlichen Ertrag. Der Regen, welcher plötzlich und als Wolkenbruch auf die Erde kommt, ist schädlich und beeinträchtigt die Erde mit ihren Früchten, weil er gewisse Schädlichkeiten (livores) mit sich führt. Fällt er mäßig, so ist er nützlich und durchtränkt die Erde und fördert ihre Früchte, weil er mild ist und rein und lauter zu Nutzen und Fruchtbarkeit.

*Schon in den theologischen Schriften Hildegards spielen die vier Elemente eine hervorragende Rolle, auf die wir zu ihrer letzten Sinndeutung wieder zurückgreifen müssen. Hier in den Naturschriften aber werden sie so eindringlich nahegebracht, daß sie als der leitende Gedanke, das führende Grundprinzip, der haltende Faden und die weisende Richtung ihrer ganzen Vorstellungen von der konkreten Leiblichkeit des Menschen mit all ihren pathologischen Möglichkeiten gelten dürfen.*

*Dieser Grundzug und fundamentale Aufbau ist so klar und einfach durch die ganze Naturschrift gelegt, daß man sich nicht genug darüber verwundern*

*kann, warum man gerade diesem Schrifttum eine fehlende Konzeption, mangelhafte Strukturierung, uneinheitlichen Charakter, Dunkelheit des Ausdrucks vorgeworfen hat, warum man es als zufällige Kompilation auffassen wollte und es, hinter solchen Einwänden versteckt, der Unechtheit bezichtigte. Dabei ist dieser Schriftenkreis so originell, gerade weil er sich der uralten Formel der Weltelemente bedient und weil er vollends auf das begrifflich weithin erstarrte Erbgut der Zeit zurückgreift. Was aber hat diese geistreiche Frau daraus gemacht!*

*Ehe wir uns diesem neuen Bilder-Kreis aussetzen, müssen wir einen Blick auf die Tradition werfen. Hildegards Bilder stammen eindeutig aus der antiken Elementenlehre, wie sie in der Fixierung durch die stoische Kosmologie von den Neuplatonikern propagiert, von der Patristik aufgenommen und der Begriffswelt des frühen Abendlandes einverleibt wurde. Die vier Elemente sind eine einheitliche Weltformel für die qualitativen Zustände am Weltstoff geworden und repräsentieren in dieser Form als heilige Zeichen die energetischen Zustände der Welt.*

*Dem Element gab Empedokles Begriff und Grundkonzeption. Das griechische Wort bedeutet soviel wie: Anfang, Wurzel, Grundgestalt, Keim, Idee, Urstoff, Glied. Dieses Glied-Sein, in Reihe-und-Glied-Stehen meint auch das lateinische Wort „elementum“, das zunächst nichts war als eine Reihe im Alphabet, ursprünglich sogar die Elfenbeinbuchstaben selbst, mit denen römische Kinder spielten. Erst nach Cicero wurde es der Grundbestandteil im allgemeineren Sinne, das Element — und als solches lebt es in der Kosmologie der Väterzeit wie auch in der Alchemie des späten Mittelalters.*

*So wurden die Elemente von der frühen Scholastik aufgefaßt: als Modifikationen des einen Weltstoffes mit allen Möglichkeiten des Überganges, der Mischung, des Stoff-Wechsels. Dieser Stoffwechsel garantiert den Kreislauf und die Konstanz der Materie, den ständigen Austausch der Energien, die Ineinanderverwandlung und reale Koexistenz aller Dinge, damit aber auch jene rhythmische Polarität, welche die Voraussetzung und Schwungkraft des Lebens ausmacht, sowie die großen sympathetischen Entsprechungen, die dem Mikrokosmos die Teilnahme und Mitteilung des Ganzen für das Ganze ermöglichen und das Grundgesetz des „alterum per alterum“ vor Augen führen.*

*Unter diesem Aspekt wurden die Elemente für Hildegard von Bingen Grundfarbe und Grundtönung der Welt, jene Grundstimmung, aus welcher sich das große kosmische Gespräch entwickelt, an dem wir alle teilhaben und das gerade in seiner stofflichen Dichtigkeit Symbol ist für das ewige trinitarische Gespräch über die Inkarnation des göttlichen Wortes.*

*Die naturalistische Beschreibung dieses Abschnittes freilich ist trocken und pedantisch genug: hier wird einfach — und manchmal recht langatmig — Natur beschrieben, beobachtet und dargelegt; hier wird aber auch kompakt*

zusammengestellt und schematisiert, was an physiologischen Grundkräften später nur noch verdeckt und sporadisch vorgetragen wird, und zwar in einer genauen Reihenfolge, ohne deren Einhaltung man sich schweren Mißverständnissen aussetzt.

Um so üppiger wachsen dafür die dichterischen Bilder in dem übrigen Werke. Das Berliner Fragment, das man lange als aphoristische Rezeptsammlung ansah, liefert in aufgelockerter Form ein kosmologisches Elementarschema, eine Art von topographischer Physiologie, wobei die Bilder der kleinen und großen Welt nur eine darin verborgene religiöse Wirklichkeit meinen. „Das Feuer ist das Mark des Menschen, die Luft seine Stimme, das Wasser sein Gefäßsystem, die Erde sein Knochengerüst“ (B II, 49). Das ist noch eine gebräuchliche Analogie, wie sie mit dem Mikrokosmos gegeben ist. „Gott hatte die Elemente und die übrige Kreatur geschaffen, ehe er Adam bildete; daher bezeichnete er hernach in dem Liniengefüge seiner Glieder diese Elemente und die übrige Schöpfung. Aus diesem Grunde weisen die Werke des Menschen, so wie er sich zu ihnen anschickt, schon auf die Elemente und die andere Schöpfung hin, und zwar mit Recht, wie Diener es bei ihrem Herrn tun; sind sie doch zum Dienst des Menschen geschaffen! — Der Mensch aber hat aus Gottes Geheimnis den himmlischen Hauch empfangen; daher geht er allein aufrecht einher. Da jedoch die Tiere ihren Lebenshauch aus den Elementarkräften genommen haben, bewegen sie sich zur Erde hingebeugt“ (B III, 52). Auch das ist ein alter Gedanke aus Ovids Metamorphosen, der über Isidor von Sevilla vermittelt wurde. Aber Hildegards Deutung des Elementaren, die anthropologische Tendenz, bricht immer deutlicher durch: „Gott hatte alles schon vor dem Menschen erschaffen. Als der Mensch als Erdenlehm dalag, sandte Gott den Geist des Erkennens in ihn, also einen belebenden Hauch. Und da dieser alle Elemente, die auf Gottes Befehlswort entstanden waren, losgeschickt hatte, kamen sie ihm gleichsam wie dienende Boten zu Hilfe; und so führte der Lebenshauch sie und sich selbst in jenen lehmigen Stoff ein. Daher hat der Mensch von diesem allen Wissen und Bewußtsein (*homo omnia scit*). Feuer, Luft, Wasser, Erde und alles übrige trägt er in sich selber; dies alles aber vermag sein Seelenvermögen nicht zu beeinträchtigen, während es doch dem Leibe oftmals Schaden zufügt“ (B II, 42).

Kraft solcher elementaren Integration hat der Mensch Horizont: Die Welt tritt in seinen Gesichtskreis. „Der Mensch kann mit den Augen seines Gesichtes alles im Weltenrund des Universums sehen und erkennen“ (B III, 37). Gott gab ihm die Welt, auf daß sie sein Interesse finde und sein Wirkkreis werde: „Gott, der um der Herrlichkeit Seines Namens willen die Welt mit den Elementen ausgestattet, mit den Winden befestigt, mit einem Sternenkranz erleuchtet und mit den übrigen Kreaturen vervollständigt hat, ließ den Menschen von diesem All umgeben und gekräftigt sein und durchdrang ihn überall mit so außerordentlicher Kraft, damit die Welt ihm in allem zur Verfügung

stände, an seinen Werken teilnehme, wie auch er in ihr sein Wirkfeld finden sollte; denn ohne sie könnte der Mensch nicht leben und nicht existieren“ (755 B).

Der Mensch ist das Herz der ganzen lebendigen Fülle der Natur, und so geht buchstäblich — wie wir noch hören werden — ein Weg vom Herzen des Menschen zu den Elementen der Welt, mit denen der Mensch das in die Tat umsetzt, was in ihm lebendig ist. Jetzt versteht man auch den intimen Umgang der Seherin mit der Natur, wenn sie etwa durch diese kosmische Ordnung wie durch eine sinnenhafte Landschaft schreitet. In überraschender Selbstverständlichkeit überstürzen sich die Bilder. Der Mensch hat die Formen der Erde auf seinen Leib geschrieben; jedes Glied, jedes Organ hat seine Entsprechung auf einem Erdteil und springt mit seinen Proportionen hinüber in die Ausmaße des Universums, um von dort wieder zurückgeholt zu werden in die Abschnitte der Zeiten oder die Erfahrungen des Seelenlebens. Im Leib durchschreiten wir die Bilder einer Landschaft voll von den „*vestigia Dei*“; sie sinnenhafte zu lesen ist eine Lust für ihren schauenden Geist. Alles ist für Hildegard nur ein Im-Bild-Sein, eine immerwährende Ein-Bildung sowie ein Zeigen und Aufweisen dieser Ab-Bildungen. Die Elemente sind nur eine zeichensatte Resonanzbasis; der Mensch aber ist der Schlüssel und der Knoten, Fokus und Matrix dieser weltweiten Ausstrahlungsfelder und Entsprechungsgefüge: er ist der Partner der Weltelemente.

Aus diesem herzhaften Umgang mit der Natur versteht man auch die lebendige Leuchtkraft und quillende Frische der Einzelbilder, die in den späteren Abschnitten aus den pathologischen Beschreibungen herausbrechen: Da ist Feuer der Leib der Luft, Luft die Flügel und Federn des Feuers, seine Eingeweide; Luft ist des Feuers Energie. Feuer ist Glut und Hitze des Wassers, Wasser Kühlung für Feuer. Feuer ist Halt der Erde, wie Erde Wall des Feuers. Luft ist die windige Gefährtin des Wassers; Luft ist auch loser Mantel der Erde. Die Erde ist wie ein Schwamm. Wasser ist die Gerinnungskraft der Erde und Erde Stütze des Wassers. Feuer ist nicht ohne Luft und Luft nicht ohne Wasser und Wasser nicht ohne Erde und Erde nicht ohne Licht.

„Das ganze Weltgefüge steht im Dienste des Lichtes, und die Erde ist das Gefüge der lebendigen Seelen, weil sie diese erhält. Das Firmament ist so im Dienst und zur Verfügung der irdischen Lichter und dient der Erde, weil das Feuer diese festigt, Luft sie hält, Wasser sie durchnetzt; das Firmament nimmt auf diese Weise Umgang mit ihr, gleichsam als sei es ihr Diener: und die Erde thront wie auf dem Herrschersitz. Wie das Herz des Vaters voll Kraft und Macht ist, so ist die Erde das Herz des Firmaments“ (B III, 5). Von den lichten Welträumen gleiten die Bilder auf die Erde, die inmitten der Luft liegt wie die Wabe im Honig (861 B), die Erde, die „mitten zwischen den übrigen Elementen existiert, damit sie von allen temperiert werde. Daher ist sie nach hierhin und dorthin in gleichem Maße von ihnen gehalten und mit ihnen verbunden, um beständig von ihnen die Grünkraft (*viriditas*) und Zeugungskraft

(fortitudo) zu ihrer Erhaltung zu empfangen" (760 A). Immer dichter werden die Bilder von der fruchtbaren Erde mit ihren „flores viriditatis“; mit Hilfe der anderen Elemente sollte die Erde Frucht tragen, „wie auch das Weib durch die Zeugungskräfte des Mannes fruchtbar wird. Der Mensch nämlich, durch die Seele göttlich, durch die Erde jedoch irdisch, ist so erst das volle Werk Gottes, weshalb er auch das Irdische weiß und im Spiegel des Glaubens das Himmlische erkennt“ (870 D).

Über die Bilder von Leib und Seele, von Mann und Frau, von Himmel und Erde macht Hildegard dann das letzte Geheimnis der Erde, das Mysterium ihrer lichten Dichtigkeit, offenkundig: „Alle Formen irdischer Geschöpflichkeit sind aus der Erde gestaltet. Denn diese Erde ist der Grundstoff des Werkes Gottes für den Menschen, nämlich für die Menschheit des Sohnes Gottes“ (P. 147).

Erst von dieser Position aus wird die Stellung des Menschen zur Welt klar: der Mensch sitzt auf dem Richterstuhl der Erde und übt seine Herrschaft über die Geschöpfe aus (885 C); bei aller Schwankung und Gefährdung ist er verankert in seine kreatürliche Verfassung und gehalten von Gottes Ratschluß; deshalb ist das Bild des Menschen im Weltenrad von so viel Zeichen umgeben, „weil der Mensch durch die Macht der Elemente und die Unterstützung der übrigen Kreatur so gestärkt und befestigt ist, daß er durch keinen Stoß einer Widerwärtigkeit aus seiner Verfassung herausgeworfen werden kann, da ihn Gottes Allmacht selber beschützt. Diese Gesetzmäßigkeiten sind nun aber auch auf eine andere Weise zu verstehen . . .“ (786 D). Damit ist Hildegard mit einer typischen Floskel wieder im geistlichen Weltverständnis.

Die Wasser, denen der Geist des Herrn ihre Fließkraft und das Durchfeuchtungsvermögen (P. 192) gibt, „machen alles wieder gut, reinigen alles, heiligen alles, halten alles zusammen und nehmen alles auf sich und durchnetzen jedwede Kreatur mit dem Schweiß ihrer Feuchtigkeit und kräftigen sie in gleicher Weise, wie auch die Seele den Körper festigt.“ (P. 184.) Mehr als die anderen Elemente hat nämlich der Heilige Geist das Wasser mit Heilkraft versehen, „und wie das Wasser alles Reine und Unreine überrauscht, so überflutet auch die Seele alles und überwindet das Fleisch“ (938 A). Wie Wasser die Erde durchtränkt, so die Seele den Leib; und wie Wasser die Welt läutert, so der Geist die Seele. Ist Wasser doch eine Kraft aus dem innersten Mark Gottes, die alles heilig macht.

In gleicher Weise ist die Luft Bild der Seele für ihre „fructifera vis“ im Organismus. Als Spender der Lebensgrüne wird sie Symbol geistiger Fruchtbarkeit. Als Feuerwesen schließlich ist der Mensch „gleichsam das Licht der übrigen Schöpfung, die mit ihm auf der Erde ist“ (895 A). Vom Lichtgeheimnis Gottes stammend, ist er selber „ein lebendiges Licht und ist selber auch Feuer. Daher kocht Gott den Menschen im Feuer und durchtränkt ihn mit Wasser,

und so hat auch das Wasser aus seiner außerordentlichen Glut im Fleisch des Menschen die blutrote Farbe und sein Strömungsvermögen. Wie sollte es auch angemessen sein, daß der Mensch finster bliebe, ein Mensch, der vom Licht durchstrahlt ist? — und wie sollte er sich nicht bewegen können, wo er doch aus dem Feuer lebendig ist?“ (915 A).

Der Mensch ist mit allen Kreaturen am Werk, durch alle Elemente gebändigt, durch alles aber auch unterwiesen über die eigentliche Bedeutung eines jeden für den Sinn des Ganzen. Die Deutung dieses Lebens findet der Mensch in seinem eigenen Herzen: „Das Herz ist das Fundament des Lebens und die Wohnstätte des Wissens von Gut und Böse“ (B III, 8). Der Ort der Entscheidung aber ist die Erde: „Die Erde ist der lebendige Aufenthalt und das Haus der Seelen; die Seele müßte ja vergehen, wenn dieses ihr Haus zerstört würde. Gott hat das Irdische so eingerichtet, daß es mit der Seele Leben habe und die Seele mit ihm im Leibe sei: ist doch der Leib Erde!“ (B III, 4).



IV.  
VON DER BILDUNG DES MENSCHEN

URSPRÜNGLICHE AUSSTATTUNG UND  
VERKÜMMERUNG / VERHÄLTNIS ZUR KREATUR /  
VOM WESEN DER KRANKHEIT /  
DIE SAFTEKOMPLEXION / DIE ELEMENTE IM  
KOSMOS UND IM SAFTEHAUSHALT /  
ATMOSPHERISCHE EINFLÜSSE / DIE GESTALTUNG  
DES ORGANISMUS / DIE ELEMENTE IN DER  
SINNLICHEN ORGANISATION /  
DER MENSCH IN DER WELT UND SEINE  
LEBENSAUFGABE / DAS VERSAGEN DES MENSCHEN  
UND DER VERFALL DER NATUR /  
ZUR FRÜHGESCHICHTE DER ERDE

Gott schuf den Menschen mit einer solchen Ausstattung, daß alle Lebewesen seiner Herrschaft unterworfen waren. Nachdem aber der Mensch das Gebot Gottes übergangen hatte, wurde er vollständig umgewandelt, und zwar an seinem Leibe wie in seinem Geiste. Mit dieser Verwandlung ist auch die Reinheit seines Blutes in einen anderen Zustand versetzt worden, so daß der Mensch jetzt statt eines reinen Stoffes den Schaum seines Samens auswirft. Wäre nämlich der Mensch im Paradies geblieben, so hätte er in einer unveränderlichen und vollkommenen Verfassung (*status perfectus*) fortbestehen können. Aber alles dies ist nach seinem Vergehen in eine andere und recht bittere Weise umgewandelt worden. Denn nun wirft das Blut des Menschen, der sich in der Glut und Hitze der Leidenschaft erregt hat, eine aufschäumende Flüssigkeit aus, welche wir Samen nennen; ähnlich wirft auch der Topf auf dem Ofen infolge der Feuersglut aus dem Wasser einen Schaum aus.

Wenn nun ein Mensch aus dem Samen eines schwächlichen Mannes empfangen wird oder aus einem Samen, der dünnflüssig und ungekocht geblieben ist und noch dazu durchmischt mit Abfall- und Fäulnisprodukten, dann wird er sehr wahrscheinlich in seinem Leben kränklich bleiben, voller Gebrechlichkeiten, so wie ein von den Würmern durchgefressenes Holz nach und nach morsch werden muß. Daher ist ein solcher Mensch oftmals mit Geschwüren und Eiterherden übersät und zieht sich überdies neben dieser Fäulnis noch leicht die giftigen und schlechten Stoffwechselprodukte aus der Nahrung zu. Kann er auf diese verzichten, so geht es ihm etwas besser. Wenn nun solche Überschüsse im Samen vorhanden sind, dann wird ein Mensch, der hieraus empfangen wurde, leicht

VON DER BILDUNG DES MENSCHEN

unenthaltlich, unbeherrscht und haltlos werden und überdies noch die gleichen Überschüsse in sich tragen.

Daß aber der Mensch nicht behaart ist, das findet seine Erklärung in seinem Erkenntnisvermögen, weil diese „*rationalitas*“ ihm an Stelle der Haare und Flügel gegeben ist, mit welchen er sich sowohl bedeckt, wie auch gleichsam hinfliegt, wohin er will. Daß aber der Mann einen Bart trägt und überhaupt an seinem ganzen Körper mehr behaart ist als das Weib, kommt daher, daß der Mann direkt aus der Erde geformt wurde und davon größere Kraft und Hitze in sich hat und infolgedessen sich mehr und allseitiger beschäftigt als das Weib. Dies ist zu vergleichen mit der Erde, die, durchtränkt von Regen und Wärme der Sonne, Kräuter und Gräser hervorbringt und auch die behaarten und geflügelten Lebewesen auf sich unterhält. Die Frau aber besitzt keinen Bart, weil sie aus dem Fleische des Mannes geformt wurde und so dem Manne unterworfen ist, sich aber auch in einer größeren Ruhelage befindet; ähnlich sind auch die Kriechtiere, die aus dem Erdreich sich entwickeln, unbehaart; dafür liegen sie ruhig in der Erde und empfinden weniger als die übrigen Tiere auf der Erde den Regen und Sonnenschein.

So wie das gesamte Tierreich zum Dienste des Menschen erschaffen ist, so helfen ihm auch diese Kriechtiere und erweisen sich als eine wirkliche Hilfe (*adiutorium*), indem sie die Erde durchlöchern, so daß Wasser und Regen sie durchtränken können. Daher liegen sie immerfort an den feuchten Stellen der Erde; sie erwärmen sie durch Ausdünstung, befeuchten sie mit Schaum und Schweiß, so daß die Erde durch derartige Ausscheidungen und Ausdünstungen einigermaßen gefestigt und gehalten wird. Daß aber die Würmer in ihr giftig sind, liegt an der Scheußlichkeit und Faulheit innerhalb der Erde. Regen nämlich und Tau waschen die Erde an der Oberfläche aus, die Sonne trocknet sie wieder: so bleibt sie dort oben sauber und kann reine Früchte bringen. Schmutz dagegen und Fäulnis dringen in das Innere vor; deshalb entsteht dort das giftige Gewürm; so entwickeln sich auch die Würmer im Menschen selbst aus der Wundjauche (*sanies*) und schädigen ihn. Auf diese Weise entstehen auch Würmer in der Erde und ernähren sich wiederum von ihr. Diesen Würmern fehlt nun fast völlig ein Knochensystem; statt der Knochen und des Blutes dient ihnen gleichsam das Gift und gibt ihnen die Kraft. Manche von ihnen tragen kein Haarkleid, weil sie der feuchten Erde entstammen, in der Erde verweilen und jedes Draußensein scheuen; so werden sie weder von Luft noch Himmelstau noch von Sonnenglut durchdrungen, deren Einflüssen doch die übrigen Tiere ihr Haarkleid verdanken. Weil ihre Natur sowohl den Menschen als auch der übrigen höheren Tierwelt so sehr entgegensteht, sind sie ihnen feindlich gesinnt und töten sie mit ihrem Gift; so schädigen sie sowohl die Menschen als auch die höheren Tiergattungen. Obschon sie dieses Gift in sich tragen, sind dennoch einige von ihnen sowohl für Menschen wie auch Tiere

als Arzneien zu verwenden, wenn auch nicht im ganzen, so doch mit bestimmten Organen, tragen sie doch von dem guten Erdsaft in sich, wie auch dieser gute Saft der Erde heilsame Kräuter hervorbringt. So kann sich auch zum Beispiel der Hirsch verjüngen, wenn er eine Schlange verschlungen hat.

Alle Vögel und sonstigen Geschöpfe oder die wilden Tiere, die in die Zucht des Menschen kommen können und bereits darin sind, nehmen ihr Leben nach göttlicher Einrichtung aus der Luft; darum halten sie sich auch auf der Oberfläche auf. Würmer dagegen und Kriechtiere nehmen ihr Leben aus dem Saft der Erde, weshalb sie sich auch in der Erde und mit Vorliebe unter der Erde aufhalten.

Die Fische aber entnehmen ihren Lebensstoff der wäßrigen Luft der Flüsse; deshalb ist Wasser ihr Aufenthalt, und das Trockene ist ihnen unerträglich. Ihre Lebenskraft aber geht nach ihrem Tod ausnahmslos mit ihrem eigenen Fleisch unter, so wie Schnee in der Sonne schwindet; was als Überbleibsel noch da sein sollte, geht entweder in die Luft oder in den Saft der Erde oder in die wäßrige Luft der Flüsse über; es stammt ja auch aus diesen elementaren Bestandteilen. Von diesem Zeitpunkt an bringt das, was so vergehen mußte, keinem anderen Geschöpf, das bereits verdorrt ist, mehr die Lebenskraft zurück. Wie nämlich der Saft und die Grünheit der Bäume und Kräuter in ihnen dörrt und welkt, wenn sie abgeschnitten sind und keine weitere Pflanze mehr zum Ergrünen bringen können, weil sie dürr sind: genau so kann auch die Lebenskraft der unvernünftigen Tiere, wenn sie einmal ausgedörrt und vertrocknet war, kein anderes Tier mehr beleben; es ist ja nicht mehr, sondern ist als Ganzes untergegangen<sup>(6)</sup>.

Die Tatsache, daß manche Menschen an verschiedenartigen Krankheiten zu leiden haben, hat ihren Grund im Phlegma (*hoc de flegmate est*)<sup>(7)</sup>, das übermäßig in ihnen vorkommt. Wäre der Mensch im Paradies verblieben, so würde er diesen Stoff, von dem doch so viele Leiden herrühren, nicht in seinem Organismus tragen; vielmehr würde sein Fleisch unversehrt (*integra*) geblieben sein und ohne den krankhaften Schleim (*livor*)<sup>(8)</sup>. Da er aber dem Bösen seine Zustimmung gab und das Gute verließ, wurde er wieder der Erde gleich, die auch gute und nützliche sowie böse und schädliche Kräuter hervorbringt, und die gute wie schlechte Feuchtigkeiten und Säfte in sich birgt.

Denn mit dem Genuß des Bösen wurde das Blut der Kinder Adams in einen giftigen Schaum umgewandelt, aus dem nun die Menschenkinder gezeugt werden. Und deswegen ist ihr Fleisch geschwürig (*ulcerata*) und durchlöchert (*perforata*). Und diese geschwürigen Stellen und offenen Zugänge (*foramina*) lassen einen ungestümen Andrang und feuchten Rauch im Körper entstehen, aus dem sich dann der Phlegma-Stoff entwickelt, indem er gerinnt. Dieser ist dann die Ursache der verschiedenartigen Krankheiten im menschlichen Organismus. Das alles kommt von jenem ersten Bösen, das der Mensch zuerst beging;

wäre Adam nämlich im Paradiese geblieben, so würde er die erfreulichste Gesundheit an optimaler Stätte behalten haben, so wie auch der kräftigste Balsam überaus liebliche Gerüche ausströmt. Da aber das Gegenteil eintrat, hat der Mensch nun das Gift in sich und diesen Phlegma-Stoff und damit die verschiedenartigsten Krankheitsmöglichkeiten (*diversae infirmitates*).

Es gibt Menschen, die enthaltsam sein können, wenn sie wollen; wollen sie aber nicht enthaltsam sein, so erweisen sie sich auch stark in ihrem Anderswollen. Auf der einen Seite sind sie geizig, auf der anderen gierig nach fetten Mahlzeiten. Daher gerinnt in ihnen das so gefährliche, giftige, dicke und trockene Phlegma, das nicht feucht, sondern bitter ist; dieses läßt dickes, schwärzliches und schlappes Zellgewebe (*caro*) wachsen. Wenn solche Menschen sich nicht des Genusses von fetten Speisen enthalten wollen, ziehen sie sich leicht Aussatz (*lepra*) zu. Die Bitterkeit dieses Phlegmas aber bewirkt, daß sich ein Dunst etwa wie der Dunst der Schwarzgalle (*melancolia*) um ihre Leber und Lunge erhebt; hievon werden sie jähzornig und hartherzig. Auch die Feuchtigkeit ihrer Ausscheidungen bleibt nicht sauber, sondern wird schmutzig. Dabei sind sie nicht einmal kränklich, sondern rüchtig und unternehmungslustig und auf Grund dieser Veranlagung (*complexio*) in ihrem Zorn tyrannisch und habgierig. Das Phlegma solch einer Komplexion richtet gleichwohl einige von ihnen in kurzer Zeit zugrunde und läßt sie sterben, weil seine Kraft so groß ist; anderen indes gestattet es noch eine gewisse Lebensfrist.

Demgegenüber können andere Menschen, von Natur voll überschüssiger Kraft und unenthaltamer, sich kaum im Zaume halten, weshalb sie auch häufig erkranken. Sie leiden am Überfluß von feuchtem Phlegma, weil in ihnen ein unangenehmer Saft entsteht und weil dies schädliche Phlegma in ihnen gerinnt und so einen üblen Dunst in die Brustregion und gegen das Gehirn aufsteigen läßt. Die Feuchtigkeit dieses Dunst erzeugenden Phlegmas in der Brustregion bewirkt eine Abkühlung der Magenfeuchtigkeit, und die gleiche Feuchtigkeit des Phlegmas verringert über das Gehirn die Hörkraft in den Ohren. Im Magen wie in den Ohren bleibt sie wie ein schädlicher Nebel, der den guten Kräutern und Früchten Schaden zufügt. Dagegen vermag dieses Phlegma nicht die Lunge zu schädigen, weil sie feucht ist, wohl aber die Milz, weil diese fett ist und das Feuchte abwehrt; in einem feuchten Milieu müßte sie sofort auseinanderfließen und sich verflüssigen. Dagegen wird das Herz in Mitleidenschaft gezogen, weil das Herz ständig und mit ganzer Kraft (*integra fortitudo*) laufen muß und die überschießende Feuchtigkeit immerzu abwehrt. Solche Menschen sind ihrer Komplexion nach sanft und heiter, wiewohl langsam; manche erreichen eine mäßige Lebensdauer, weil das Phlegma sie zwar nicht zugrunde richtet, ihnen aber auch nicht unbeeinträchtigt die Gesundheit läßt.

Es gibt wieder andere Menschen, die zum Jähzorn neigen, ihren Zorn aber rasch abflauen lassen und dann gutherzig und freundlich sind, wenn auch kühl;

dabei sind sie von schwankender Sinnesart und haben mit wenigem Essen genug. Diese ziehen sich aus den dreierlei Arten von Phlegma, dem trockenen, dem feuchten und dem lauen, eine Art von wäßrigem Schaum zu, der aus diesem Phlegma entsteht; dieser entsendet gleichsam gefahrbringende Pfeile in das Gefäßsystem und das Mark sowie in ihre Weichteile (*caro*), gleichwie kochendes Wasser siedenden Schaum auswirft. Wenn in solchen Menschen die verschiedenartigen Säfte von Phlegma erregt werden, so daß diese Phlegmata entweder durch Unmäßigkeit in Speise und Trank oder durch unpassende Ausgelassenheit, Traurigkeit oder Zorn, auch wohl durch ungezügelter Begierlichkeit durcheinandergeschüttelt werden, dann kommen sie zum Sieden, wie Wasser in einem warmen Bad, wenn Feuer untergelegt ist, sprühen gelegentlich feurige Tropfen aus und senden diese wie Pfeile in das Fleisch und Blut sowie in die Gefäße; auf diese Weise bohren sie sich so grimmig in die Menschen hinein wie ein beißender Rauch, wenn er die Augen trifft. Menschen von solcher Veranlagung können im Zorn öfters aufbrausen, vergessen dann aber auch rasch wieder, weil sie die Gutherzigkeit lieben; so scheint ja auch die Sonne sofort wieder, wenn sich die Unwetter verzogen haben. Eine derartige Phlegma-Komplexion bewirkt, daß diese Menschen leicht zum Zorn und schnell wieder zur Heiterkeit neigen. Sie erreichen aber dabei kein hohes Alter.

Dann gibt es andere Menschen, die haben traurige und furchtsame Stimmungen aus einer unentschlossenen Gemütslage heraus; keine richtige feste Ordnung (*recta constitutio*) und Beständigkeit (*status*) findet sich bei ihnen. Wie ein heftiger Wind sind sie, der allen Pflanzen und Früchten nur schadet. Daher entwickelt sich in ihnen ein Phlegma, das weder feucht noch dick ist, sondern lauwarm; dieses ist wie ein Schleim (*livor*), der zähflüssig ist und sich wie Gummi in die Länge ziehen läßt. Dieser Schleim ist es, der die Schwarzgalle entstehen läßt, die im Ursprung aus dem Samen Adams durch den Hauch der Schlange entstanden ist, weil Adam ihren Rat durch sein Essen ausführte. Diese Schwarzgalle ist schwarz und bitter; sie haucht alles Übel aus und bringt auch Erkrankungen des Gehirns mit sich, läßt am Herzen dessen Gefäße aufsieden und bereitet Traurigkeit und Zweifel an allen Tröstungen, so daß der Mensch sich an nichts mehr richtig freuen kann, ganz gleich, ob es sich um das höhere Leben oder die Tröstungen dieser Lebenszeit handelt. Diese Melancholie aber gehört erst zur Natur des Menschen, seitdem der Mensch infolge der ersten Versuchung des Teufels Gottes Gebot übertrat und den Apfel aß. Aus dieser Speise hat sich diese Melancholie in Adam und im gesamten Menschengeschlecht entwickelt und ist Ursache geworden für eine jede schwere Erkrankung (*pestis*) der Menschen. Weil aber das ebenerwähnte Phlegma lauwarm ist, kann es die Kraft der Melancholie nicht wie die beiden erstgenannten Phlegmata überwinden; von jenen hatte ja das eine in seiner Feuchtigkeit, das andere in seiner trockenen Konsistenz und seiner Bitterkeit so viel Gewalt, daß sie dieser Melancholie Widerstand leisten konnten; so hält auch ein über dem Feuer

hängender Kochtopf die Flammen so nieder, daß sie nicht zu hoch flackern. Menschen mit solcher Veranlagung leiden oft unter Zornesaufwallungen; doch haben sie zu vielfachem Glück Ehrfurcht vor Gott und den Menschen. Erliche kommen zu hohen Jahren, weil die Kraft des erwähnten Phlegmas derart ist, daß es den Menschen entweder gleich sterben läßt oder insgesamt lebensfähiger macht; es geht ihnen dann wie einem Menschen in Haft, den man weder hinrichtet noch freiläßt.

In der eben geschilderten Weise lebt der Mensch aus den vier Säften, wie auch das Weltall aus den vier Elementen besteht. Gott hat nämlich die Welt aus diesen vier Elementen so zusammengefügt, daß keines vom anderen getrennt werden kann; die Welt würde aufhören zu bestehen, wenn eins vom anderen getrennt zu existieren vermöchte. Im Gegenteil: sie sind völlig unlöslich ganz ineinander verkettet (*indissolubiter sibi concatenata sunt*).

Da ist zunächst das Feuer, das die Luft beherrscht, bündigt und entzündet. Die Luft aber als nächster Verwandter läßt es aufflackern wie ein Blasebalg und temperiert es; darin ist das Feuer gleichsam der Körper der Luft und die Luft gleichsam die Eingeweide oder Flügel und Federn des Feuers. Wie der Körper nicht ist ohne die Eingeweide, so ist das Feuer nicht ohne die Luft, weil die Luft die Bewegungskraft im Feuer ist; kein Feuer würde brennen noch angezündet werden können, wenn es die Luft nicht hätte. Das Feuer ist weiterhin auch die Glut und Wärme des Wassers und läßt es strömen, weil das Wasser nicht flüssig sein könnte noch hinfließen würde, vielmehr stärker und unlöslicher dastehen würde als Eisen und Stahl, wenn es nicht die ihm einwohnende Wärme des Feuers besäße; wie das sein würde, kann ja zum Beispiel am Eis beobachtet werden.

Das Wasser aber ist die Kühlsubstanz des Feuers und mächtiger als das Feuer, weil es das Feuer auslöschten kann. Zu Beginn der Schöpfung war das Wasser kalt und hatte keine Strömung, zu jener Zeit, da die Erde noch wüst und leer war; doch Gottes Geist schwebte über den Wassern und erwärmte sie, auf daß sie Feuer in sich haben sollten und verflüssigt dahinströmen könnten. Die gleiche Kälte des Wassers treibt natürlicherweise die Wärme aus sich heraus: daher beginnt das Wasser zu sieden. Denn das Wasser hat das Feuer in sich, und das Feuer hat von Natur aus auch die Kälte des Wassers, weil Wasser nicht fließen würde, hätte es das Feuer nicht in sich, und Feuer nie und nimmer ausgelöscht werden könnte, sondern immer weiterbrennen müßte, besäße es nicht die Kälte des Wassers. Für die Erde erweist sich weiterhin das Feuer als ein Wärmeregler (*temperamentum*), indem es deren Früchte stärkt und trocknet und so zum Reifen bringt. Die Erde aber ist für das Feuer ein Widerstand, auf daß es sein Maß und seine Grenze nicht überschreite.

Ferner ist die Luft Wind und Beistand für das Wasser, wie auch der Beistand des Feuers und seine Bremse; so kann sie dessen Strömung im richtigen Ver-

hältnis halten. Wäre nämlich das Wasser nicht in diesem rechten Verhältnis und auf dem rechten Wege, so würde es maßlos überfluten und alles, so weit es käme, unter Überschwemmung setzen. Das Wasser seinerseits macht die Luft beweglich und geschwinder zum Fliegen; auch macht es sie fruchtbar durch Schwitzen, wodurch sie der Erde wiederum Fruchtbarkeit gibt, indem sie den Tau aus sich über sie hingießt. Die Luft ist ja der Mantel der Erde, weil sie Hitze und Kälte von ihr abhält, indem sie die Wärmeverhältnisse der Atmosphäre ausgleicht und die Erde durch ihre Berieselung noch mit dem Tau benetzt.

Die Erde aber ist gleichsam ein Schwamm und eine Grundsubstanz, die die Fruchtbarkeit der Luft ansaugt und aufschluckt; wäre nämlich die Erde nicht, so könnte die Luft ihrer Aufgabe, diese Erde zu befruchten, nicht nachgehen. Das Wasser hinwiederum bewirkt die Gerinnung der Erde: es bindet und bändigt sie, daß sie nicht auseinanderfließt. Die Erde nimmt dafür das Wasser auf und hält es, zieht ihm die rechte Bahn und sorgt dafür, daß es auf der Oberfläche seinen richtigen Lauf und unterirdisch den angemessenen Spiegel hat. In der Tiefe nämlich hält sie das Wasser im Dunkeln, auf der Oberfläche hingegen in deutlichen Schranken.

Der Tau aber, der, wie oben geschildert, die Erde befruchtet, stammt aus der richtigen Mischung von Feuer und Luft. Wenn nämlich Feuer und Luft ihre entsprechende Aufgabe in angemessenem Verhalten zur Sommerszeit erfüllen, dann schwitzen sie infolge der klaren und milden Luft, die frei bleibt von stürmischen Wetter, wegen ihrer derzeitigen wechselseitigen Wärme den Tau aus; dieser ist es, der segensreich seine Fruchtbarkeit und Ergiebigkeit zum Nutzen der Früchte dieser Erde gleichsam wie seinen Samen ausgießt. Wenn aber die Luft zur Winterszeit sich zur Kälte der Erde hinneigt, dann entsteht aus dieser Verbindung und Berührung der Reif; dieser schädigt die Kräuter und die hervorsprossenden Knospen und dörrt die Erde durch seine starrmachende Kraft aus.

Um noch einmal auf die vorige Schilderung zurückzukommen, sind die Elemente, aus denen die Welt besteht, derartig untereinander verbunden und zusammengekettet, daß sie niemals voneinander getrennt werden können: Feuer ist nicht ohne Luft und Luft nicht ohne Wasser und kein Wasser ohne Erde. Immerhin hat das Feuer stärkere Kraft als die Luft, und das Wasser ist mächtiger als das Feuer, und die Erde ist fruchtbarer und ergiebiger als die übrigen drei. Die Härte des einen Elementes unterstützt die Weichheit eines anderen, und die Weichheit des einen mildert des anderen Härte; in solcher Eintracht und Ausgemessenheit können sie in natürlichster Weise harmonieren und brauchen unter sich keine Verwirrung zu stiften, es sei denn, daß die Elemente, nach Gottes Richterspruch zum Strafen gerufen, zur Ursache für Feuersbrünste und Ungewitter, Überschwemmungen oder Unfruchtbarkeit werden.

Nach Gottes Richterspruch steigt nämlich in einzelnen Gebirgen wie auch in einzelnen Tälern oder an einigen anderen Orten zuweilen eine Art von Nebel auf. Zunächst ist er noch schwarz verdichtet; bald aber breitet er sich aus und wogt dabei unruhig hin und her, wobei ein schlechter und gefährlicher Gestank von ihm ausgeht. Wird er über die ganze Welt ausgesprengt, so bringt er Mensch wie Vieh Krankheiten, Seuchen und Tod. Manchmal steigt ein anderer Nebel aus der Feuchtigkeit der Gewässer auf, berührt das, was sich auf Erden befindet, und verstreut sich so über die Welt. Dieser erzeugt vereinzelt bei Mensch und Vieh Krankheiten und Seuchen, ohne gleich sterben zu lassen; auch vernichtet er die ersten aufknospenden Keime der Fruchtbäume und schädigt die Früchte so, daß Bäume und Kräuter ihre Blätter einziehen und daß sie, wie mit heißem Wasser übergossen, dahinwelken. Wieder ein anderer Nebel erhebt sich lediglich aus zu großer Hitze bei zu viel Luft mit ihren feuchten Wolken; der ist weiter nicht gefährlich. Schließlich kann ein Nebel sich aus der Kälte und Feuchtigkeit der Erde erheben sowie Nebel aus den verschiedenartigen Gewässern; auch diese beiden führen für Mensch und Vieh und die Früchte der Erde keine Gefahr mit sich, weil es in ihrer Natur liegt, nur zu entsprechenden Zeiten aufzutreten.

Die Tatsache, daß die Sonne frühmorgens beim Aufgehen rötlich aussieht, hat ihren Grund in der Kälte und Feuchtigkeit der Luft, weil die dann vorherrschende Feuchtigkeit und Kühle auch dem Menschen die Augen röten können. Ähnlich ist es am späten Nachmittag, wenn die Sonne ihr Abendrot hat; auch dies rührt von der Kälte der Luft her, weil dann die Sonne sich schon zum Untergehen neigt.

Mehr oder weniger als vier Elemente kann es nicht geben. Unter ihnen lassen sich zwei verschiedene Arten unterscheiden: die höheren und die tieferen. Die höheren sind himmlischer, die unteren irdischer Natur; die in der Höhe existieren, sind nicht mit Händen zu tasten; ihren Bestand haben sie aus Feuer und Luft. Was aber im unteren Bereich weilt, hat greifbare und gestaltete Körper; deren Bestandteile sind aus Wasser und aus dem Lehm (limus). Die Geister sind feuriger und luftiger Art, der Mensch aber ist seinem Wesen nach wäßriger und erdhafter Natur.

Als Gott nämlich den Menschen schuf, wurde der Lehm mittels Wassers zu einer menschlichen Gestalt zusammengeleimt; in diese Form wurde dann der feurige und luftartige Lebenshauch gesandt. Weil so der Mensch seiner Form nach aus Lehm und Wasser gebildet war, entstand mit Hilfe des feurigen Lebenshauches aus dem Lehm das Fleisch, und aus dem Äther wurde das Wasser, mit welchem der Lehm zusammengeleimt war, zu Blut. Da Gott Adam erschuf, umstrahlte der Glanz der Gottheit die Lehm-Masse, aus der er geschaffen wurde. Und so erschien jener Lehm als die ihm gegebene Form in der Linienführung der Glieder nach außen hin; nach innen aber blieb er noch leer.

Dann schuf Gott auch gleicherweise das Innengefüge: aus der gleichen Masse machte er Herz, Leber, Lungen, Magen, Eingeweide, das Gehirn, Augen und Zunge und die übrigen Organe. Und als dann Gott den Lebenshauch in ihn hineinblies, wurde die ganze Stofflichkeit aus Knochen, Mark und Gefäßen gestärkt, und jener Hauch verteilte sich in dieser Organisation dergestalt, wie etwa ein Wurm in sein Gehäuse unterkriecht oder wie die grüne Lebenskraft im Baume west; oder — um noch einen anderen Vergleich zu nehmen — das Ganze wurde so stark gemacht, wie ein Silbermetall gestählt wird, wenn der Schmied es ins Feuer nimmt. Und so sitzt nun dieser Lebenshauch im Herzen des Menschen. Damit wurde aus einer solchen Stofflichkeit durch die feurige Kraft der Seele Fleisch und Blut des Menschen.

Die Grünkraft (*viriditas*) der Seele schickte ihren Schaum und die Feuchtigkeit bis in den Kopf, also in das Gehirn; daher ist das Gehirn feucht, und auf Grund dieser Feuchte sendet der Kopf die Haare aus.

Die Seele aber ist ihrem Wesen nach feuriger, windhafter und feuchter Natur; sie hat das ganze Herz des Menschen in ihrem Besitz. Die Leber erwärmt das Herz, die Lunge bedeckt es, der Magen ist der inwendige Wohnsitz (*habita-culum*) im Körper des Menschen und dient zur Aufnahme der Speisen. Und das Herz hat als charakteristische Eigentümlichkeit das Wissen, die Leber das Empfindungsvermögen, die Lunge die Eigenschaft eines Blasebalges und eines Verbindungsstückes für die Vernunft (*rationalitas*). Der Mund ist Schallrohr für das, was der Mensch vorzutragen hat; er ist gleichzeitig Empfänger der Nahrungsmittel und bringt auch die Stimme hervor, nimmt sie jedoch nicht auf. Auch zwei Ohren hat der Mensch wie zwei Flügel; sie sind es, die alle Klänge der Stimmen ein- und ausführen. Die Augen aber sind die Wege des Menschen, und die Nase ist sein verständiges Geschmacksvermögen (*sapientia*). Auf die gleiche Art und Weise ist der Mensch auch durch die übrigen Glieder gestaltet.

Wie gesagt, befinden sich die Elemente im Menschen als Feuer, Luft, Erde, Wasser; mit ihren Kräften wirken sie in ihm, und in all seinen Handlungen bewegen sie sich wie ein Rad mit seinen Drehungen in raschem Kreislauf.

Das Feuer mit seinen fünf genannten Kräften sitzt im Gehirn und im Mark des Menschen; denn bei der Verwandlung des ersten Menschen aus dem Lehm entbrannte durch Gottes Kraft ein rotleuchtendes Feuer in seinem Blut; daher ist das Blut rot. Diese Feuerskräfte manifestieren sich nun als Glut im Sehvermögen, als Kälte beim Riechen, als Feuchte im Geschmack, als Luft beim Hören und als Bewegung beim Tasten des Menschen.

Die Luft mit ihren vier Kräften kommt, wie erwähnt, im Atem und in der Vernunft zum Ausdruck. Sie dient ja dem lebendigen Hauch, der Seele im Menschen, weil sie ihn trägt und weil sie der Flügel für sein Schwingvermögen ist, und zwar jedesmal dann, wenn der Mensch den Atem in sich

einzieht und ihn wieder ausströmen läßt, um so leben zu können. Die Seele ist das Feuer, das den Körper ganz und gar durchdringt und den Menschen belebt; die Luft entzündet auch das Feuer, und das Feuer brennt durch diese Luft im ganzen Organismus. Die Luftkräfte manifestieren sich als Tau beim Ausgießen, als Grünkraft beim Erregen, als Windhauch in der Bewegung und als Wärme in der Ausdehnung im Menschen.

Das Wasser mit seinen fünfzehn obengenannten Kräften befindet sich in der Flüssigkeit und im Blut des Menschen. Das Wasser ist ja im Menschen, da auch das Blut in ihm nicht fehlt. Und dies verleiht dem Menschen die Feuchtigkeit, so daß die Grünkraft in ihm lebenskräftig bleibt und die Gerinnung der Knochen in ihm anhält. Durch die Kälte aber wird das Gefäßsystem gestärkt; durch dieses fließt das Blut, hat seine Tropfenform und bewegt den ganzen Körper. Das Wasser durchtränkt auch das Gewebe mit Blut, daß es dauerhaft sein kann, so wie es auch die Erde zusammenleimt. Des Wassers Kühle aber überwindet das Feuer, so daß es fließt; das Wasser durchdringt mit Hilfe des Feuers und seiner Kälte die Erde so, daß sie durch diese ihre Festigkeit erhält. Ferner sitzt die Eiseskälte, die Wasser zu Eis erstarren läßt, in den Steinen, weshalb diese nicht erweicht werden können; so sind ja auch die Knochen im Gewebe des Menschen ganz hart. Auf diese Weise manifestieren sich die Wasserkräfte im Blut: und zwar als Wärme beim Atmen, als Luft in allen Funktionen, als Feuchtigkeit bei den Reinigungsvorgängen, als Einschwemmung beim Wachstum, als Leichtbeweglichkeit beim Erstarren, als Saft beim Fruchtbarwerden, als Lustgeschmack bei der Erektion, als Grünkraft in der Potenz, als Feuchtigkeit und Lieferant des feuchten Milieus in allen übrigen Gliederungen<sup>(9)</sup>.

Die Erde ist nun mit den sieben obengenannten Kräften im Gewebe und im Knochensystem des Menschen vertreten; sein Gewebe aber ist feucht und ständig wachsend. Wie aber die Erde mit Feuer und Wasser gestärkt wird, so ist auch das Fleisch des Menschen aus den Blutadern samt dem feuchten Milieu zusammengesetzt. Durch ihre Kälte aber kommt es zum Gerinnen der Knochen. Das Feuer aber gewinnt in diesen Prozessen die Oberhand, so daß es als Kraftpotential (*fortitudo*) des Organismus gilt. Das Fleisch besteht ja aus der Erde und hat eine kalte Feuchtigkeit: das Blut indes macht es warm; würde es nicht davon erwärmt, so würde das Fleisch in seinen früheren lehnigen Zustand zurückfallen. So erhält also das Fleisch wie auch die Erde den Bestand von der Sonnenwärme. Gleichwohl ist das Fleisch in seiner weichen Beschaffenheit blut-haltig und hat die Kräfte der Erde in sich. Denn durch die kalte Feuchtigkeit schwitzt es, durch die Wärme erhitzt es sich, und ohne Kälte würde es ähnlich wie die Erde nicht von Dauer sein.

Sowohl durch diese Kälte als auch durch diese Wärme ist der Mensch fruchtbar und genießt mit allen übrigen Kreaturen die Freude am Leben (*laeta vita*) und bringt seine Nachkommenschaft hervor. Die Wärme ist seine Grünkraft (*viriditas*) und die Kälte das Welkvermögen (*ariditas*); durch dies alles aber

hat er seine Fruchtbarkeit. Naht aber das Alter des Menschen heran, dann kehrt alle äußere Wärme in sein Inneres zurück; andernfalls könnte er nicht leben. Auf diese Weise wird das Fleisch von außen kalt und er selbst im Innern erwärmt; daher kommt es auch, daß alte Leute bei ihrem Tun so rasch ermüden. Auch die gesamte Tierwelt hängt am Menschen, da er sich von ihr ernährt und andererseits sich wieder um ihre Ernährung kümmert. So ist der Mensch der Träger des Seins (*omnia fert*), da alle Kreatur in seinem Wesen mitexistiert (*omnis creatura in eo est*).

Die Erde aber manifestiert am Fleische des Menschen in ihrer Wärme dessen Kälte und in der Kälte seine Wärme, in seinem Wachstum ihre Grünkraft und in seinem Abnehmen ihr Welkvermögen, bei seiner Zeugung ihre vitale Produktionsfähigkeit (*vivificatio*), bei seiner Vermehrung ihre Unterstützung, im verbindlichen Herbeibringen aller Organe schließlich die enge Mitleidenschaft (*compassio*) mit dem Menschen.

Vom Feuer bezieht der Mensch sein Empfindungsvermögen und seine Sehnsucht, aus der Luftkraft empfängt er seine Gedankenwelt und deren Unbeständigkeit, vom Wasser seine Erkenntnis und seine Bewegungsfähigkeit.

Als Adam noch Erde war, erregte ihn die Feuerkraft, die Luft erweckte ihn, das Flüssige begann ihn zu durchströmen, wodurch er als Ganzes in Bewegung geriet. Dann sandte Gott einen Schlaf über ihn, und er wurde mit all diesen Kräften durchgekocht, so daß sein Fleisch durch das Feuer glühte, er in der Luft atmete und die Wässer in ihm rundströmten wie in einer Mühle. Als er danach aufwachte, war er ein Prophet in den himmlischen Dingen geworden: er war kundig in jeder kreatürlichen Kraft und in jeder Kunstfertigkeit. Und Gott übergab ihm die gesamte Schöpfung, auf daß er sie mit seiner Manneskraft durchdringe (*penetrare*), damit er alles wisse und alles erkenne. Denn der Mensch selbst stellt die gesamte Schöpfung dar (*homo omnis creatura est*), und der Hauch des Lebens, der kein Lebensende hat, wohnt in ihm.

Die Seele wurde als Hauch in den Körper gesandt; sie ist von Gott geschickt und empfängt ob ihrer leiblichen Verrichtungen, seien es gute oder böse Werke, ihren Lohn. Diese Werke sind so gleichsam das Verbindungsstück aller Verdienstlichkeit. Wie nämlich ein Kind zunächst noch nicht weiß, was es später versteht, weil es dieses Verständnis, das immer ein Ganzes begreift, erst mit der Reife erfaßt, und wie es dann seine Werke durch Überlegung wie auch in inniger Zärtlichkeit gutheißt, bis es schließlich vom Alter übermannt wird: so entwickelt sich auch die Seele, die durch die Werke ihre Fortschritte macht. Und von den guten Werken ist sie gleichsam mit einem königlichen Mantel gewandet, durch die bösen aber wird sie verfinstert, genau so, wie auch die Erde von den Wassern durchtränkt wird. Und wie Wasser zu gewissen Stellen hinströmen, so durchtränkt auch die Seele den Leib, über den sie gleichwohl erhaben ist; denn sie selbst schaut — mit äußerlich geschlos-

senen Augen — aus ihrer Prophetengabe heraus oftmals zukünftige Dinge, weil sie eine Erinnerung an ihr einstiges unkörperliches Leben behalten hat. In der ersten Zeit aber war der Schlaf Adams, weil er noch nicht gesündigt hatte, seine wahre Prophetengabe, die hernach von Trug durchmischt wurde.

Adam, aus der Erde geschaffen, wurde mit den Elementen aufgeweckt und so verwandelt; Eva aber, aus Adams Rippe hervorgegangen, ist nicht verwandelt worden. So war Adam aus der Lebensfrische der Erde heraus mannhaft (*de viriditate virilis*) und von den Elementen her überaus zeugungskräftig (*fortissimus*); Eva aber blieb in ihrem Mark weichlich, und sie hatte eine mehr luftartige Gesinnung (*mens*), eine sehr feine Kunstbegabung (*ars*) und eine kostbare Lebendigkeit (*vita*), weil die Last der Erde sie nicht bedrückte. Doch wie sie selbst aus dem Manne herausgeführt worden war, so trat aus ihr das gesamte Menschengeschlecht hervor.

Der Mensch ist aufgeteilt in zweierlei Lebenshälften: die eine ist seine Wachzeit, die andere die Zeit zum Schlafen. Und auch sein Leib wird auf zweifache Weise unterhalten: indem er nämlich einmal durch die Nahrung versorgt wird, zum andern sich im Schlafe erquickt. Wenn aber dann die Seele ihren Leib verlassen haben wird, muß sie auf eine andere Weise mit ihm weiterleben, und dies kann sie, die gut ist, kaum aushalten. Darum schreit sie auf zu Gott und klagt: wann werde ich meinen Leib wieder anziehen, mit dem ich doch leben durfte alle Tage unseres Lebens?

Damals, als Gott alle Kreaturen erschuf, erschien nur ein einziger Tag in ungebrochenem Licht, den noch keine Nacht unterbrochen hatte. Nachdem aber Adam gesündigt hatte, begann das Sein der Nacht, und alle Elemente wurden von großen Finsternissen überschattet, unter denen dann Adam in ebendiese Verbannung hinausgestoßen wurde. Als er dann wieder das Licht dieser Welt erblickte, freute er sich, weil er selbst jetzt dunkelartig war, und weinend rief er aus: „Auf andere Art und Weise muß ich jetzt mein Dasein fristen, als Gott es mir früher zu leben geschenkt hatte.“ Und so begann er im Schweiß seines Angesichtes zu arbeiten.

Bevor Adam und Eva das göttliche Gebot übertreten hatten, leuchteten sie wie das Strahlen der Sonne, deren Glanz sie wie ein Gewand umgab. Nach dem Übertreten des Gebotes strahlten sie nicht mehr wie zuvor, sondern wurden verdüstert und sind auch fürderhin in dieser Verdüsterung geblieben. Als sie sich nun nicht mehr so leuchtend fanden, wie sie früher erglänzten, erkannten sie, daß sie nackt waren und bedeckten sich mit dem Blattwerk der Bäume, wie geschrieben steht (*Gen. 3, 7*). Wie aber Adam vor dem Fall sonnengleich erstrahlte, und zwar ohne sein Wirken, da er noch mit keinem Werke begonnen hatte, so werden am Ende der Zeiten wiederum alle Gerechten aufleuchten wie die Sonne, nach dem Schriftwort: Die Gerechten werden leuchten wie die Sonne im Reiche ihres Vaters (*Matth. 13, 43*). Aber dann

werden sie erstrahlen ob ihrer heiligen Werke. Denn aus dem Glanz, den die Heiligen dort ausstrahlen, leuchten die heiligen Werke heraus wie kostbare, in Gold gefaßte Edelsteine.

Hätte Adam früher als Eva gesündigt, so wäre diese Sünde so schwer und auch so unverbesserlich gewesen, daß der Mensch in eine solch große Verhärtung der Nichtwiedergutmachung gefallen wäre, daß er weder hätte gerettet werden können noch hätte gerettet werden wollen. Da aber Eva zuerst sündigte, konnte dies eher getilgt werden; denn sie war gebrechlicher als der Mann.

Damals waren auch das Fleisch und die Haut Adams und Evas<sup>(10)</sup> kräftiger und widerstandsfähiger als es jetzt bei den Menschen der Fall ist, weil Adam aus der Erde gestaltet worden war und Eva aus ihm. Nachdem sie aber Kinder gezeugt hatten, wurde ihr Fleisch gebrechlicher und immer gebrechlicher, und so wird es bis an den letzten Tag weitergehen.

Nach Adams Vertreibung aus dem Paradies, vor der Sündflut, hatte das Wasser noch nicht eine so starke Strömung in seinem Verlauf und besaß nicht die Flüssigkeit wie nach der Sündflut. Es hatte nämlich an seiner Oberfläche gleichsam eine Membran, die es einigermaßen einschränkte, so daß es nur langsam dahinflöß.

Auch war die Erde damals noch nicht so lehmig, vielmehr trocken und rissig, weil sie noch nicht vom Wasser übergossen war. Dagegen brachte sie auf Grund ihrer ursprünglichen Bestimmung Frucht in überreicher Fülle hervor. Dann aber hatten die Menschen ihren Gott vergessen; sie handelten mehr nach der Art der Tiere als nach der Satzung Gottes. So kam es denn, daß viele mehr die Tiere als die Menschen liebten, so sehr, daß sie sich, Männlein wie Weiblein, dermaßen mit den Tieren vermischten und verkehrten, daß das Bild Gottes (imago Dei) schon beinahe völlig in ihnen entstellt (destituta) war. Das ganze Menschengeschlecht wurde in Wesen von Ungeheuern verwandelt und verbildet; etliche stellten sich um auf die Lebensweise der wilden Tiere und ahmten auch deren Stimmen nach; und so sah man sie herumrennen, aufheulen und dahinleben. Vor der Sündflut nämlich waren die wilden Tiere und auch das sonstige Vieh noch nicht von solcher Wildheit, wie sie es hernach wurden. Sie hatten weder Scheu vor den Menschen, noch flüchtete sich der Mensch vor ihnen; auch jagten sie sich nicht gegenseitig Schrecken ein. Vielmehr waren die Tiere und das Vieh gerne beim Menschen und der Mensch bei ihnen; hatten sie doch im Urstand (primus ortus) beinahe zur gleichen Zeit ihren Ursprung genommen. Wilde Tiere sowie Hausvieh beleckten liebkosend die Menschen, wie auch der Mensch die Tiere. Dabei kam es aber dazu, daß sie sich mehr und mehr in widernatürlicher Weise gegenseitig liebten und aneinander hingen.

Adam hatte indessen einige Söhne gezeugt, die erfüllt waren von göttlicher Erkenntnis (ratio divina); diese wollten sich nicht zu solch schändlicher Ver-

mischung (commiscere) hingeben, sie blieben vielmehr in einem heiligmäßigen Lebenswandel. Daher hießen sie Kinder Gottes (filii Dei). Sie hielten Umschau und forschten nach, wo noch Menschen lebten, die nicht mit dem Vieh verkehrt und ihre Existenz durch Umgang mit Vieh zersetzt (destituti) hatten, obwohl ja auch sie selber, wie oben erwähnt, die Kinder von Übertretern des Gebotes waren. Daher wurden sie auch Menschenkinder genannt, weil sie weder in ihrer äußeren Gestalt noch durch ihren Umgang mit dem Vieh entstellt waren. Von deren Töchtern nahmen sie sich Frauen und zeugten mit ihnen Kinder; so steht ja geschrieben: Es sahen die Kinder Gottes die Töchter der Menschen und daß sie schön waren (Gen. 6, 2). Bis zum heutigen Tage findet man somit wilde Tiere wie auch Hausvieh, die aus dem eben geschilderten Grunde manche menschlichen Lebensgewohnheiten von den Menschen angenommen haben. Damals aber stieg das Wehgeschrei solchen Unrechts zu Gottes Augen empor: war doch Gottes Ebenbild verkrüppelt und verletzt worden und sein Plan (rationalitas) durch solch unzüchtiges Verhalten kaum noch erkennbar. Daher sandte der Geist Gottes, der bei der Schöpfung der Welt über den Wassern schwebte, die Wassermassen aus: jene Wassermembran, durch die die Wasser bislang etwas eingeschränkt gewesen, so daß sie nicht so reißend, sondern maßvoll strömten, wurde jetzt zerrissen; das Wasser bekam ein reißendes Gefälle und ertränkte die Menschen. In dieser Zeit hat das Wasser die Erde so durchströmt, daß sie bald so fest wie Eisen und ganz stark wurde, so daß sie allen Früchten einen neuen und stärkeren Saft als vorher gab und auch den Wein wachsen ließ, den es bis dahin noch nicht gab.

Auch die Steine, die zugleich mit der Erde erschaffen wurden und welche von der Erde überdeckt wurden, kamen durch die Wasserfluten an die Oberfläche und wurden sichtbar; hiebei wurde eine Menge von ihnen, die vorher ein Ganzes waren, gespalten und zertrümmert. Die Steine aber hatten kein eigenes Wachstum, weder vorher noch nachher, mit Ausnahme derjenigen, die in den Flüssen als durchsichtig klare Rundblöcke zu sehen sind; folglich sind sie mit der Erde zugleich entstanden und durch die Überschwemmung lediglich mehr an die Oberfläche gerückt.

Damals stellte Gott einen Bogen im Firmament des Himmels auf, um dies Firmament zu festigen und den Wassern einen Widerstand zu bieten. Dieser Bogen ist feuriger Natur und er besitzt alle Farben der Wasser; sie stehen den Gewässern kräftig wie Wolken entgegen; auf diese Weise kann der Bogen kraft seines Feuers und seiner Farbkraft die Wasser zurückhalten, so wie auch ein Netz die Fische einfängt, daß sie nicht wegschwimmen.

Nach dem Zeitalter der Sündflut haben Weisheit und Tugendkraft der Menschen eine größere Entwicklung genommen, als es vorher der Fall war und in Erscheinung trat. Vor der Sündflut war die ganze Erde erfüllt mit Menschen und Tieren; weder Wasserflächen noch Waldgebiete zogen Grenzen und

Trennungen. Es existierten noch keine großen Ströme und breiten Waldflächen, vielmehr gab es nur Quellen und Bäche, die man leicht durchwaten konnte, sowie wenige waldige Haine, die mühelos zu durchqueren waren.

Nach der Sündflut aber erweiterten sich einzelne Quellen und Bäche zu riesigen und gefährlichen Strömen, und ausgedehnte Waldstreifen wuchsen; durch diese trennten sich die Lebensbezirke von Mensch und Tier, und so kam es, daß in der Folgezeit die Menschen vor den wilden Tieren wie auch das Tier vor dem Menschen Scheu und Schrecken hatten.

Auch hatte es vor der Sündflut nicht geregnet; lediglich der Tau war auf die Erde herabgefallen. Nachdem aber die Erde in diesem Zeitraum der Überschwemmungen von den Wasserfluten so durchtränkt wurde und sich verhärtet hat, verlangt die Erde natürlicherweise nach Regenwasser. Die Erde hat einen mäßigen Umfang und steht ungefähr auf dem Grund des Firmaments; befände sie sich in dessen Mitte, dann müßte sie größer sein; dann käme sie aber auch leicht in Gefahr, herunterzustürzen und auseinanderzubrechen, weil sie dann eine ebenso starke Luftsäule unter sich hätte, wie sie über sich hat. Nach Süden hin hat sie das Ansehen eines Bergabhanges; darum liegt sie auch dort unter der stärksten Sonnenglut, weil Sonne und Firmament ihr dort nahe sind. Gegen Norden aber steht sie steil auf, als Schutzwehr gegen die Strafen; auch herrscht dort eisige Kälte, da dort weder Firmament noch Sonne der Erde nahe kommen, vielmehr bloß die weitgespannte Ausdehnung des Firmaments.

Die Bildung des Menschen nennt Hildegard „compositio“. Hineinkomponiert in eine großgefügte elementare Sinfonie vom Menschen sind drei Thematata, die in loser Führung und Verschlingung, ohne straffe, kunstvolle Durchführung, diesem Abschnitt dennoch sein Gewicht und seine Einheitlichkeit verleihen. Das erste Thema läßt die vier Elemente erklingen: sie tragen um des Menschen willen noch einmal ihren Weltakkord vor und geben die Grundstimmung für die sinnhafte Ausmalung der menschlichen Organisation. In aller Breite fließt diese Elementar-Melodie dahin. Das zweite Thema wiederholt die grundsätzliche Verfassung des Menschen, stellt seine Bildung aber in eine weitgespannte Kontrapunktik, die sich aus der Situation des Menschen ergibt: dieser Mensch ist jetzt krank und war einst heil; er war einst licht und leidet nun am gebrochenen Leben und soll einstmals wieder geheilt werden. Das dritte Thema schließt einen Kreis um diese Komposition und stimmt darin einen tragenden Grundton an: der Mensch ist nicht um seiner selbst willen da. In seiner leibseelischen und geschlechtlichen Polarität steht er mitten in der Natur, die ihm dient und in der er schafft, die sein leidenschaftlicher Auftrag geworden ist, weil er dereinst durch und durch kultiviert und in voller Leibhaftigkeit wieder als diese Elementar-Sinfonie zu Gottes Lob erklingen soll.

Es ist der schon bekannte Themenkreis, den Hildegard noch einmal ausdrücklich vom Menschen aus akzentuiert und variiert. Gott schuf um den Menschen und um seinetwillen die Fülle der Natur, damit der Mensch zum Bewußtsein von der Welt kommen sollte und in dieser ausgezeichneten Bewußtheitslage Gott loben konnte. Der Mensch sollte „schauen den Aufgang der Sonne und Niedergang der Gestirne, die Gott an den Himmel setzte, die Winde in den Lüften und die Erde mit ihren Wassern, sowie die übrige Natur, die Gott ganz und gar um des Menschen willen erschaffen hat, damit er in all dem erkennen möge, zu welcher großer Auszeichnung er geschaffen sei“. Aber — spricht Gott weiter — „der Mensch hat Mich, der Ich ohne Anfang und ohne Ende bin, verachtet; er hat die ganze Natur zerstört (destruit) und kann weder sie noch sich selber mehr vollkommen erkennen“ (767 C).

Wie kommt der Mensch, dieses zusammengewürfelte Elementenbündel, zu einer solchen Auszeichnung? Gerade in der weltweiten Beanspruchung sollte der Mensch, „in dem das Wesen und das Schicksal aller Kreatur latent verborgen wurden“, seine Würde sehen. Alles hat ja aufeinander Bezug; nichts kann isoliert und autonom gedacht werden. Alles ist nach oben hingegliedert und nach unten durchgenormt. Alle Kreatur als Produkt und Expansion göttlicher Allmacht bleibt in jener eigenartigen Abhängigkeit, die auch jedem Aufstieg von unten und jeder Entwicklung noch die Prägung als Aufbau und Ordnung von oben ansehen läßt. In diesem gewaltigen Schichtenbau der naturhaften Welt mit überallhin durchgreifenden und festliegenden Bezügen ist der Mensch die oszillierende Mitte, weil „seine Existenz in der Mitte der Macht Gottes besteht (1030 A: homo in medio potestatis Dei existit)“.

Mitten in das All setzte Gott den Menschen, „damit er die Schöpfung beherrsche und lenke — und diese Mitte nimmt wiederum Bezug auf jene Mittlerstellung, die der Sohn Gottes inmitten des Vaterherzens einnimmt; denn wie aus dem menschlichen Herzen eine Entscheidung ausgeht, so auch der Sohn mitten aus Gott, dem Vater“ (992 D). Welt ist Symbol des göttlichen Ratschlusses und alles gehört dazu: „denn das Herz hat einen Ratschluß, und der Ratschluß sitzt im Herzen. Beide sind eins, und an irgend eine Trennung ist gar nicht zu denken“ (992 D).

Die Welt um den Menschen ist ein einheitliches Beziehungssystem und Ausstrahlungsfeld, ein gestuftes Gefüge von Beanspruchungen, Entsprechungen und Entscheidungen, denen sich kein Weltglied entziehen, kein Einzelteil versagen, kein Organ enthalten kann, weil Gottes Wort alles aufgerufen und „durch Seinen Ruf alles ins Leben aufgeweckt hat“ (890 D). Weil dieser Anruf des Gotteswortes es war, der alles, die Pflanzen, Fische, Vögel, lebendig gemacht hat und „weil der Mensch ohne den kreatürlichen Gesamtverband gar nicht leben könnte“ (891 A), deshalb bleibt alles im personalen Bezug, in einem so ganz und gar persönlichen Verhältnis, im direkten existentiellen



Bereich, für den der Mensch sich jeweilig frei entscheiden muß, während die Kreatur dieser Entscheidung nur dumpf entgegenharrt. Dieses Persönliche ist Hildegard wichtig: es verweist den Menschen auf die göttliche Person des Wortes, jenes „*Verbum*“, dem die Prägung des Menschenbildes in seiner Natur wie seiner Gnade allein zukommt. „Warum wird es denn „*verbum*“ genannt? Weil dieses Wort mit Seiner tönenden Stimme alle Kreatur erweckt hat und weil Es sie immerfort zu Sich ruft“ (890 C).

Jubel und Klage unterbrechen zuweilen Hildegards Schau: „O ihr überaus schönen Gestalten der Menschen, warum schlaft ihr denn in eurer Nachlässigkeit, wo euch Gott mit solch großer Herrlichkeit ausgestattet hat!“ Im Jammer um den Verlust tönt ein Anklang an das erste Glück und ein Hinweis auf das letzte Drama, zwischen die der Mensch eingespannt ist, zu leidvoller und beseligender Spannung. Denn die ursprüngliche Welt war in Ordnung, eine „*elegantissima ordinatio*“, über alles hinstrahlend, alles in Einheit überformend und erhaltend (789 A). Auch der Mensch war so: recht geschaffen, rechtschaffen und wohlgeformt, bildete er selber das Maß für alles, das mit Namen und Zahl geordnet war (831 A).

Ehe Hildegard in den nächsten Abschnitten das schwerfällig-pathologische Panorama aufrollt, gibt sie noch einmal den Blick frei auf jenes Verhältnis, wie es denn eigentlich gemeint war. Der Mensch trug „ein himmlisches Gewand, das Licht seines Leibes, das in großer Klarheit leuchtete“ (749 B); mit seiner Sinnlichkeit konnte er „die unsichtbare Herrlichkeit der Gottheit anschauen, sie sehen mit seinen äußeren Augen“ (857 B). Und weil er durchlichtet und erleuchtet war in allen Sinnen, wurde er der „Prophet der himmlischen Dinge“ genannt. Von keiner Erdenlast gedrückt, ohne Tod und Kranksein lebte er sein königliches Leben (P. 195), war ihm doch die Aufgabe gestellt, die Schöpfungsordnung der gefallenen Engel einzunehmen (567 B) und deren Rolle weiterzuspielen (747 C). So trug er die Zeichenschrift des Kosmos an seinem Leibe (744 A) und sollte Partner Gottes sein (885 B) in einem paradiesischen Leben und zu einem göttlichen Mahl.

Es ist nicht belanglos, ob man die Lehre vom paradiesischen Urstand als ein empirisches Faktum oder ein generelles Paradigma auffaßt. Hildegard meint selbstverständlich damit die ursprüngliche Bildung und erstgeplante Komposition des Menschen, aber auch die faktische Deformation und das fernere Schicksal des destituierten Menschen. Diesen Urstand nennt Hildegard „*prima constitutio, status originalis, genitura mystica, creatio prima, status perfectus, prima conceptio, plena statura, status integritatis, prima justitia, vita laeta, status rectae stabilitatis*“. Leiblichkeit und körperliche Gebundenheit mit allem formalen Reichtum, und dies innerhalb einer abgeschlossenen Natur und Kultur ohne Defekt — das war der ursprüngliche physiologische Zustand.

Vor diesem Hintergrund will die Verwandlung in die Degeneration und die Destruktion des Physiologischen gesehen und gedeutet werden: Das könig-

liche Leben erstickt, die Prophetengabe wird verwirrt, alle himmlische Schau ausgelöscht, das köstliche Dasein verdüstert und verbittert. Durch die vierte Vision im „*Scivias*“ klingt die Klage des Menschen im Exil: „Aus meinem Erbe bin ich vertrieben... Ach, wie kam ich bloß an diesen Ort... Was soll denn aus mir werden... Alles Glück ist mir geraubt... Wohin soll ich mich jetzt wenden?“ Statt des lichten Gewandes nahmen die Menschen Tierfelle (749 D), und zwar vom Lamm, womit auf das „*Agnus Dei*“ hingewiesen wird. Die Erinnerung an das Paradies bleibt nur „wie ein Schatten im Spiegel“ (1042 C).

Der Verlust der „*integritas*“ wird im folgenden Teil als genereller pathogenetischer Faktor gesehen: Alles Kranksein ist Desintegration und steht auf der Linie einer Degeneration. Durch die giftige Umwandlung des Blutes wird die Nachkommenschaft schon im Keime geschwächt. Infolge einer Auflockerung der Gewebe geht der Leib gewissermaßen aus den Fugen und öffnet innerlichen und äußerlichen Schädlichkeiten Tür und Tor. Weil Verlust der Integrität nur negativ zu deklarieren ist, bleibt fortan „*diversitas*“ das Schlagwort für pathologische Möglichkeiten. Mit einem großen Teil seiner Substanz fällt der Mensch zurück an die vegetative Welt, folglich erhält er auch deren größere Verfallsmöglichkeit und deren stärkere ethische Indifferenz. „Er wurde wieder der Erde gleich“.

Die Verwandlung des Physiologischen ins Pathologische erstreckt sich auf Leibliches und Geistiges, sie reicht bis auf Speise und Trank und Haut und Haare.

Ein Beispiel dafür:

Die Haare geben Hildegard Gelegenheit zu einem Exkurs in das Tierreich. Die unbehaarten Kriechtiere werden als Argument für einen Naturbereich angesehen, der sich menschlichem Dienst und Einfluß entzogen hat. Im Menschen selbst stehen Haarkleid, Hormonhaushalt und Seele in einem geschlossenen System und demonstrieren die sexuelle Polarität. Während das Haarkleid als Symptom der höheren Potenz und größeren Beanspruchung gilt und auf einen direkten Abstammungsmodus hin ausgelegt wird, gilt die Unbehaartheit der Frau als Konstitutionsfaktor sowohl für den somatischen wie psychischen Bereich. Des Menschen spärliche Behaarung im ganzen aber wird — wiederum im Vergleich zu der Tierwelt — von seiner Existenzweise her gedeutet: versteht doch der Mensch sich gerade aus seiner Mangelausstattung heraus biologische Vorteile zu verschaffen!

Wie sehr es ihm auch gelingt, sich anzupassen und sich zurechtzufinden, im einmal gestörten Zustand schafft doch gerade die aus der Akkomodation und Kompensation entspringende psychische Ambivalenz wieder Krankheitsfaktoren, die sich über einen *circulus vitiosus* offenkundig im „*physiologischen*“ Bereiche auswirken. So entstehen jene eigentümlichen Dispositions-Typen, die Hildegard mit der galenischen Tradition „*complexiones*“ nennt, die sich aber

auch als bestimmte Charaktere manifestieren und damit pathisch gezeichnet und prognostisch determiniert sind.

Die Bildung des Menschen wird im weiteren Abschnitt erst nach einem Umweg über die elementaren Vorgänge im Kosmos wieder sachlich aufgenommen. Das Berliner Fragment berichtet darüber: „Die Gottheit nahm Lehm aus der Erde, maß ihn ab und erwärmte ihn: da wurde er Fleisch und Blut und helle, weiche Haut. Daraufhin setzte Gott ihn an die Stelle, woher Er ihn genommen hatte und hauchte in sein Antlitz den Lebensgeist. So lebendig geworden, erhob er sich aus der Erde wie ein Mensch, der aus dem Schlaf aufwacht und erhob sich zur vollkommenen menschlichen Gestalt (*plena statura hominis*)“ (B III, 18). Auch sein Inneres wurde gleichmäßig durchformt und belebt und versinnlicht: das Herz wird Hort des Wissens, die Leber Sitz der Empfindlichkeit, die Lunge ein Ort der Verständigkeit. Die Ohren sind wie Flügel, die Stimmung der Welt aufzufangen, der Mund Organ des geistigen Ausdrucks wie auch der stofflichen Einverleibung; die Augen sind Wege der Erfahrung, und die Nase läßt sich die Dinge schmecken und macht den Menschen weise darin. Ähnlich verhält es sich mit den übrigen Gliederungen. Dabei laufen die menschlichen Funktionsweisen selbstverständlich auf den Bahnen der vier Elemente ab.

Hildegard fragt auch nach dem Sinn und gibt die Antwort, einfältig und umfassend genug: der Mensch wird fruchtbar in seiner Leibhaftigkeit und hat als Partner der Welt und im Gespräch mit der Natur die Freude des Lebens (*opus cum creatura in vita laeta*). „Als Gott dem Menschen ins Angesicht schaute, fand Er an ihm Sein großes Wohlgefallen; hatte Er ihn doch geschaffen in der Hülle Seines Eigenbildes und zur Verähnlichung mit Sich selber und so, daß dieser Mensch mit dem Organ seiner vernunfthaften Stimme alle Wunderwerke Gottes verkünden könne. So hüllte Gott den Menschen in das Gewand Seiner eigenen Wirklichkeit. Denn wie der Engel in Gott reiner Lobpreis ist, so ist der Mensch in Gott eine Tat: wie herrlich, daß im Schaffen und Wirken an Ihrem Geschöpf sich die Gottheit tätig offenbart!“ Verwandt aller Bildung der Welt und als Spiegel göttlicher Harmonien sollte der Mensch Zeugnis ablegen von seiner Verwaltung.

Gerade von der Natur her läßt Hildegard die Klage über den ungetreuen Verwalter vor den Thron des Höchsten gelangen; und vom klugen Verhalten des Verwalters her gesehen wird dem Menschen in der Welt aufs neue sein Kulturauftrag gegeben. Mit Hilfe der Natur, mit einem neuen Bündnis und „*opus cum creatura*“ gelingt es dem Menschen, sich zu rehabilitieren. Naturgemeinschaft und Kulturwille sind die neue, wenn auch eingeschränkte Statthalterschaft des gefallen Menschen.

Diese großangelegte Komposition des Menschen zerfällt bei aller Weitläufigkeit der Themen und aller Vielschichtigkeit der Motive nicht in das

Vielerlei der Aspekte; sie behält in den einfachen und verbindlichen Bildern eine natürliche Einheit und die warme und innige Mitte, die Hildegard „Herz“ nennt. Der Leib, das Wollen, das Erkennen: alle richten ihre spezifische Strahlung auf diese Mitte, dieses Zelt des Menschen, in dem alles verschmolzen wird, um wieder lebendig auszustrahlen gegen die Welt. Das Herz ist „Sitz“ der Seele; in ihm sitzt sie wie in einem Haus. „Das Herz ist gleichsam das Fundament des Körpers und lenkt den ganzen Leib; wie das Firmament des Himmels berührt es das Obere und schließt das Untere, und so berührt es auch das Gehirn des Menschen“ (893 A).

Als Grundlage und Halt der leibseelischen Organisation nimmt das Herz das vegetative Leben auf und intendiert die animalischen Leistungen. Es wird so Integrationszentrale für alle geistigen wie körperlichen Vorgänge im Menschen. „Das hat Gott mit dem Herzen des Menschen bestimmt, daß es Leben und Gefüge der ganzen Leiblichkeit ist, daß es den ganzen Leib unterhält, weil ja im Herzen das Denken des Menschen geordnet und der Wille gehütet wird“ (893 A).

Im Herzen ist die Quelle des Erkennens (823 B), aber auch der Augenblicke der verantwortlichen Entscheidungen des Menschen, aus der „sein Herz getränkt wird“ (P. 361). Es ist mehr als ein Gleichnis, wenn Hildegard diesen einfachen und großen Gedanken in ihrer alten Sprache zum Ausdruck bringt: „Das Herz des Menschen schließt die Vernunft in sich ein, es ordnet alle erklindenden Worte in sich, ehe es sie dann herausläßt“ (813 D).

v.  
VOM GESUNDEN UND KRANKEN KÖRPER

VON DER KÖRPERLICHEN KONSTITUTION /  
DIE VERFALLENE SÄFTE-KOMPLEXION /  
MÖGLICHKEITEN DER SÄFTE-ENTGLEISUNG /  
AUSWIRKUNGEN DES MENSCHEN AUF DEN  
KOSMOS / VOM ENDE DER WELT /  
VON DES MENSCHEN TOD

Es ist schon mehrfach geschildert worden, in welcher Weise die Elemente die Welt in ihrem Zusammenhang halten; auf die gleiche Art und Weise sind die Elemente auch das Gefüge (compago) des menschlichen Organismus<sup>(11)</sup>. Sie sind es, die ihre strukturelle Ausbreitung (effusio) wie auch ihre funktionellen Aufgaben (officia) so im ganzen Menschen aufgeteilt haben, daß er in fester und gleichgestimmter Organisation gehalten werden kann, ebenso wie die Elemente Substanz und Wirkfeld der übrigen Welt bilden. Feuer, Luft, Wasser, Erde: diese vier sind nämlich im Menschen, und aus ihnen hat er seinen Bestand. Vom Feuer hat er die Wärme, von der Luft den Atem, aus dem Wasser Blut und aus der Erde die Gewebe; oder nach einer anderen Vergleichsreihe: Vom Feuer hat er das Sehen, durch die Luft das Hören, aus dem Wasser die Beweglichkeit und durch die Erde seinen Gang. Und in aller Welt herrscht üppiges Gedeihen, wenn die Elemente recht und ordnungsmäßig ihre Aufgaben erfüllen, so daß Wärme, Tau und Regen je für sich und nicht zuviel und alles zur Zeit sich teilen und herabsteigen, die Erde und ihre Früchte zu temperieren, um so die Fülle der Fruchtbarkeit und der Gesundheit zu garantieren. Würden sie nämlich zugleich und plötzlich und nicht zu ihrer Zeit über die Erde hereinbrechen, dann würde die Erde auseinandergerissen und ihr Ertrag wie auch die Gesundheit vernichtet werden.

So verhält es sich, wenn die Elemente die rechte Ordnung in der menschlichen Organisation verwirklichen: sie sind dann der Garant seiner Erhaltung und seiner Gesundheit. Sobald sie aber von dieser Funktionsordnung abgehen (discordant), machen sie ihn krank und bringen ihn zu Tode. Solange nämlich die Gerinnungen (coagulationes) der Säfte, die abhängig sind von Wärme, Feuchtigkeit, Blut und vom Gesamtgewebe (caro) und die sich in entsprechender Form vorfinden, in ausgeglichener Ruhe und unter einer anpassungsfähigen Steuerung in ihm wirken, hat der Mensch seine Gesundheit; sobald sie ihn

VOM GESUNDEN UND KRANKEN KÖRPER

aber alle zugleich und unvorsichtig (indiscrete) anrühren und im Übermaß über ihn herfallen, machen sie ihn krank und bringen ihn zu Tode. Es ist nämlich nun so, daß wegen der Übertretung Adams die Wärme und Feuchtigkeit wie auch Blut und Gewebe innerhalb des Organismus in die entgegengesetzten Phlegmata umgewandelt worden sind. Aus der Wärme des Feuers wird nunmehr ein trockenes, von der luftartigen Feuchtigkeit ein feuchtes, von dem wäßrigen Blut ein schaumiges und aus dem erdhaften Gewebe ein lauwarmes Phlegma herausgezogen und ausgeschieden. Wenn eines von diesen im Menschen übermäßig anwächst, so daß es nicht mehr von einem Gegenspieler eingeschränkt und temperiert wird, dann zerstört es den Menschen und macht ihn hinfällig. Bewahrt aber ein jedes von ihnen sein richtiges Maß, so daß es von je einem anderen temperiert ist und so angehalten wird, die richtige Ordnung einzunehmen, dann erhält es den Menschen gesund oder bringt ihm die Genesung wieder. Wenn das eine bei seiner Herrschaft die Überhand bekommt, steht das andere unter seiner Dienstbarkeit; die beiden übrigen kommen dann mit den Livor-Säften langsam nach: so befindet sich der Mensch körperlich in Ruhe.

Da nämlich der Säfte vier sind, heißen die beiden beherrschenden Phlegmata, die beiden abhängigen aber Livores. Ein jeder Saft ist, wenn er das Übergewicht hat, dem nächstfolgenden um den vierten Teil und die Hälfte des dritten Teiles überlegen. Dieser abhängige Saft aber temperiert die beiden Teile und den Rest des dritten Teiles, so daß sie ihre Schranken nicht überschreiten. Der oberste Saft beherrscht auf diese Weise den zweiten (diese beiden zusammen heißen Phlegmata), der zweite herrscht über den dritten, der dritte über den vierten (die beiden letzten, der dritte und vierte also, heißen Livores). Die beiden oberen wirken mit ihrem Überschuß auf die niedrigeren erregend, und die beiden unteren wirken durch ihren Mangelcharakter (vacuitas) auf deren Übermaß hemmend. Befindet sich der Mensch in solcher Gleichgewichtslage, dann hat er seine Ruhe. Überschreitet aber einer der Säfte seinen Bereich, so gerät der Mensch in Gefahr.

Wenn nun einer von den Livor-Säften sein oben besprochenes Maß ordnungswidrig überschreitet, so hat er nicht genügend Durchschlagskraft, um der oberen Säfte Herr zu werden, es sei denn, daß er als Erstwirkender von dem nachdrängenden Livor weitere Reize erhält oder daß er als Zweitwirkender von dem Vorausgehenden mitgerissen wird. Wenn auf diese Weise bei einem Menschen sich der Livor über seine Grenzen hinaus im Übermaß ausbreitet, dann können die Säfte nicht mehr im Frieden bleiben, es sei denn in Ausnahmefällen, wo Menschen unter Gottes besonderem Gnadenstrom stehen, der sich als Stärke wie bei Samson, als Weisheit wie bei Salomon, als Prophetengabe wie bei Jeremias oder der sich auch auf einige Heiden, wie etwa auf Platon und seinesgleichen, erstrecken kann. Und wo andere Menschen in oben-erwähnter Weise irre werden, da können diese Ausnahmen mit Gottes Hilfe

ihrer Rechtschaffenheit wegen besonders stark werden; Gottes Gnade gestattet ihnen ja, zeitweilig in solcher Veränderlichkeit (*vicissitudo*) zu leben, so daß sie bald krank, bald wieder gesund sind, bald in Ängsten, bald wieder in Zuversicht, bald in Trübsalen und dann wieder in Heiterkeit. Gott ist es, der dieses in ihnen wieder gut macht (*reparat*): sind sie krank, macht Er sie heil, kriegen sie Angst, so macht Er ihnen Mut, werden sie traurig, so macht Er sie wieder froh.

Wenn bei einem Menschen das trockene Phlegma über das feuchte die Oberhand gewinnt, das feuchte aber über das schaumige und lauwarne, dann steht dieses Trocken-Phlegma wie eine Herrin da, das feuchte aber wie die Magd und das schaumige und lauwarne wie geringes, unterwürfiges und neidvolles (*lividus*) Gesinde. Dann sind diese beiden nachfolgenden Säfte gemäß ihrer besonderen Funktion (*vires*) der Livor jener höheren Säfte. Unter solchen Umständen ist der Mensch natürlicherweise klug, daneben aber zum Zorn geneigt und ungestüm in seinen Verrichtungen. Dabei ist er keineswegs ausdauernd, weil das Trockene seine Aktionskraft so rasch verbraucht, andererseits aber auch rasch wieder erneuert, wie eine Flamme, die leicht abfällt, aber auch schnell wieder hochflackert. So ist er gesund und kann lange leben, wenn er auch das volle Greisenalter nicht erlangt, weil er nach der Austrocknung seiner Gewebe durch das Feuer nicht mehr die ausreichende Hilfe aus dem Feuchten hat.

Bei Gelegenheit kann der schaumige oder der lauwarne Saft, die dort zusammengezogen sind, als Livor der erstgenannten Phlegmata, das heißt der trockenen und feuchten, die ja eigentlich sich ruhig verhalten sollten, sein Maß überschreiten, wie eine Woge, die übermäßig im Wasser bewegt wird. Wenn dies der Fall ist, werden die Säfte vergiftet; aus ihnen erhebt sich dann ein solcher Sturm, daß keiner mehr mit dem anderen eine Übereinstimmung findet und sie so ihre Aufgaben nicht mehr ordnungsmäßig durchführen können. Die oben erwähnten Säfte stehen dann den beiden Übergeordneten gegenüber in solchem Widerspruch, daß nun alle vier in eine Auseinandersetzung geraten. Der Mensch aber, der solches Durcheinander und solche Widersprüchlichkeit in seinem Körper auszustehen hat, wird hirn-wütig werden; da nämlich seine inneren Säfte sich dermaßen widereinander auflehnen, muß jener Mensch wider sich rasen und würde sich selber umbringen, wenn er nicht in Stricke gelegt würde. Dieses sein Verhalten dauert so lange, bis sich das genannte schaumige und das genannte lauwarne ausgelebt haben und bis sie wieder zur alten Ordnung finden; ein solcher Mensch wird aber nicht alt.

Wenn aber das Feuchte überhandnimmt über das Trockene und das Trockene über das schaumige und lauwarne, die dann für jene beiden den

nächstfolgenden Livor darstellen, dann ist dieser Mensch von Natur aus klug, auch beständig und ausdauernd in diesen beiden Anlagen; er ist am Leibe gesund und wird ein langes Leben haben.

Wenn nun das schaumige und lauwarne, jetzt also der Livor des Feuchten und Trockenen, ihr Maß überschritten haben, so daß der Schaum hochsteigt und siedendem Wasser gleich einen Rauch macht und das lauwarne sich in Tropfen auflöst, dann beugen diese Säfte im Wirbel ihrer Widersprüche den Nacken des Menschen, krümmen seinen Rücken und machen ihn gänzlich gichtbrüchig, bis er von diesem Leiden erlöst wird; gleichwohl kann er ein hohes Alter erreichen.

Bei wem das Trockene das schaumige und das schaumige das feuchte und lauwarne überschreiten, der ist in seiner Tollheit bald zornig und bald aus lauter Blödsinn vergnügt. Dabei ist er nicht hilflos, kann ziemlich robust sein und lange leben, wenn es Gottes Wille ist.

Wenn das feuchte und das lauwarne, hier den Livor des Trockenen und schaumigen bildend, wie ein gefährlicher Windstoß über ihre Grenzen hinausgewirbelt werden, dann werden sie wie in eine Erschütterung der Winde gebracht und bringen gefährlich klingende Geräusche hervor wie ein Donnergetöse. Und jenes Geräusch tönt durch die Gefäße und das Mark sowie in den Schläfen eines solchen Menschen; daher wird bei solchem Leiden der Mensch gelähmt und im ganzen Körper kraftlos. Dies dauert so lange, bis die genannten Livores sich verzogen haben und wieder in die rechte Bahn zurückgekehrt sind. Aber mit Gottes Erlaubnis kann solch einer doch recht lange leben.

Wenn der Schaum das Trockene und das Trockene das feuchte und lauwarne überragen, dann hat der Mensch einen guten Charakter, ist voller Güte, wenn auch körperlich zart; so wird er nicht lange leben können.

Wenn das feuchte und das lauwarne, die in diesem Falle den Livor des schaumigen und des Trockenen darstellen, über ihre Grenzen hinaussteigen, dann wird alsbald das feuchte wie ein Rad herumgewälzt und veranlaßt den Menschen bisweilen dazu, sich ins Wasser zu stürzen oder ins Feuer zu rennen; außerdem versetzt das lauwarne ihn noch in Wahnsinn. Der Mensch wird dann so, daß jede Einsicht ihm schwindet und er von Sinnen kommt. Dabei ist er weder ganz gesund noch auch richtig krank.

Wenn aber bei jemandem das Trockene das lauwarne und das lauwarne das feuchte und das schaumige überschreiten, die beide unmittelbar folgen, dann ist dieser Mensch krank an Geist und Leib; für sich selber und seine

Mitmenschen ist er seinem Benehmen nach ein Schreckbild; man kann nichts Rechtes mit ihm anfangen, übereilig verrichtet er seine Angelegenheiten; einigermassen gesund, kann er aber lange leben.

Wenn aber das Feuchte und das Schaumige, diesmal der Livor des Trockenen und Lauwarmen, dermaßen auf ihre Ordnung geblasen haben, daß das Feuchte einen bitteren Rauch in den Organismus leitet, das Schaumige ihn bläulich (lividus) färbt und schlüpfrig wie eine Kröte werden läßt, dann lassen sie hiedurch im Menschen ein Geräusch entstehen, ähnlich dem Ton des schnaubenden Nordwindes; so fallen sie über das Herz dieses Menschen und über seine Sinneskräfte her, so daß er weder auf Gott noch auf Menschen noch auf irgendeine Kreatur seine Hoffnung und Zuversicht mehr setzen kann. Das dauert so lange, bis die beiden erwähnten Livores von ihrer furchtbaren Wirkung ablassen. In solchem Zustand wäre es dem Menschen besser, zu sterben als zu leben. Gleichwohl kann er lange dabei leben.

Wenn nun das Lauwarme das Trockene und das Trockene das Feuchte und das Schaumige überragen, dann leidet ein solcher Mensch unter großen Bedrückungen seines Gemütes; er fällt in Zorn, Trübsal und zwischendurch in ausgelassene Freude, wobei aber nichts herauskommt, weil er bei allem voll Angst steckt wie eine Welle im Wasser und weil er sich vor allem innerlich fürchtet. Einige dieser Leute leben recht lange, größer aber ist die Zahl derer, die eines frühen Todes sterben.

Wenn einmal das Feuchte und das Schaumige, die in diesem Fall den zusammengezogenen Livor der oben erwähnten Phlegmata, das heißt des Lauwarmen und des Trockenen, darstellen und die sich doch eigentlich ruhig verhalten sollten, ihre Grenzen überschritten haben, dann bereitet das Feuchte gleichsam einen siedendheißen wäßrigen Rauch, das Schaumige aber fesselt und würgt die Vernunft im Menschen, so daß er auf einmal nicht mehr sprechen kann und stumm wird. Wenngleich er auch nicht nach außen sprechen kann, so ist er desto klüger innen in seiner Seele; denn ist auch die Vernunftkraft nach außen hin gebunden, so spricht und fühlt doch in seinem Innern das Wissen. Ein solcher Mensch ist keineswegs minderwertig; auch ist er leiblich gut dabei und kann lange leben.

Wenn bei einem Menschen einmal das Feuchte das Schaumige und das Schaumige das Trockene und Lauwarme, die darauf folgen, überragen, dann stellen diese beiden Nachfolgenden, ihrer Funktionsweise entsprechend, für die beiden Vorhergehenden, also das Feuchte und Schaumige, den Livor dar; in einem solchen Fall hat der Mensch von Natur aus gute Gewohnheiten und eine heitere Sinnesart; sein Fleisch gedeiht, auch kann man ihn weder leicht in

Zorn versetzen noch verbittern. Dennoch ist er schwächlich und wird nicht sehr alt, weil das Trockene so mäßig in ihm vorhanden ist.

Wenn aber das Trockene und das Lauwarme, jetzt der Livor des Feuchten und Schaumigen, ihr Maß überschreiten, so erzeugen sie im Menschen ein geräuschvolles Aufstoßen und den Schluckauf; auch können sie die Vorläufer für den Krebs werden oder ihn von den Würmern verzehren lassen; ferner lassen sie die Gewebe der Organe zu unförmigen Geschwüren anschwellen, so daß dann durch die anwachsende Geschwulst einer seiner Arme oder eines seiner Beine größer wird als das andere. Das machen sie so lange, bis sie von dieser verheerenden Krankheit (pestitis) abgelassen haben; daher kann der Mensch nicht lange leben.

Wenn das Schaumige das Feuchte und das Feuchte das Trockene und Lauwarme überschreiten, wird solch ein Mensch eine gute Wissensgrundlage haben; indes ist er voreilig, allzu rasch mit seinem Wissen bei der Hand, so daß er sein Wissen im Vielerlei zerstreut, wie Spreu, die vom Wind zerweht wird; auch strebt er danach, über andere herrschen zu wollen. Körperlich ist er gesund, wird nur leicht schwach auf den Beinen und zieht sich leicht das Podagra zu. Er kann aber lange leben, wenn Gott es ihm gestattet.

Wenn aber das Trockene und das Lauwarme, in diesem Falle der Livor des Schaumigen und Feuchten, aus ihrer Bahn treten, dann überschreitet das Trockene das Feuchte und das Schaumige und bringt beide in Verwirrung; das Lauwarme aber erzeugt im Organismus einen siedenden wäßrigen Rauch, so daß ein solcher Mensch sich selbst in den Tod stürzt, wenn er nicht von Gott oder durch die Menschen daran gehindert wird. Dieser Mensch ist nicht richtig gesund und auch nicht gänzlich krank, er ist vielmehr zwischen beiden. Er kann lange leben, wenn er bewacht wird.

Bei wem aber das Feuchte über das Trockene hinausgeht und das Lauwarme über das Trockene und Schaumige, die hier noch übrigbleiben, der vermag an sich selber wie auch bei anderen Menschen Widerwärtigkeiten gut zu ertragen; er ist von trauriger Gemütsart, hat kein großes Zornvermögen, ist brauchbar in seinem Charakter. Auch ist er nicht besonders kränklich, nur daß er bisweilen von jener Krankheit geplagt wird, die man Gicht (gutta) nennt; dabei kann er alt werden.

Wenn das Trockene oder das Schaumige, in diesem Falle der Livor des Feuchten und Lauwarmen, ihr Maß überschritten haben, dann strebt bei solchen Menschen das Trockene nach oben, wie jenes Kraut, das man „winda“ nennt; das Schaumige verursacht dabei in ihm einen bitteren Geschmack des

Aufstoßens. So erzeugen beide zugleich in ihm einen ordnungswidrigen Kreislauf, so daß der Mensch nur so hinrennen möchte und sich dabei zugrunde richten müßte, wenn man ihm seinen Willen ließe. Dieser Zustand dauert so lange, bis jene Livores von ihm weichen. Er kann aber lange leben, wenn Gott und die Menschen ein Auge auf ihn halten.

Wenn nun das Lauwarme das Feuchte und das Feuchte das Trockene und Schaumige übersteigen, dann ist dieser Mensch voller Ränke, mag nicht Frieden halten und hält sich nur dort gern auf, wo Streit und Zwietracht herrschen. Er ist dürr am Leibe, aber ein Schlemmer beim Essen. Dabei hat er nicht die rechte Gesundheit, braucht aber deswegen nicht im Bett zu liegen, sondern kann herumgehen. Er kann lange leben, wird es aber nicht bis zum hohen Alter bringen, weil er stirbt, ehe er das volle Greisenalter erreicht hat.

Wenn aber das Trockene oder Schaumige, in diesem Falle der Livor des Schaumigen und Feuchten, ihre Grenze überschritten haben, dann entfacht das Trockene seine Flammkraft, so daß der Mensch unmäßig wird bis zum Rausch; außerdem macht das Schaumige ihn gierig aufs Essen. Davon wird er dann bisweilen umgewälzt wie ein Rad, so daß er oft hinschlägt wie ein Toter. Aber dieses Leiden behält den Lebensgeist jenes Menschen noch bei sich, auf daß er nicht sterbe, so lange, bis es gewichen sein wird. Solch ein Mensch ist wirklich krank und wird es nicht zum vollen Alter bringen.

Wenn weiter bei einem Menschen das Schaumige das Lauwarme und das Lauwarme das Trockene und Feuchte überragen, die in einem solchen Fall als zusammengezogener Livor nachfolgen, so wie des weiteren früher geschildert, dann zeigt dieser Mensch bisweilen eine unangepaßte Fröhlichkeit und eine ebenso unangemessene Traurigkeit und bisweilen eine gleichfalls nicht angebrachte Zornigkeit, obwohl er im Grunde gutmütig ist. Auch leidet er innerlich an einem übelriechenden und schmutzigen Phlegma wie auch an unangenehmen Geruchs- und Geschmackssensationen. Er ist nicht besonders klug und erreicht selten das Greisenalter.

Wenn nun das Trockene oder das Feuchte, die diesmal den zusammengezogenen Livor der vorerwähnten Phlegmata des Schaumigen und Lauwarmen bilden und die sich eigentlich ruhig verhalten müßten, ihr Maß überschreiten, dann wird das seelische Bewußtsein (*scientia animae*) eines solchen Menschen schwinden und aufhören wie auch sein Geschmacksvermögen und sein Gefühl; dann kommen luftartige Geister (*aerei spiritus*) zu diesem Menschen, bedrängen ihn, lassen ketzerische Gedanken in ihm laut werden und umgeben ihn mit einem Wall; davon schläft dann das wache Bewußtsein seiner Seele ein. Und so kommt der Mensch in eine schwere Krise, wenn Gott jene Geister nicht ver-

treibt. Daher verdorrt der Mensch aus seinem Innern heraus und kann nicht lange in dieser Weise leben.

Wenn aber das Lauwarme das Schaumige überragt und das Schaumige die beiden anderen Phlegmata, das Trockene und Feuchte also, die in diesem Falle als Livores ihrer Funktion nach jenem unterworfen sind, dann ist solch ein Mensch hart und schonungslos; er ist einer, der zum Bösen aufstachelt, in seinem Charakter Bitterkeit verrät und mit gar nichts zufrieden ist. Immerhin ist er wohlbeleibt und gesund, wiewohl er nicht lange leben kann.

Wenn schließlich bei Gelegenheit einmal das Trockene oder das Feuchte, in solchem Falle der zusammengezogene Livor der beiden sonst erwähnten Phlegmata, nämlich des Lauwarmen und Schaumigen, ihr Maß überschritten haben, wo sie doch eigentlich im Ruhezustand verharren müßten, dann steigt der trockene Livor über seine Grenze, bohrt sich in den menschlichen Organismus hinein und verdrängt seinen Geist fast im Nu; außerdem verursacht der feuchte Livor in ihm einen Wahn, so daß er sich selbst zerpflückt und böse und sinnlose Worte ausstößt. Solch einer ist jähzornig und böse, dazu auch wütig in seinem Gehirn und voller Unrast; er wird selten ein hohes Alter erreichen.

Wenn die soeben geschilderten Säfte die rechte Ordnung und die ihnen entsprechenden Funktionsabläufe im menschlichen Organismus einhalten, dann genießt, wie gesagt, jener Mensch die Ruhe und Gesundheit seines Leibes. Sobald sie aber miteinander in Widerspruch geraten sind, machen sie, wie dies auseinandergesetzt wurde, den Menschen hinfällig und krank.

Nur aus einem Saft oder aber aus zweien oder auch aus dreien kann der Mensch nicht existieren: Es müssen ihrer vier sein, die sich gegenseitig temperieren, genau so wie auch die Welt aus vier Elementen besteht, die miteinander in Übereinstimmung liegen.

Wenn diese Elemente einmal nach Gottes Richterspruch ihre Schrecken in chaotischer Weise loslassen, bringen sie der Welt und den Menschen vielerlei Gefahren: Das Feuer ist dann wie eine Lanze, die Luft wie ein Schwert, das Wasser wie ein Schild und die Erde wie ein Wurfgeschloß zum Strafgericht über die Menschen herausgefordert. Denn die Elemente sind dem Menschen untergeordnet; je nachdem, wie sie von den Handlungen der Menschen berührt werden, üben sie ihre Funktionen (*officia*) aus. Wenn also die Menschen sich untereinander in Kriegszüge, Schrecknisse, Haß und Neid und sonstige sündhafte Widersprüchlichkeiten verwickeln, dann verkehren sich auch die Elemente in eine andere, ihnen eigentlich entgegengesetzte Weise in bezug auf Wärme und Kälte oder in Form von großen Ausbrüchen und Überschwemmungen. Das hat seine Begründung im ersten Ordnungsplan (*dispositio*)

Gottes, weil den Elementen dies so von Gott bestimmt ist: Sie sollen je nach den Werken der Menschen ihre Wirklichkeit ausüben, weil sie von ihren Taten getroffen werden, da der Mensch mit ihnen und in ihnen wirkt. Wenn aber die Menschen auf dem rechten Wege sind und maßvoll das Gute wie auch das Böse verwirklichen<sup>(12)</sup>, dann erfüllen sie ihre Aufgaben mit Gottes Gnade, wie immer es zum Nutzen des Menschen ist. Wenn einmal diese Elemente ihre Schrecknisse, von denen oben gesprochen wurde, auf die Menschen hereinbrechen lassen, dann sollen die Menschen wehklagen und unter Seufzern und Tränen aufschreien, damit die Elemente dies auffangen und zum Blut des unbefleckten Lammes tragen; dann wird Gottes Gnade ihnen hilfreich entgegenkommen.

Lucifer wurde mit einer solchen Gewalt aus dem Himmel herabgeschleudert, daß es ihm nicht mehr möglich ist, sich vom Ort des Tartarus fortzubewegen. Könnte er sich nämlich rühren, so würde er alle Elemente durch seine Gewalt gänzlich umwandeln: Er würde das Firmament rückwärts laufen lassen, Sonne, Mond und Sterne verfinstern, die Wasser in ihrer Strömung einhalten und lauter solche Widersprüche in der Kreatur anrichten. Ihm hängt die ganze Schar der Dämonen an, von denen einige größere, andere geringere Gewalt besitzen. Unter diesen gibt es einige, die mit den Menschen oftmals Umgang pflegen, auch heilige Orte nicht besonders scheuen und selbst vor dem Kreuz des Herrn und den göttlichen Ämtern nicht zurückschrecken. Sie alle treiben im Verein mit Lucifer ihre Machenschaften gegen die Welt. Verglichen mit der Macht Lucifers, besitzt der Teufel (*diabolus*) fast die gleiche Gewalt, Kraft und Bosheit, wie er auch gleichsam dessen Sucht darstellt und gewissermaßen sein Wille ist. Weil jener sich nicht selber frei bewegen darf, wird er als der Python der Dämonen in die Welt losgelassen. Er besitzt nämlich die Fähigkeit, durch Täuschungsmanöver und andersartige Laster zu betrügen; so hat er Adam im Paradiese verführt, indem er ihm weismachte, er sei sein freier Herr auf der Erde. Er wird auch den Hauch Lucifers infolge dieser Kraft zum Antichrist tragen, wenn dieser empfangen werden soll. Sein Machtbereich wird bis zu jenem Orte aufsteigen, von dem der Teufel herabgestürzt wurde und zusammengebrochen daliegt. Dort hat der Strafeifer des Herrn ein Feuer gemacht in der schwarzen Masse der Stürme, von so großer Gewalt und Bitterkeit, daß er oftmals aus den Elementen herausbrennt, diese zertrümmert und mit seiner Stimme solche Schrecknisse aussendet, daß der Teufel es aus Furcht vor diesem Feuer nicht mehr wagt, sein Kräftespiel offen zu zeigen; er macht es nun wie ein Dieb und ist daher der Lügner. Dieser Strafeifer verbrennt und zertrümmert auch am jüngsten Tag die Elemente; das ist dann Gottes Strafgericht. Als Gott dem heiligen Johannes, dem Evangelisten, Einhalt gebot, alle Stimmen zu beschreiben, die aus dem Donnern laut wurden (*Apoc. 10,4*), geschah dies deshalb, weil damit alle Schrecken und Ängstigungen

gen gezeigt waren, die jemals — zuvor und hernach — die Menschen ausgestanden haben und noch ausstehen müssen. Würde ein Mensch solches im voraus wissen, könnte er es zufolge der Schwachheit seines Fleisches und angesichts der allzugroßen Furchtbarkeit nicht ertragen. Viel leichter trägt der Mensch dies, wenn es ihm von Fall zu Fall und mit zeitlichen Zwischenräumen begegnet, als wenn er das alles in einem Augenblick vorauswissen müßte. Das ist so eingerichtet worden, da der Donner dermaßen schrecklich und von so großer Gewalt und Furchtbarkeit ist, daß der Mensch, wenn er sich darüber klar würde, was Donner ist, diesen so fürchten müßte, daß er angesichts jenes Entsetzens, das ihn bei seinem Erbrüllen befallen würde, den wahren Gott diesem nachsetzen müßte<sup>(13)</sup>.

Wenn im menschlichen Organismus ein Saft die anderen überschwemmt und dadurch das richtige Maß und das rechtmäßige Verhältnis nicht mehr einhält, dann wird ein solcher Mensch hinfällig und krank. Wenn sich aber gleichzeitig zwei Säfte wider die Ordnung im Menschen erhoben haben, dann kann er nicht mehr bestehen: Er wird verrückt oder geht in seinem Körper vollends zugrunde, weil die richtige Mischung nicht mehr da ist. Wenn gleichzeitig drei ihre Grenzen überschreiten, dann siecht der Mensch dahin und stirbt eines raschen Todes. Wenn aber alle vier aus ihrer Ordnung herausbrausen, dann wird der Mensch in einem Nu und augenblicks von ihnen ganz plötzlich dahingerafft, weil er auch nicht einen Augenblick mehr existieren könnte, sondern gänzlich auseinanderfallen müßte, so wie auch am jüngsten Tage das All durcheinandergeworfen wird, wenn die vier Elemente ihre große Auseinandersetzung antreten.

*Noch einmal ist es die Elementenformel, die als Erklärungsprinzip für einen größeren Sachverhalt zu dienen hat. Waren diese vier Bausteine bisher der Schlüssel für den Strukturgedanken der großen Welt, so zeigen sie nun den Aufbau und lebendigen Ablauf im Mikrokosmos und damit die Leitlinien für das Verständnis vom gesunden und kranken Menschen. Die Elementarkräfte erweisen sich auch in dieser Perspektive keineswegs als ein starres Schema: Hildegard versteht sie als das sichtbare, konkrete Vermögen der dynamischen Lebensenergien, die in einem vielschichtigen Funktionskreis modifiziert werden, wobei immer neue Aspekte des Pathogenetischen in Erscheinung treten. Mit Hilfe dieser Bilder kann Hildegard die Krankheit rein biologisch erklären, da sie sich der naturhaften Gegebenheiten und gesetzmäßigen Bedingungen bedient.*

*Der Mensch ist eine natürliche Organisation von Weltstoffteilen und Lebensenergien: ein lebendiger Organismus mit aller Labilität (*homo mutabilis*) und Elastizität (*opus animae*), in einer ganz realen und keineswegs optimalen Situation (*homo destitutus*), ausgesetzt den elementaren Weltverhältnissen und*

eingekleilt in eine spezifische Säftekomplexion. Durch die Elemente hat er seinen somatischen Bestand und eine determinierte Naturanlage; durch verschiedene Qualitäten wird er bei aller fixierten Leibhaftigkeit in eine labile Disposition versetzt; durch ein anpassungsfähiges Lebensprinzip behält er die Möglichkeit, sich im schwankenden Gleichgewichtsstand zu erhalten. Struktur und Funktion sind aufeinander eingespielt und behaupten sich in den wechselnden Lagen.

Im lebendigen Spiel der Komplexion finden wir die auch uns geläufigen biologischen Gesetzmäßigkeiten und funktionellen Faktoren wieder: Im Situationsfeld allgemeiner und durchweg antagonistisch geordneter Anpassungsverhältnisse kommt es zu Erregungen und Hemmungen, zu Einschränkungen und Generalisierungen, Blockierungen und Weiterleitungen. Bestimmte Kräfte übernehmen dabei eine Führung, stoppen andere Energiefelder ab, bedienen sich bestimmter Gegenspieler, greifen auf spezifische Reservoirs zurück, übernehmen Schrittmacherdienste, tragen zweckdienliche Tendenzen vor und gehen immer neue Verbindungen in einem ständig wechselnden Milieu und einem jeweilig neu gestimmten Fluidum ein.

So entsteht das Bild eines biologischen Mosaiks, mit seiner eigenartigen Rhythmik und Periodizität, unter denen der Mensch seine Gestalt wandelt, seine Energie erschöpft, seine Stadien durchläuft und sein Leben zubringt. Im Gesichtskreis dieser leiblichen Organisation liegen aber auch die Aspekte einer weiteren menschlichen Wirklichkeit: es ordnen sich Konstitutionstypen und Charakterlagen, Gemütsbewegungen und Lebensstimmungen und vor allem die Krankheitschances als Vorformungen des jeweiligen Todes; es zeigen sich die Möglichkeiten eines therapeutischen Einwirkens, einer biologischen Rehabilitation, die sich neben der diätetischen und medikamentösen Unterstützung auch eines göttlichen Gnadeneinflusses bedient.

Hildegard nimmt aus der Tradition die Begriffe von den Elementen, Qualitäten, Säften, Organsystemen, Sinnesorganen; darüber hinaus bedient sie sich soziologischer Bilder: Der Säfte-Haushalt wird ganz wörtlich genommen mit Herrin, Mägden und dem niederen Gesinde; staatsrechtliche Verhältnisse dienen als Vorbild: mit Fürst und Dienstmann, Verbündeten und Gegenspielern samt den Möglichkeiten politischer Veränderungen.

Auch hier greift Hildegard auf den Gedanken eines optimalen physiologischen Lebens zurück: aber sie zeigt auch klar genug die „natura pathologica“. So sieht das Leben jetzt aus; jetzt hat der Mensch so zu leben; damit muß er auskommen; dies hat er einzusehen; so soll er sich verhalten; dies ist die Lage: das ist der Mensch!

Recht schwierig ist es, den breit ausgeführten Einzelfällen pathologischer Möglichkeiten zu folgen. Maßgebend bleiben die Vorstellungen einer rechten Säftemischung (Eukrasie) und einer Entgleisung der Säfteordnung (Dyskrasie). Eine vollkommene Harmonie der Säfte mit den Qualitäten und Elementen ist

nicht mehr möglich; immer unterliegt die körperliche Verfassung einer wenn auch noch so feinen Irritierung, Verletzung, Fehlstimulierung und folglich einer besonderen Diathese. Die Ursache dafür wird im Phlegma gesehen.

Die schematisch aufgeführten Fälle geben keine Krankheitsbilder mit einer detaillierten Symptomatologie wieder; sie zeigen nur generell, wie die Qualitätenmischung eine bestimmte körperliche Disposition schafft, wie daraus Charakter und Gemüt des Menschen in Abhängigkeit geraten und vom pathologischen Fundament her die Prognose abzulesen ist. Bedenkt man dabei, wie die jeweilige Temperierung den Einflüssen der elementaren Außenwelt unterliegt, mit der der Mensch in ständigem Austausch und Ausgleich und damit auch in andauerndem Kontakt zu kosmischen Charakteren und Tendenzen zu stehen hat, dann begreift man, wie über die pedantische Schematik dieser Krankheitskapitel hinaus das pathologische Geschehen selber an dem einzelnen Falle lebendig zu werden vermochte.



## VI.

## WIE EIN MENSCH WIRD

VON MANN UND FRAU / VORBEDINGUNGEN  
 DER ZEUGUNG / ZEUGUNG UND  
 BESEELUNG DER FRUCHT / DIE  
 EMPFANGNIS / DER ERSTE KEIM / VON DER  
 AUSGESTALTUNG / VOM WALTEN DER  
 ELEMENTE / VOM GEHEIMNIS DES  
 SCHÖPPERISCHEN / VORBEREITUNGEN ZUR  
 GEBURT / DAS NEUE LEBEN

Gott machte aus dem Lehm der Erde den Menschen. Der Mann aber ist aus dem Lehm in Fleisch umgewandelt worden <sup>(14)</sup>: Aus diesem Grunde ist er die eigentliche Ursache und der Beherrscher der Schöpfung. Und er bearbeitet das Irdische, auf daß es fruchtbar werde; dazu liegt ein besonderes Vermögen in seinen Knochen, seinen Gefäßen und seinem Fleisch. Er hat einen unversehrten Kopf und eine trockene Haut, trägt seine Zeugungskraft bei sich und sendet seinen Samen aus wie die Sonne das Licht.

Die Frau hingegen erfuhr eine solche Umwandlung nicht; vom Fleische genommen, blieb sie auch Fleisch. Deshalb ist ihren Händen ein kunstreicheres Werk anvertraut, und sie ist gleichsam luftartigen Wesens, weil sie das Kind in ihrer Gebärmutter austragen soll, um es dann zur Welt zu bringen. Auch hat sie einen gespaltenen Schädel und eine dünnere Haut, damit das Kind, das sie in der Gebärmutter austrägt, Luft bekommt.

Jedes Menschen Ursprung und Keimen geht aber auf folgende Weise vor sich: Im Menschen liegt das triebhafte Wollen (*voluntas*), das aufmerksame Erwägen (*consideratio*), ein besonderes Vermögen (*potestas*) und schließlich die Übereinstimmung (*consensus*).

Das Wollen muß vorangehen, weil jedermann den Wunsch haben muß zu dem, was er tut. Es folgt dann die Erwägung, die aufmerksam darauf schaut, ob jene Gegebenheit günstig sei oder nicht, ob sie rechtschaffen sei oder unverschämt. Danach kommt das besondere Vermögen, welches die Fähigkeit besitzt, ein solches Werk durchzuführen, und es demzufolge auch ausführt. Endlich ist die Übereinstimmung vonnöten, weil dieses Werk nicht ausgeführt werden kann, wenn nicht eine anderseitige Übereinstimmung es lobenswert findet. Diese vier Kräfte sind grundsätzlich da bei der Entstehung eines neuen Menschen.

Alsdann kommen die vier Elemente hinzu, welche die vier verschiedenen Säfte im Menschen in Aufruhr bringen, und zwar mit all ihrem Überfluß und wie in einem Unwetter; das geht so vor sich, daß das Feurige, das heißt das Trockene, über das Maß das Wünschen entzündet, und die Luft, das heißt das Feuchte, maßlos die Aufmerksamkeit erregt, daß ferner das Wasser, das heißt das Schaumige, über das Maß die Zeugungskraft zum Fließen bringt, und endlich die Erde, das heißt das Lauwarme, die Einwilligung maßlos aufschäumen läßt. Alle diese überschießenden Kräfte lassen gleichsam einen Sturm aufkommen und werfen aus dem Blut einen giftartigen Schaum aus, den Samen nämlich, damit mit diesem, sobald er an seine Stelle fällt, das weibliche Blut sich verbindet und auf diese Weise ein Blutgemisch entsteht.

Das erste Werden eines Menschen entspringt jener Lustempfindung, die die Schlange dem ersten Menschen beim Genuß des Apfels gab, weil damals schon das Blut des Mannes durch Begierlichkeit aufgewühlt war. Daher ergießt dieses Blut auch einen kalten Schaum in das Weib, der dann in der Wärme des mütterlichen Gewebes zur Gerinnung kommt, wobei er jene blutgemischte Gestalt annimmt; so bleibt zunächst dieser Schaum in dieser Wärme und wird erst später von den trockenen Säften der mütterlichen Nahrung unterhalten, wobei er zu einer trockenen, miniaturhaften Gestalt des Menschen heranwächst, bis schließlich die Schrift des Schöpfers, der den Menschen formte, jene Ausdehnung der menschlichen Formation als Ganzes durchdringt, wie auch ein Handwerker sein erhabenes Gefäß herausformt.

Erst mit dem Übertritt Adams wurde das besondere Vermögen des Mannes in seinem Zeugungsglied in diesen giftartigen Schaum umgewandelt; das Blut der Frau ward ebenfalls zu jenem widernatürlichen Ausfluß verändert. Aus der kraftvollen und rechtmäßigen Natur des Mannes aber hat das Blut diesen Samen, weil sein Fleisch aus der Erde gebildet wurde. Und aus eben dieser rechtmäßigen Natur heraus hat das Blut der Frau, die schwächlich und feingliedrig ist, solchen Samen nicht; sie wirft vielmehr nur einen dünnflüssigen und spärlichen Schaum aus, weil sie nicht, wie der Mann, aus den zwei verschiedenen Arten Erde und Fleisch besteht, sondern nur vom Fleische des Mannes genommen ist. Deshalb ist sie schwach und gebrechlich und ein Gefäß für den Mann (*vas viri*). Zwar wird durch die männliche Liebesglut auch ihr Blut in Aufruhr gebracht und wirft davon eine Art von Schaum aus, doch ist dieser mehr bluthaltig als weißlich; er verbindet sich alsbald mit dem männlichen Schaum und erwärmt ihn, macht ihn bluthaft und stärkt ihn. Nachdem er an seine ihm bestimmte Stelle gefallen ist und dort liegt, wird er von sich aus kalt und ist gleichsam giftig, bis das Feuer, das heißt die Wärme, ihn erhitzt und die Luft, das heißt ein Hauch, ihn ausdörret, und bis das Wasser, das heißt das Flüssige, ihm seine Feuchtigkeit schickt und die Erde ihn schließlich mit einem Häutchen zusammenzieht. Dadurch wird er zu jenem blutartigen Gebilde, das also nicht gänzlich Blut ist, sondern mehr eine bluthaltige Mischung.

Die vier Säfte nun, die der Mensch aus den vier Elementen nimmt, bleiben mit Maß und Ausgeglichenheit um diesen Samen, bis er zu Fleisch gerinnt und gestärkt wird, dergestalt, daß sich nach und nach in ihm eine menschliche Form herauszubilden vermag. Danach entwickelt diese sich weiter und weiter wie das Gemälde einer menschlichen Gestalt. Mark und Gefäße fügen sich wie Fäden in jene ganzheitliche Formung, teilen sich völlig in ihr auf und bilden in ihr überall die Knoten eines Verbandes; gleichwie das Häutchen um ein Ei umgeben sie sein Mark, daraus sich später die knöcherne Führung entwickelt. Auf diese Weise formt sich dies alles großzügig und so offenbar wie eine Figur, die der Künstler offen in eine Form bindet. Dort, wo einstens die Glieder ihren Platz einnehmen sollen, werden die Aufteilungen zu jenem Häutchen hin, das sie in diesem Stadium noch zurückhält, wieder aufgerissen werden, ähnlich wie Lehm, der in der Sonnenhitze aufreißt; so entsteht hier das feste Fleisch, trockengelegt vom Gefäßsystem und als fertiggewordenes Fleisch wiederum durchdrungen von fertigen Gefäßen. Durch die mütterliche Wärme entwickelt sich dies nunmehr zu einer fetthaltigen Mischung, die aber noch nicht als lebendig angesehen werden kann, sondern nur in dieser Wärme überdauern soll. Diese ganze Arbeit erstreckt sich über einen Monat, die Zeit also, in der der Mond voll wird und wieder abnimmt. So wächst die erwähnte Mischung heran und wird fettreicher; würde sie nicht durch diese Durchfettung belebt, müßte sie gänzlich ausdörren, durch die ausgetrocknete Frucht aber würden der Mutter viele Beschwerden und Schmerzen erwachsen.

Darauf naht sich nach Gottes Willen und Plan der Geist des Lebens und berührt jene Gestaltung, ohne daß die Mutter etwas davon merkt, rührt sie an wie ein kräftiger warmer Wind, der mit einem Brausen über die Ebene fährt; so gießt er sich hinein und verschlingt sich in alle Verbindungen der Glieder jener Gestalt. All die verschiedenen Gliederungen dieser Gestalt kommen nun von sich aus zur Entfaltung, in einer milden Weise und so, wie Blumen sich zur Glut der Sonne hin entfalten. Zu diesem Termin aber unterliegt jenes Gebilde noch einer so großen Schwäche, daß es nicht beweglich ist, vielmehr einfach daliegt, wie schlafend und nur wenig atmend. Der Geist durchdringt jene Formation ganz und gar, füllt sie aus und verstärkt sie in Mark und Gefäßen, so daß sie jetzt kräftiger wachsen kann, als es vorher der Fall war, so lange, bis die Knochen um das Mark ausgebreitet und die Gefäße von solcher Festigkeit sind, daß sie das Blut halten können. Dann bewegt sich das Kind, was die Mutter spürt, so, als ob es plötzlich einen Stoß erhielte, und es bleibt auch fortan in Bewegung. Wie gesagt, tritt der lebendigmachende Hauch, also die Seele, mit dem Willen des allmächtigen Gottes in jene Gestaltung ein, kräftigt sie und macht sie lebensfähig; überallhin wandert sie durch dieses Gebilde, wie eine Raupe, die Seide spinnt, und wie in einem Hause wird sie davon bedeckt und eingeschlossen. Genau spürt er in dieser Gestal-

tung, wo die Seele sich teilen muß, wo sie sich beugen und hinneigen kann, achtet auf Lage und Lauf der Gefäße, trocknet sie zunächst aus wie die Höhlungen eines Halmes und fügt sie dann in die entsprechenden Gewebe ein, um es dann bald mit der Glut seines Feuers in rotes Blut zu verwandeln; denn die Seele ist ja Feuer. Und so durchdringt er mit seinem Geisthauch diese ganze Gestalt, wie ein Haus als Ganzes durch das Feuer, das in ihm angemacht wurde, erleuchtet wird, und das ganze Gefäßsystem behält Lage und Halt, so wie auch die Erde mit den Wassern zusammengehalten wird.

Die Seele läßt nun wie ein lebendiger Luftzug das Blut durch all die angeführten Teile strömen; sie hält die Gewebe mit einem blutartigen Schleim unter einer ausgesprochenen Feuchtigkeitsschicht, so wie eine Speise durch das Feuer im Topf durchgekocht wird; weiter festigt sie das Knochensystem und fügt es in das Gewebe ein, auf daß die Gewebe durch jenes gehalten werden und nicht nachgeben können, so wie auch ein Mensch sein Haus mit Balken aufbaut, damit es nicht stürzt und einfällt. Dieses macht der zweite Monat, die Zeit, in der die besprochene Gestaltung während eines abnehmenden und zunehmenden Mondes durch die Seele gefestigt wird. Die Seele in den Gefäßen füllt Knochen und Muskulatur mit Blut an: dieses bedeutet den zunehmenden Mond. Und daß es sich noch nicht bewegen kann, deutet hin auf den abnehmenden Mond. Auf diese Weise läßt die Seele sich in diesem Gebilde nieder und nimmt Einblick in den ganzen Organismus, mit dem sie einmal ihr Werk tun soll, weil sie spürt, daß sie diese Gestalt als Ganzes einmal bewegen wird, wie ein Rad die Mühle sich drehen läßt.

So beginnt sie ihre Laufbahn, wie die Sonne ihre Bahn zieht: Wie die Sonne frühmorgens aufgeht und ihren Weg vom Morgen zur Terz, von der Terz zur Sext, von der Sext zur None und von der None zum Abend ausdehnt, so sitzt auch sie selber in den Augen, um sie darauf vorzubereiten, durch ihre Fenster das Licht wahrnehmen zu können, ferner in der Brust, um in ihr die Gedanken anlaufen zu lassen, und im Herzen, um zu zeigen, wie sie von der Einsicht getragen ist. Im Bauchraum hält sie alle Eingeweide wie ein Netz zusammen und stattet sie als Hohlräume aus, in denen die Speisen aufgenommen werden, durch die unser Gebilde ernährt wird. Diese kauen die Zähne durch, die marklos als eine Wurzel durch das feuchte Feuer der Seele ohne Wasser eingerichtet sind, so daß sie die Speisen zum Magen weiterleiten können, in dem sie dann ihre angemessene Zeit bleiben. Weiterhin verteilt die Seele den Saft der Speisen zum Gehirn, auf das Herz, die Lungen, auf Leber und das gesamte Gefäßsystem; mit der Kraft ihrer Wärme stärkt sie den Magen und die nahrungsführenden Eingeweide, damit sie nicht zerfließen, sondern ihre Stelle behalten. Alsdann wendet sie sich hinab zu den Schenkeln, stärkt auch sie mit ihrer feurigen Wärme und gibt auch den angegliederten Organen ihren Halt, so wie ein Haus durch Säulen gehalten und befestigt wird. Endlich geht sie auf die

Füße und ihre Aufteilungen, wie Gott sie umrissen und geschaffen hat; wie ein Sockel die Säulen, so tragen ja auch die Füße des Menschen seine Schenkel. Die Seele selbst stärkt die körperliche Gestalt, belebt sie und erleuchtet sie; ist sie doch auch im Körper ein flammendes Feuer, wie Feuer im ganzen Haus ist, das durch alle Winkel leuchtet und so das ganze Haus erhellt.

Aus diesem Grunde ist der Mensch wie Sonne und Mond: Wie die erste Stunde des Morgens den Tag verkündet, so erblickt die Seele, durch die Fenster der Augen Ausschau haltend, das Licht; und wie die dritte Tagesstunde ihn ausbreitet, so vervielfältigt die Seele auch die Gedanken in der Brust; wie aber zur sechsten Stunde die Sonne am heißesten brennt und alles unter ihre Glut nimmt, so weiß auch die Seele viel in ihrem Herzen und läßt dies durch ihr Tun mannigfach offenkundig werden; in der neunten Stunde jedoch beschleicht die Sonne eine gewisse Kühle; genau so verhält es sich mit der Seele, wenn sie im Magen ihr Werk an den Speisen verrichtet, die den Menschen ernähren sollen und die unter der Sonne gewurzelt, gewachsen und gereift sind. Gegen Abend endlich verbirgt sich die Sonne unter der Erde; die Nacht erscheint: so bleibt auch die Seele in den Schenkeln, die den ganzen Menschen tragen; müde von der Arbeit und leer von Speisen fällt der Mensch zu dieser Zeit in den Schlaf, bis die Sonne von neuem aufgeht.

Die Seele verteilt auch den Saft der Speisen auf rechte Weise im ganzen Organismus und scheidet das Überflüssige aus; so reinigt sich auch der Wein von der Hefe. Und an keiner Stelle ist der Körper ohne die Seele, weil sie es ist, die mit ihrer Wärme den Körper ganz und gar durchdringt.

Der Mensch hat seinen geschaffenen Bestand aus den vier Elementen: zwei von ihnen sind geistlicher Natur, zwei fleischlicher Art. Feuer und Luft sind geistlich, Wasser und Erde fleischlich. Diese vier gehen im Menschen eine einheitliche Verbindung ein und kochen ihn durch, daß er bluthaft und fleischlich in all seinen Organen werden kann. Feuer aber und Wasser stehen in einem Gegensatz zueinander und können nicht zusammen wohnen; infolgedessen ist es nötig, daß jeder der beiden seinen Meister finde. Wasser wirkt dem Feuer entgegen, damit es nicht über Gebühr weiterbrenne, und das Feuer bändigt das Wasser, damit es sich nicht zu weit über die Austrocknungskraft hinwegsetze; so regeln diese beiden Grundkräfte, Feuer und Wasser, die ganze Erde mit der Luft und den Wolken, auf daß sie Bestand haben und nicht verfallen. Genau so ist es im Bluthaushalt des Menschen: das Blut ist durch die Wärme rot und durch das Wasser wässerig; wäre es in seiner Wärme nicht zugleich auch wässerig, so könnte es nicht fließen, sondern würde ausdörren und wie eine Schuppe abfallen. Und wenn die Erde nicht wasserreich wäre, würde sie wie Spreu zerstäuben; sie könnte niemals diese eine ganzheitliche Schöpfung sein (*una integra creatura*). Daher hängt von diesen beiden Grundkräften die ganze übrige Schöpfung mit ab: ohne sie könnte keine Formation durchgestaltet

werden; wenn diese beiden nicht auf eine solche Weise ihre Verbindung zur Ganzheit eingehen würden, könnten auch die übrigen Gebilde nicht bestehen.

Gott hat ja den Menschen aus einem irdenen Lehm geschaffen, damit er durch den Geisthauch der Seele als eine wasserhaltige, feurige und luftartige Erde bestehe; so kann nämlich die Seele den Menschen mit Hilfe der vier Elemente in Bewegung versetzen: durch die Erde hat er Bestand als eine von Gottes Finger geformte Gestalt, durch das Wasser wird er gemischt, durch die Luft bewegt und mit dem Feuer durchgekocht. Der Körper hat Geschmack, der Geschmack den Genuß; die Seele hingegen besitzt ihr Verlangen, das Verlangen den Wunsch. Die Seele ist wie Feuer, der Leib wie Wasser, und beide haben zusammen ihren Bestand. So ist der Mensch Gottes Werk und Wirklichkeit (*homo opus Dei*). Auf diese Art und Weise muß die Seele jedes Werk, das ihr Leib fordert, in ihm verwirklichen; so ist die Seele verwirklichende Kraft (*operatrix*), während der Körper verlangende Kraft (*desiderat*) hat. Die Seele ist mächtiger als der Leib, weil sie sein Verlangen zur Ausführung bringt, wenngleich sie ohne ihren Körper zu keiner Leistung kommen könnte, in der sie doch den Menschen, dieses Gottes-Werk (*opus Dei*), durchdringt und zur Bewegung bringt; ja sie würde ohne ihren Leib überhaupt nicht da sein, wie auch der Leib mit Fleisch und Blut sich nur durch die Seele bewegen kann. Gleichwohl vermag die Seele ohne den Körper zu leben, nicht aber lebt ein Körper ohne Seele, und die Seele ist es, die am Jüngsten Tag ihr Gewand zurückfordert, um es dann nach ihrem Eigenverlangen zu beherrschen. So existiert der Mensch in zwei verschiedenen Naturen, mit Leib und Seele, wie auch das Fleisch nicht ohne Blut und das Blut nicht ohne Fleisch sein kann, die wohl in ihrer Natur recht verschieden sind; wie nun die Seele auf keine Weise ohne Leib sein kann, so auch Gott in keiner Weise ohne Werk (*opus*).

Dieses Sein Werk lag vor aller Ewigkeit und in der Ewigkeit ewiglich in Ihm verborgen, so verborgen, wie die Seele unsichtbar im Körper liegt. Die Seele nun vermag ohne Körper zu leben; nach dem Jüngsten Tag aber wird sie ihr Gewand von Gott zurückverlangen, um es wieder anzuziehen. So hat auch Gott, der vor aller Ewigkeit und in Ewigkeit Leben ohne Ursprung gewesen ist, in der Fülle der Zeit Sein Kleid, das ewiglich in Ihm verborgen war, angezogen. Auf solche Weise sind Gott und Mensch ein Einziges, so wie Leib und Seele; hat doch Gott den Menschen zu Seinem Bildnis und als ein Gleichnis Seines Wesens geschaffen. Wie aber jedes Ding einen Schatten wirft, so ist auch der Mensch der Schatten Gottes. Dieser Schatten ist das Offenbarwerden der Schöpfung, und der Mensch ist das offenkundige Zeugnis für den allmächtigen Gott in all Seinen Wundertaten. Er selbst ist Schatten, weil er einen Anfang hat. Gott aber hat nicht Ursprung noch Ziel. So ist alle himmlische Harmonie Spiegel der Gottheit; der Mensch aber ist Spiegel aller Wunderwerke Gottes.

Nach dieser Phase wachsen die Säfte und Phlegmata in ihm, je nachdem die Natur seines Samens gewesen war; je nachdem nämlich, ob Sommer-, Winterweizen oder Gerste ausgesät wurden, bringen sie gemäß der natürlichen Ordnung ihre Körner heraus. Genau so wie die überflüssigen Säfte so lange im Menschen zu mancherlei Auswüchsen und Gefährlichkeiten umgewühlt werden, bis sie sich endlich beruhigt niederlassen und in ihre entsprechenden Verhältnisse zurückkehren, so wird auch das Kind von der ersten Einpflanzung des Samens an in mancherlei Wechselfällen hin und her geworfen, bevor der Lebensgeist in ihm rege wird und in der richtigen Weise in ihm zu wirken beginnt. Wenn dann der Samen des Mannes an die rechte Stelle gekommen ist, so daß er nun zur Ausgestaltung eines Menschen geformt werden muß, wächst aus dem Monatsblut der Frau eine Haut (pellicula) wie ein kleines Gefäß um diese Gestalt und hält sie fest und umgibt sie, daß sie nicht mehr hin und her bewegt werden und fallen kann; denn jetzt hat sich das geronnene Blut dort angesammelt, so daß die kleine Gestalt in seiner Mitte liegt wie ein Mensch im Gemach seines Hauses. In ihm hat sie auch ihre Wärme und ihre Hilfe und wird in ihm durch das schwarze Blut der weiblichen Leber bis zum Zeitpunkt der Geburt ernährt.

Das Kind liegt in diesem Gefäß so lange verborgen, bis die Vernunft in ihm zur vollen Ausbildung gekommen ist und herausbrechen will. Daher will und darf es nicht länger eingeschlossen bleiben und schweigen; ein Kind im Mutterleib kann ja nicht schreien.

Wenn aber die Geburt unmittelbar bevorsteht, wird das Gefäß, in das das Kind eingeschlossen ist, zerrissen und die gleiche Kraft der Ewigkeit (vis aeternitatis), die Eva aus Adams Seite nahm, kommt schnell herbei und ist zur Stelle, um alle Winkel seiner Behausung im weiblichen Körper aus ihrer alten Lage zu werfen. Alle Verbindungen im weiblichen Organismus kommen dieser Kraft entgegen, nehmen sie auf und öffnen sich ihr. Während das Kind nun austritt, verhalten sie sich so, und danach schließen sie sich wieder und nehmen die alte Lage ein. Die Seele des Kindes aber spürt während dieses Austritts die Kraft der Ewigkeit, die sie gesandt hat, und sie freut sich unterdessen. Nachdem aber das Kind ausgetreten ist, schickt es sofort einen klagenden Schrei aus, weil es die Finsternis der Welt spürt. Denn wenn Gott die Seele in den menschlichen Leib schickt, ist das Bewußtsein (scientia) in ihr, als ob sie schlief. Hat sie aber ihren Körper betreten, wird dies Bewußtsein in ihr aufgeweckt, indem es sich in Fleisch und Gefäße einfügt.

Steht die Geburt des Menschen nahe bevor, so daß die göttliche Macht den Verschuß der mütterlichen Gebärmutter öffnet, dann fühlt das Kind die Kraft Gottes an der Stelle; in seiner Seele wird das Bewußtsein sich erheben zum Lernen und zum Begreifen, und zwar jedes auf eine vollendete Weise, wenn sie dazu durch eigenen Wunsch und selbständiges Verlangen angeregt wird. Denn wenn der Mensch irgendeine Wirklichkeit (opus) oder eine Kunstfertig-

keit (ars) nach Wunsch und Verlangen wissen will, dann durchtränkt der Heilige Geist mit Seinem Tau die Grünkraft des Wissens (viriditas scientiae); darum kann er nämlich lernen und fassen, was er begreifen will. Wie nämlich Vater und Mutter ihrem Kinde Antwort geben, wenn es etwas von ihnen erbittet, so hilft auch der Heilige Geist der Wissenskraft (scientia) des Menschen bei jeglichem Kunstwerk, wenn nur der Mensch mit allem Eifer und Verlangen und aller Mühe es zu erlernen sucht. Wendet der Mensch sich aber einem bösen Werke oder einer schlechten Kunst zu, um diese erlernen zu wollen, dann bläst der Teufel, sobald er das merkt, das Wissen des Menschen mit seiner Verkehrtheit und seiner List an, damit er dies Böse, das er zu lernen begehrt, rasch lerne; hat doch der Mensch ein Wissen vom Guten wie vom Bösen.

Wenn dann das Kind aus dem Mutterleib ausgetreten ist, ist es alsbald bewegungsfähig, rührt sich und bewegt sich, schwitzt auch und hat die verschiedenartigen Phlegmata und Säfte in sich, die sich nunmehr verhalten je nach der Natur der mit der Geburt gegebenen Säfteanlage und der fortan möglichen Zu- und Abnahme durch die aufzunehmenden Speisen und Getränke.

Sobald aber das Weib den männlichen Samen empfängt und dieser in ihm zu wachsen beginnt, wird auch durch die nämliche Naturkraft das Blut der Frau nach oben zu den Brüsten hingeleitet; der Stoff, der aus Speise und Trank entstehen sollte, wird in Milch umgewandelt, damit das im Mutterleib reifende Kind damit genährt werden kann. Im gleichen Verhältnis, wie das Kind im Leibe seiner Mutter wächst, vermehrt sich auch die Milch in ihren Brüsten, damit das Kind dadurch gestillt werde.

*Ein großes Geheimnis tut sich auf: Die Schöpfungskraft der Ewigkeit (vis aeternitatis) erweist sich zeugungsfähig im Geschöpf; ein neues Leben, anheimgegeben menschlicher Mütterlichkeit, tritt an das Licht der Welt. Die sonst so stark vorwaltenden Elemente treten hier zurück. Die sachliche Beschreibung wird maßgebend. Bei aller Diskretion treten oft derbe, aber durchaus angemessene Bilder hervor, ohne daß hiedurch das Mysterium des Ursprungs verletzt werden könnte. „Sage mir doch, o Mensch“, fragt Hildegard im „Scivias“ (400 D), „was warst du, als du noch keinen Leib und keine Seele hattest? Du weißt nicht einmal, wie du selbst geschaffen wurdest, und du willst Himmel und Erde erforschen! Du willst ihre Harmonie und die Einrichtungen Gottes vor dein Gericht ziehen und das Höchste wissen, während du nicht einmal das Geringste zu beurteilen verstehst.“*

*Beim Zeugungsakt mischt sich männlicher Samen mit weiblichem Blut, gerinnt zu einem Blutklumpen, der sich einfleisch und zu einem ersten gegliederten Gewebe wird. Die Ausgliederung der menschlichen Gestalt geschieht also aus einer Blut-Samen-Gerinnung. Die Eltern tragen dabei nicht nur das Erb-*

gut weiter, sondern haben auch durch die Art und Weise ihrer Begattung einen Einfluß auf das Kind. Gott läßt zu, daß unter pathologischen Bedingungen das kranke Erbgut weitergetragen wird und daß Mißbildungen entstehen, „damit solche Krüppel durch die Fürbitte Meiner Auserwählten der Gesundheit zurückgegeben und Mein Name um so glühender von den Menschen verherrlicht werde“ (424 C).

Die Entstehung eines Menschen wird in einer Geburtsszene des „Scivias“ (Tafel V, Vis. I, 4) anschaulich zur Darstellung gebracht. Im Vordergrund liegt die Gebärende auf der rechten Seite, Kopf und Schultern sind zweckentsprechend unterstützt, der rechte Arm ist angewinkelt. Im Mutterleib sieht man den Embryo in Querlage. Um das Geburtslager sind zehn Personen mit Gaben für den neuen Menschen getreten, in die der Teufel zum Teil verderbbringende Substanzen schüttet. Diese Figuren tragen in der „Scivias“-Schau Milch in Tongefäßen. Daraus soll Käse bereitet werden. Es sind sowohl Männer als auch Frauen, die in ihren Leibern Menschensamen tragen und damit die Erbsubstanz verwalten, die den Lebensstrom durch die Generationen weiterträgt. Das Bild ist biblischen Ursprungs. Bei Hiob 10, 9—11, heißt es: „Gedenke doch, daß Du mich aus Lehm gemacht hast und wirst mich wieder zu Erde machen? Hast Du mich nicht wie Milch hingegossen und wie Käse gerinnen lassen? Du hast mir Haut und Fleisch angezogen; mit Knochen und Adern hast Du mich zusammengefügt.“ Wenig später folgt dann Hiobs Klage: „Warum hast Du mich aus dem Mutterleib kommen lassen?“

Ein Teil dieser Milch war fett; daraus wurde fetter Käse. Der Samen war also recht durchgekocht und ausgeglichen und erzeugte tatkraftvolle Menschen. Gesundes und gediegenes Erbgut wurde weitergegeben: „In Klugheit und Discretion meistern diese Menschen das Leben und bleiben in ihren Werken sichtlich vor Gott und den Menschen. Der Teufel findet in ihnen nicht seinen Ort.“

Andere Milch war dünn und ließ einen faden Käse gerinnen. Dem entspricht der kraftlose Samen, der nicht richtig durchgekocht ist und schwächliche Menschen erzeugt. „Töricht, ohne Entschlußkraft, werden sie unnütz vor Gott und der Welt in ihren Werken erfunden. Auch suchen sie Gott nicht mit mannhafter Tat.“

Wieder andere Milch war mit Fäulnis (tabes) durchmischt, und der Käse ward bitter. Dem entspricht der Mensch aus schwachem Samen, der unter sündhaften Bedingungen zur Empfängnis kam; er bringt mißgestaltete Geburten hervor. Es sind dies Menschen, „die, häufig von Bitternis und Herzensschwere niedergedrückt, ihr Gemüt nicht zu Höherem zu erheben vermögen“. Gleichwohl können sie brauchbare Menschen werden; sie haben freilich viel mitzumachen, und Gott nimmt sie in eine harte Schule. Doch bringt er sie durch und führt sie zum Heil, wie es im Deut. 32, 39 geschrieben steht: „Ich töte und mache lebendig, schlage und heile, und niemand ist, der Meiner Hand entrinnen kann.“

Auf unserer Geburtsszene ist weiterhin das Kind in voller Gestalt in den Mutterleib eingezeichnet worden, womit lediglich das gesamte Embryonalstadium vorweggenommen wird. Eine feurige Kugel fällt aus dem Licht des ewigen Wissens der Gottheit und strömt über auf die kleine Menschengestalt. Ist doch die Seele nicht etwa Teil der Eltern, sondern unmittelbar aus dem Licht der göttlichen Augen-Blicke (Kreatianismus); sie hat keine Teile, keinen Raum und keinerlei Gliederung. Sie erfüllt das Herz und berührt das Gehirn, und sie ergießt sich dann durch alle Organe; „denn sie ist es, die dem Mark, den Adern und allen Teilen des Leibes die Lebenskraft verleiht, ähnlich wie der Baum aus seiner Wurzel allen Zweigen Saft und Kraft mitteilt“ (425 A). Nunmehr aber regt sich die kleine Gestalt in erwachender Lebensbewegung: die Frucht ist beseelt.

Der Zeitpunkt der Beseelung wird von Hildegard nur angedeutet. Im Kopenhagener Codex heißt es: „nach Gottes Willen und planvoller Einrichtung“. „Scivias“ führt an: „nach angemessener, göttlich verfügter Zeit“. Das Berliner Fragment äußert sich ausführlicher: „Wenn das Weib den empfangenen Samen vor der Belebung wieder ausstößt, dann ist diese Frucht fleischliches Gewebe, aber kein Mensch, da es den Geist noch nicht empfangen hat. Wenn aber der Samen den Geist im Mutterleibe bereits empfangen hat und die Frau macht dann eine Fehlgeburt durch, dann wird die im Mutterleib abgestorbene Frucht bei der Auferstehung als ein vollständiger und vollkommener Mensch auferstehen“ (B IV, 39).

Die vermutlich in den ersten Schwangerschaftsmonaten eingegossene Seele ist feuriger Natur, kocht mit Hilfe der Elemente den werdenden Menschen durch und bringt ihn zur Ausreifung. „Die Seele des Menschen ist von der Art des Feuers: sie erwärmt und belebt den ganzen menschlichen Organismus“ (886 D). Die Lebenswärme spielt in dieser frühen Entwicklung eine große Rolle; sie entstammt der Feuernatur der Seele, „weshalb sie auch Bestimmungen, die sie dem Herzen zuweist, durchwärmt und zu einer Einheit kocht“ (823 B). Unterstützt soll sie werden durch das Blut der weiblichen Leber, womit wahrscheinlich die fetalen Prozesse gemeint sind, die von der Placenta, die man auch als „Hepar matricis“ bezeichnete, ausgehen.

„So ist die Seele eine lebendige Existenz und ein lebendiges Feuer-Werk im Leibe; der Körper aber ist ein geschaffenes Werk“ (816 A). „Seele ist die Grünkraft des Fleisches, weil der Leib des Menschen durch sie wächst und gedeiht, wie auch die Seele durch die Feuchtigkeit fruchtbar wird“ (818 C). „Auf solche Weise hat die vernünftige Seele eine gewisse Grünheit in ihrem Vermögen, mit welcher Grünkraft sie die Weichheit der Gewebe und die Derbheit der Knochen und alle Gefäße durchdringt; wie Waffen durch die Härte des schneidenden Stahls eine größere Festigkeit gewinnen oder wie Brot auf dem Herdfeuer gebacken wird: genau so werden die Leistungen des Körpers im brennenden Eifer der Seele vervollkommnet. Die Seele hält dabei ihren Leib voller Liebe,

wie der harte Teil der Erde den weichen Teil hält, und sie vollzieht all ihre Werke mit ihm in unzertrennlicher Einheit, wie auch das Weib seinem Manne, von dem es nicht mehr getrennt werden kann, anhängt, weil die beiden eins in einem Fleische geworden sind<sup>a</sup> (844 B).

Der Geburtsakt selbst wird mit der ersten Schuld des Menschen in Zusammenhang gebracht und auf die letzte kosmische Katastrophe ausgeweitet, dann aber ganz natürlich und physiologisch ausgedeutet. Das ganze Gefüge des weiblichen Organismus stellt sich diesem starken Eingriff zur Verfügung; es ist also nicht bloß eine Leistung des Geburtsapparates: alles geht aus den Fugen und öffnet sich; die Glieder lockern und lösen sich, der ganze Organismus ist gespannt, bis endlich die ewige Kraft eingreift und die Ausstoßung der Frucht fördert. Das Austreten wird als „exitus“ bezeichnet; damit mag wohl auf die Vorgänge beim Sterben hingewiesen sein. Jene „vis aeternitatis“, die in der Schöpfung ihr Werk begonnen hatte, die Mann und Frau bei ihrem Geschlechtswerk zur Verfügung steht, gibt auch bei diesem Geburtsakt ihre entscheidende Hilfe (*adjutorium*). Haben wir eine einfachere Erklärung für die komplizierten Triebkräfte im Geschlecht, beim Keimen, bei der Austreibung der Fruchtwalze? Unsere hormonalen und neuralen Steuerungsvorstellungen sind doch auch nur Deklarationen eines Sachverhaltes, der selber dabei nicht klarer wird, und sie besagen nicht viel mehr als die Hilfssysteme dieser Säftelehre.

Auch im weiteren Geschehen sieht Hildegard einheitlich gelenkte Vorgänge, die über eine „vis naturalis“ laufen und Konzeption, Gravidität und Laktation nach einem sinnvollen Prinzip regulieren.

Die Milch entsteht auf natürlichem Wege aus der Nahrung, vermehrt sich mit der wachsenden Frucht und wird durch den Saugakt in Gang gehalten. Damit stellt sich Hildegard gegen die vorherrschende Meinung, daß die Milch nur verwandeltes Blut sei, das durch Luftzufuhr weißlich werde und das sich aus der mangelhaften Menstruation erklären sollte.

Alles Werden des natürlichen Menschen bleibt für die Heilige das Symbol seiner geistigen Existenz: „Wie nämlich das Menschengebilde zunächst durch die Liebe gestaltet wird, so daß es ‚Mensch‘ genannt wird, so wird der Geist des Menschen vor den Augen Gottes nachher im Wasser belebt: Gott zeugt ihn durch Sein Erkennen in das Erbe des Lebens“ (464 D).

## VOM GESCHLECHTLICHEN VERHALTEN

VOM GESCHLECHTSVERKEHR / DIE SEXUELLE  
KONSTITUTION / VON DER  
GESCHLECHTSLUST / MÄNNLICHE  
SEXUALFUNKTIONEN /  
GESCHLECHTSTYOLOGIE DES MANNES /  
WEIBLICHE SEXUALFUNKTIONEN /  
GESCHLECHTSTYOLOGIE DER FRAU

Das Weib steht so lange unter der Dienstbarkeit des Mannes, bis sie zu einer Einheit werden; dabei deutet die Frau auf die Vereinigung des männlichen Samens mit dem weiblichen Blut hin, wodurch sie ein einziges Fleisch werden. Sobald der Samen des Mannes an seine Stelle fällt, nimmt das weibliche Blut diesen mit allem Verlangen seines Liebesvermögens auf und saugt ihn in sich hinein, gleichermaßen wie ein Atemzug etwas in sich hineinschlürft. Auf diese Weise vermischen sich weibliches Blut und männlicher Samen: Es entsteht daraus zunächst ein blutartiges Gemisch, durch das dann auch die Gewebe des betreffenden Weibes genährt werden, wachsen können und zur Entwicklung kommen. Daher ist wirklich die Frau ein Fleisch mit dem Mann und eben durch diesen Mann geworden. Andererseits wird auch die fleischliche Materie des Mannes durch die Erhitzung und durch den Schweiß der Frau innen und außen durchgekocht; so nimmt auch er vom weiblichen Schaum und Schweiß wirklich in sich auf. Sobald nämlich die Kraft seines männlichen Begehrens in die äußerste Erregung gerät, wird sein Blut dünnflüssiger, verströmt leichter und wird wie in einer Mühle herumgewühlt, wobei es etwas vom Schaum und Schweiß des Weibes in sich aufnimmt; hierbei wird also auch seine leibliche Substanz mit der des Weibes gemischt, so daß er ebenfalls mit ihm und durch es ein Fleisch wird. Wenn nun aber Mann und Frau solchermaßen ein Leib geworden sind, empfängt die Frau von diesem Manne leicht eine Frucht, vorausgesetzt, daß sie fruchtbar ist. Daß aber überhaupt ein Mann und eine Frau dermaßen eine einzige leibliche Substanz werden und sein können, hat seine Erklärung im Ursprung des Weibes, da es als Leib aus der leiblichen Seite des Mannes hervorgegangen war: nur deshalb können Mann und Frau beim Zeugungsakt in Blut und Schweiß dermaßen zu einem Einigen zusammenfluten. Die Kraft der Ewigkeit aber, die das Kind aus dem Mutterleib herausleitet, macht auch Mann und Frau so zu einem Fleisch.

Wenn Mann und Frau, ihre rechtmäßige Bindung vergessend, sich im Brand der Leidenschaft einem fremden Verkehr zuwenden, so daß es in ungerechter Verbindung zu einer Vereinigung mit einem Fremden kommt, dann verbindet der Mann sein Blut, das doch das Blut seiner rechtmäßigen Gattin ist, mit einer fremden Frau; gleichermaßen hat die Frau ihr Blut, das auch das Blut ihres rechtmäßigen Gatten ist, mit einem fremden Manne verbunden. Dadurch werden die Kinder, die von solchen rechtmäßigen wie unrechtmäßigen Gatten oder rechtmäßigen wie unrechtmäßigen Gattinnen erzeugt werden, häufig unglücklich sein, weil sie sowohl aus verschiedenartigen Gesinnungen wie auch aus verschiedenartigem Blut den Ursprung ihrer Empfängnis genommen haben. Aus diesem Grunde heißen solche Eltern vor Gott Übertreter der rechten Einrichtung, die Gott mit Adam und Eva festgelegt hat. Und gleicherweise, wie Adam und Eva mit der Übertretung des Gebotes sich und all ihre Nachkommen dem Tode preisgegeben haben, beflecken auch diejenigen, welche auf solche Weise eine göttliche Einrichtung mißachten, sich selbst und überdies noch jene, die aus dieser Verbindung entsprungen sind; sie schicken sie hinaus in ein unglückliches Dasein, weil die Vernunft in ihnen befleckt ist und weil sie in ihrer Haltung sich mit dem unvernünftigen Vieh gemein gemacht haben.

Wenn ein Weib, das schon empfangen hat, sich bald darauf dazu hergibt, daß ein anderer Mann ihr naht, dann kann es geschehen, falls sein Samen dünnflüssig ist, daß sich Schweiß und Hitze jenes ersten Mannes mit diesem vermischen; infolgedessen wird der Samen gewissermaßen wie durch einen fauligen Wind beschmutzt, wie es auch geschieht, wenn einer der gerinnenden Milch noch eine Flüssigkeit zugießt und diese dadurch verdirbt.

Ein Mensch, bei dem das Trockene, das heißt das Feuer, überwiegend vorhanden ist, wird einen schwerfälligen Geist zum Erlernen von Kunstfertigkeiten mitbringen; wenn er sie aber einmal erlernt hat, wird er sie kraftvoll mit seiner Beständigkeit zu halten vermögen. Bei wem aber das Feuchte, das heißt die Luft, im Übermaß vorherrscht, der wird einen leichten Geist zum Erlernen der Künste haben; aber er wird nicht beständig in seiner Wissenschaft bleiben, weil er das Erlernte recht bald wieder der Vergessenheit anheimgeben wird. Bei wem der Schaum, das heißt das Wasser, übermäßig einwirkt, der wird zwar einen raschen Geist zum Erfassen der Künste besitzen, wenn er sie jedoch zu einer höheren Vollkommenheit führen soll, wird er sie schon bald zu beherrschen glauben, während er in Wirklichkeit noch nichts weiß. Dabei wird er in ihrer Ausübung letztlich versagen, weil er sie nicht in ein Vollkommenes zu reißen versteht. Wenn aber bei einem das Lauwarme, das heißt die Erde, überwiegt, wird er einen schwierigen und schwerfälligen Geist zum Erlernen der Künste besitzen; selbst wenn solch einer sich mit viel Mühseligkeiten etwas angeeignet hat, wird er es wegen der Schwerfälligkeit seines Geistes nicht zu halten vermögen. Aus diesem Grunde wird ein solcher, vom

Überdruß übermannt, da er doch nichts behalten kann, häufig lieber gänzlich auf das Erlernen verzichten und auch das, was er schon gelernt hatte, wieder wegwerfen. Gleichwohl kann unter diesen Leuten manchmal einer recht verständlich sein für die irdischen Angelegenheiten und die weltlichen Geschäfte.

Die Gefäße, die um die Leber und die männlichen Baueingeweide liegen, treffen in den Geschlechtsorganen zusammen. Wenn nun der Geschlechtswind vom Mark des Mannes aufbricht, fällt er in die Gegend seiner Lenden ein und erregt im Blut einen Geschmack der Lust. Weil diese Stelle an den Lenden recht eng und schmal und verschlossen ist, kann jener Wind sich hier nicht genug verteilen. Um so heftiger brennt er in der Begierde, so sehr, daß der Mann in dieser seiner leidenschaftlichen Glut sich selbst vergißt und sich nicht mehr enthalten kann, den Schaum seines Samens herauszuschleudern. Wegen dieser engen Verhältnisse in der Lendengegend brennt das Feuer der Begierde um so heftiger, wenngleich seltener, als es bei der Frau der Fall ist. Um ein Beispiel anzuführen: Es ist so, wie wenn ein Schiff von mächtigen Wogen, aufgepeitscht durch heftigen Wind und stürzende Flut, bedroht wird, so daß es sich nicht halten und nicht mehr bestehen kann. Genau so schwierig wird es für die Natur des Mannes sein, sich im Sturm der Leidenschaft zu enthalten und zu beruhigen. Bei einem Wellenspiel jedoch, das sich auf mäßigere Winde hin erhebt und in einem Winde, der mit geringerer Wucht weht, kann ein Schiff, oft freilich nur mühsam, gleichwohl gehalten werden. So nämlich ist des Weibes Natur in seiner Leidenschaft, die leichter gebändigt werden kann als die Naturkraft der männlichen Geschlechtslust. Denn des Mannes Leidenschaft gleicht einem Feuerwerk, das bald gelöscht und bald wieder entfacht wird, weil ein Brand, der fortwährend glühen würde, zu vieles verzehren müßte. So erhebt sich also die Leidenschaft im Manne nur bisweilen und fällt dann wieder ab, weil bei fortwährendem Brennen der Mann sie einfach nicht ertragen könnte.

Es gibt nun Männer mit einer besonders männlichen Geschlechtskraft; sie haben ein kräftiges und derbes Gehirn; die äußeren kleinen Gefäße, welche seine Haut zusammenhalten, sind leicht rötlich gefärbt. Auch die Farbe ihres Gesichtes ist mehr rot, so wie man es auf gewissen Bildern sehen kann, die rötlich koloriert sind. Sie haben derbe und kräftige Gefäße, die ein heißes Blut von wächserner Farbe führen. Um die Brust herum sind sie gedrungen gebaut und haben starke Arme. Dabei sind sie aber nicht besonders fett; die kräftigen Gefäße, das heiße Blut und die starken Glieder lassen es nämlich nicht zu, daß ihre Gewebe durch zu viel Fett aufgeschwemmt werden. Der Geschlechtswind aber, der sich in den Lenden dieser Männer aufhält, ist mehr feuriger als windiger Natur. Ihm beigegeben sind zwei zeltartige Gebilde, in die er bläst wie in eine Esse. Diese beiden Organe umgeben den Stamm aller männlichen Kräfte und sind ihm eine Hilfe (adjutorium); so baut man ja auch

kleinere Gebäude als Bollwerk um einen Turm. Und deshalb sind ihrer zwei, damit sie um so kräftiger den besagten männlichen Stamm umgeben, festigen und aufrichten können, ferner aber auch, damit sie um so besser und angepaßter den angeführten Wind aufnehmen, an sich ziehen und um so angemessener ihn wieder herauslassen können, ganz wie zwei Blasebälge, die passend das Feuer schüren. Daher halten sie auch, wenn sie einmal den Stamm in seiner Mächtigkeit aufgerichtet haben, diesen um so sicherer fest; so vermag denn dieser Stamm in der Erzeugung von Nachkommenschaft zu blühen.

Als Adam durch sein Vergehen gleichsam geblendet wurde und wie betäubt ward, da ging auch diese Zeugungskraft mit ihm in die Verbannung (exilium) und verlegte sich in ein anderes Organ. Gewissermaßen heimlich ist sie an die obenerwähnten Geschlechtsteile hingeflüchtet, und an diesem Ort blieb sie.

Jene Männer aber, die wir oben angeführt haben, sind für sich selbst recht klug und gefürchtet bei anderen. Sie lieben den Beischlaf mit Frauen und sind bemüht, anderen Männern aus dem Wege zu gehen und ihnen auszuweichen, weil sie eine größere Neigung zu Frauen als zu Männern haben. Denn sie haben so sehr ihr ganzes Liebesverlangen auf weibliche Formen und die Verbindung mit ihnen gerichtet, daß sie sich ihrer nicht zu enthalten vermögen. Ihr Blut entzündet sich zu mächtiger Glut, sobald sie nur eines Weibes ansichtig werden oder etwas von einem solchen zu hören bekommen oder auch sich nur in Gedanken vor Augen führen. Gleichsam wie Pfeile halten sie die Augen auf den weiblichen Liebesgegenstand geheftet, sobald sie ihn erblickt haben; in ihren Ohren entsteht ein gewaltiges Brausen, sobald sie nur etwas von ihnen vernehmen; selbst in ihrer Gedankenwelt herrscht eine solche Sturmflut, die nicht mehr beherrscht werden kann und die über das Land hereinbrechen muß. Solche Männer sind wahrhaftig Männer, und man heißt sie auch Meister der Fruchtbarkeit, weil sie sich im Zustand geschlechtlicher Erregung immerfort als fruchtbar erweisen und zu mancher Nachkommenschaft gelangen, ähnlich wie ein Baum, der mit reichem Geäst sich weithin verzweigt. Wegen der gewaltig ihnen einwohnenden feurigen Kraft beim Beischlaf verhalten sie sich wie Pfeile. Wenn sie Verkehr mit Frauen haben, sind sie gesund und munter; wenn sie ihn aber entbehren müssen, dann dörren sie in sich selber aus und schleichen dahin wie Sterbende, es sei denn, daß sie unter wollüstigen Träumen oder Gedanken oder bei perversen Handlungen auf eine andere Weise den Schaum ihres Samens ergießen können. Dabei mögen sie wohl schon einmal von der Glut des Geschlechtsbegehrens dermaßen überfallen werden, daß sie sich einer Kreatur ohne Empfindung und ohne Lebendigkeit nähern und sich dermaßen mit ihr oder an ihr von innen her aufwühlen, bis sie schließlich in solcher Erregung, in der Notwehr gewissermaßen und zur Erleichterung, den Schaum ihres Samens loswerden — völlig erschöpft von der Leidenschaftlichkeit und Qual dieses Brennens, das sie beherrscht; denn die Enthaltensamkeit fällt solchen Männern recht schwer. Wenn diese Naturen, aus der Notwendig-

keit heraus oder aus Scham oder Furcht oder von der Liebe zu Gott bewogen, die Frauen freiwillig zu meiden wünschen, dann müssen sie sie wie Gift meiden und sollen vor ihnen flüchten, weil es ihnen zu schwer fällt und weder Schamgefühl noch der Wille zur Enthaltensamkeit sie davon abhalten können, die Frauen zu umarmen, wenn sie ihrer ansichtig werden.

Die Nachkommen solcher Menschen haben oft rauhe Sitten, sind unenthaltensam in der Leidenschaft und so verkehrt in ihrer Lebenshaltung zu den üblichen menschlichen Gesittungen, wie eine mißglückte Figur es ist, die, im Vergleich zu einer wohlgefälligen Form aus einem schönen Holze, aus einem ungeformten und in der Flamme halbverkohlten Holzklotz gemacht wurde. Man muß nämlich bedenken, daß oft ein teuflischer Einfluß bei ihrer Verbindung beteiligt ist, wenn sie so aus dem Überschuss ihren Samen verschleudern. Gleichviel können von ihnen, wenn sie sich auf eine richtige und gemäßigte Art im Liebesfeuer der Umarmungen verhalten, auch recht kluge, brauchbare und sehr rege Kinder abstammen, auch solche, die mannhaft im Gesichtsausdruck und von wohlgefälliger Schönheit sind.

Es gibt andere Männer, deren Gehirn ist warm, ihre Haut hat ein liebenswertes Kolorit mit einem Gemisch von Weiß und Rot; ihre Gefäße sind fettig und blutreich, das Blut selbst ist trocken und von der rechten roten Farbsubstanz. Ihr Säftehaushalt hat eine erfreuliche Ausgeglichenheit, nicht bedrückt durch Schwarzgalle oder eine besondere Schärfe; die Bitterkeit der Melancholie bleibt ihnen fern und fremd. Weil ihr Gehirn warm und das Blut recht ist und weil die Säfte unter keinem Druck stehen, ist ihr Körpergewebe über den ganzen Leib fest verteilt. Jene Veranlagung aber, die in ihren Schenkeln liegt, ist mehr windhaltiger als feuriger Natur; deshalb können solche Männer Enthaltensamkeit üben. Das Mehr an Wind in ihren Geschlechtsorganen mäßigt und bändigt nämlich die feurige Kraft in ihnen. Und wenn auch dieser Wind mitsamt seinem feurigen Anteil einmal über die beiden zeltartigen Organe in ihnen hereinbricht, so können sie doch ihre geschlechtlichen Pflichten in Ehren und mit einer besonnenen Liebe ausführen, und zwar so, daß ihr Stamm auf eine ehrenhafte Weise zu jenem blühenden Zustand aufspriest. Deshalb spricht man von ihnen wie von einem güldenen Bauwerk in der geschlechtlichen Umarmung. Die Vernunft in ihnen spürt nämlich ihre Herkunft, und deshalb herrscht Mäßigkeit in ihnen vor und eine menschliche Haltung. Solchen Männern steht es zu, sich nach rechter Mannesart zu vermählen, da ja eine weibliche Natur sanfter und zärtlicher ist als die Art des Mannes. Mit Frauen können sie einen ehrenhaften und fruchtbaren Umgang haben; sie können sich ihrer auch enthalten und sie mit freundschaftlichen und maßvollen Blicken anschauen. Die Augen solcher Männer kommen mit denen der Frauen durchaus in einen guten Einklang, wo doch die Augen jener anderen wie Pfeile auf sie gerichtet waren und wo jener Gehör wie ein Sturmfluten



sich den Frauen gegenüber verhielt, behalten diese ein feines Lauschen wie vom Klang einer Zither; wo jener Gedanken wie Unwetter aufbrachen, werden diese einsichtsvolle Liebhaber in aller Ehrenhaftigkeit genannt. Oft haben auch sie manche Pein auszuhalten, wenn sie nach Kräften sich zu enthalten versuchen; aber in ihnen herrscht jene gezügelte Klugheit vor, in der die Frauen so gewandt sind, eine Klugheit, die aus diesem weiblichen Element ihre schöne Selbstbeherrschung entnimmt; sind sie doch im Besitz einer einsichtsvollen Verständigkeit.

Ihre Kinder sind zufrieden und glücklich. In all ihrem Tun sind sie tüchtig und rechtschaffen, bleiben frei von Neid, weil der Wind und das Feuer aus den elterlichen Zeugungsorganen ihnen die rechte Mischung mitgaben; kann doch das Feuer beim Aufflammen sich des Windes nicht bemächtigen, wohl aber der Wind des Feuers Kraft bändigen. Deshalb werden solche Kinder brauchbare Menschen.

Obenerwähnte Männer sind, wenn sie ohne Frauen bleiben, ruhmlos wie ein Tag, der keine Sonne hatte. Wie aber Früchte während eines solchen sonnenlosen Tages vor dem Vertrocknen bewahrt bleiben, so verhalten sich auch diese Männer, wenn sie ohne Frauen bleiben, in beschatteter und gedämpfter Stimmung; in der Gemeinschaft mit Frauen aber sind sie so fröhlich, wie ein klarer Tag es ist, an dem die Sonne lacht.

Weil sie in ihren Blicken, ihrem Hören und Denken milder gestimmt sind, ergießen sie öfter als die anderen einen mehr wäßrigen und nicht recht durchgekochten Samen, was ihnen sowohl im Wachen als auch während des Schlafes passieren kann. Leichter als jene anderen lösen sie sich damit von der Liebesglut der Begierde, sei es spontan oder mit Hilfe anderer Umstände.

Eine weitere Gruppe von Männern gibt es, deren Gehirn ist fetthaltig, Hirnhaut und Gefäße sind wirr geformt; ihre Gesichtsfarbe ist düster, wobei ihre Blicke mitunter flammend und wie der Blick von Schlangen sein können. Ihr Gefäßsystem ist derb und festgefügt, ihr Blut dunkel und trocken, die Weichteile stark und zäh, der Knochenbau ungeschlachtet. Ihr Mark ist zwar nur mittelmäßig entwickelt, doch vermag es so heftig zu brennen, daß sie im Verkehr mit Frauen unenthaltbar sind und sich wie Tiere und Vipernzeug benehmen. Der Wind in ihren Geschlechtsorganen hat drei charakteristische Verhaltensweisen: einmal ist er feurig, dann aber auch windartig und schließlich mit dem Rauch aus der Schwarzgalle untermischt; so können sie kein richtiges Liebesverhältnis zu irgend einem Wesen haben. Davon werden sie verbittert, habgierig und voller Torheiten, auch voll von überschüssiger Leidenschaft. Beim Verkehr mit Frauen sind sie ohne Maß und verhalten sich wie die Esel. Wollen sie aber von der Wollust zuweilen Abstand nehmen, werden sie leicht krank im Kopf oder gar wahnsinnig. Können sie jedoch diese Wollust im Verkehr mit Frauen auslassen, bleiben sie frei von solchen

Kopfkrankheiten. Gleichwohl ist der Beischlaf, den sie doch mit ihren Frauen besonnen ausführen sollten, wild und widerwärtig und von einer lebensgefährlichen Art, indem sie sich nämlich benehmen, als seien sie reißende Wölfe. Manch einer von ihnen verkehrt allerdings auch trotz der Kraft seiner Gefäße und des brennenden Dranges in seinem Marke gerne auf eine menschliche Weise mit den Frauen; dennoch behält er instinktiv noch einen Haß auf ihr Geschlecht. Einige von diesen Männern können das weibliche Geschlecht meiden, weil sie keine Liebe empfinden und die Weiber nicht mögen; indes bleiben sie im Herzen gleichwohl scharf wie ein Löwe und legen die Sitten eines Bären an den Tag. Derartige Charaktere können recht brauchbar und verständig in ihrer Hände Arbeit sein, und sie schaffen auch gerne. Wenn der Wind der Wollust über die beiden Geschlechtsorgane dieser Männer fällt, kommt er mit solcher Maßlosigkeit und dergestalt plötzlicher Bewegung, daß er einem Sturm gleicht, der mit einem Schlag das ganze Haus erbeben läßt; er richtet den Stamm mit solch tyrannischer Gebärde auf, daß dieser Stamm, der doch wie eine Blume erblühen sollte, in widerlicher Weise und viperngleich sich verdreht. Auch tragen sie die Bösartigkeit und todbringende Kraft von solchem Vipernzeug in ihrem Zeugungsakt, wobei wohl bei der Leidenschaft solcher Männer ein diabolischer Einfluß mit im Spiele sein dürfte; wenn sie nämlich könnten, würden diese Männer beim Verkehr eine Frau zu Tode bringen, weil nichts von der Zärtlichkeit eines liebenden Begehrens und der Innigkeit der Umarmung bei ihnen zu spüren ist.

Aus diesem Grunde haben ihre Söhne und Töchter oft eine teuflische Hinfälligkeit in ihrer sittlichen Anlage und Lebensführung, weil sie ohne Liebe gezeugt wurden. Ihre Nachkommen sind vielfach recht unglücklich; sie sind nicht offen im Umgang. Daher erhalten sie auch keine Liebe von ihren Mitmenschen, noch haben sie selber Neigung zu geselligem Verkehr, zumal sie sich mit fortwährenden Phantasiegebilden in sich selbst erschöpfen. Wenn sie dann zu Menschen kommen, sind sie schon voll Haß und Mißgunst und voll verkehrter Gesinnung und finden keine Freude mehr an einer Gesellschaft. Gleichwohl sind einige von ihren Kindern klug und werden brauchbare Glieder der Gemeinschaft; doch erweisen auch sie sich, bei aller Nützlichkeit, als zu schwerfällig und zu widersprüchlich, so daß sie weder Liebe noch Ehren finden; gleich einem unedlen Gestein, das glanzlos herumliegt, bleiben sie wie ausgetilgt und werden neben anderen glänzenden Steinen nicht beachtet, weil sie keinen gefälligen Glanz an den Tag legen.

Schließlich gibt es noch eine vierte Gruppe von Männern, die haben ein fettreiches Gehirn, weißlich und saftarm; auch sind die kleinen Gefäße des Gehirns dementsprechend mehr blaß als rötlich. Ihre Augen sind groß und glotzend, ihre Gesichtsfarbe weiblich, ihre Haut ist unrein und eher von einer ausgelöschten Farbtonung. Auch ihr Gefäßsystem ist weit und schlaff, gleich-

wohl wenig bluthaltig, weil die Flüssigkeit weniger blutartig als schaumig ist. Ihre Muskulatur ist üppig über den ganzen Körper verteilt, aber schwammig wie Weiberfleisch; indes sind die Gliedmaßen kräftig gefügt; sie beherbergen aber weder einen kühnen noch unternehmenden Geist. In ihren Gedankengängen und Redensarten erscheinen sie zwar recht draufgängerisch und tatkräftig, einem Feuer gleichend, das plötzlich aufbricht und rasch wieder zurücksackt; auch ihr sonstiger Habitus weist auf eine solche kühne Haltung hin, wobei sie diese aber keineswegs in ihren Handlungen zeigen, und bei näherem Umgang mit ihnen spürt man mehr die geplante Absicht als die wirkliche Tat heraus.

Der Wind, der in ihren Geschlechtsorganen wohnt, hat wenig feurige Kraft, weil er lauwarm wie Wasser ist, das kaum erwärmt wurde. Seine beiden Gebilde, die ihm wie zwei Blasebälge zum Schüren des Feuers dienen sollten, sind verkümmert, unterentwickelt und zu kraftlos, den Stamm aufzurichten, weil sie die Fülle der Feuerskraft nicht in sich halten. Solche Männer können bei der geschlechtlichen Umarmung geliebt werden, wobei sie sowohl Männern wie Frauen beizuwohnen begehren; dabei sind sie treu, empfinden anderen Menschen gegenüber nicht diesen tödlichen Haß, haben vielmehr in ihrer Geschlechtlichkeit noch etwas von dem maßvollen Geschmack der ersten Zeugung, aus welcher Adam und Eva ohne die jetzige fleischliche Umarmung ihren Ursprung genommen haben, wobei diese beiden aber in jener wie in dieser Zeugung versagen mußten. Weil diese Männer keinen rechten männlichen Samen zustande bringen, gelten sie weder ihrem Bartwuchs nach noch in den anderen Geschlechtsmerkmalen als rechte Männer. Da sie aber nicht von Neid geplagt werden, lieben sie, mehr aus ihrem guten Willen heraus, die Frauen, die ja auch schwach sind; denn die Frau ist schwach und wirkt in dieser Schwachheit eher wie ein Knabe. Infolge dieser Sympathie kann es vorkommen, daß sie mit den Frauen ein wenig in Glut geraten: Dann zeigen sie auch mitunter etwas Bartwuchs, doch nur so wie die Erde, wenn sie spärlich ein paar Grashalme hervorsprossen läßt. Jedenfalls besitzen diese nicht die vollendete Fähigkeit eines Pflügers, mit der sie das Erdreich des Weibes aufreißen müßten, deshalb gelingt ihnen auch kein solch intimer Verkehr mit den Frauen, daß sie daraus fruchtbar werden könnten. Verständlicherweise haben sie in ihrem Gemütsleben nicht viel unter der Wollust zu leiden, außer daß sie sich mitunter in der Vorstellungswelt oder in ihrem Wunschleben damit herumschlagen. Da sie solche Mängel in der leiblichen Verfassung aufweisen, sind sie auch schwerfällig im Entwurf ihrer geistigen Welt (in ingenio). Ihre Gefäße sind, wenn es darauf ankommt, nicht voll von jener lebensfrischen Grünkraft, vielmehr haben sie Gräsern und anderen kraftlosen Kräutern gleich ein gebrechliches Gefäßsystem. Nicht mannhaft heißt man sie, weil ihre Gefäße so kalt sind; ihr Samen ist dünnflüssig, ungekocht wie ein Schaum, und sie können ihn auch nicht bis zu dem passenden Zeitpunkt zurückhalten.

Die geschlechtliche Lust bei der Frau kann mit der Sonne verglichen werden, die milde und leicht und ständig die Erde mit ihrer warmen Glut durchdringt, auf daß sie Früchte hervorbringe. Denn wenn sie die Erde heftig und mit ihren Überschüssen anzünden wollte, würde die Frucht mehr geschädigt als gefördert. So ist auch der Geschlechtsgenuß bei der Frau milde und still und doch von einem ständigen Glutbegehren, Kinder zu empfangen und zu gebären. Derartig geeignet zur Empfängnis und zum Austragen aber könnte die Frau nicht sein, wenn sie immerfort in der Hitze des wollüstigen Begehrens stecken würde. Wenn sich also die Wollust in der Frau bemerkbar macht, ist sie leichter als beim Mann, weil das gewisse Feuer in ihr nicht so heftig glüht, als dies beim Mann der Fall ist.

Denn sowie der Sturm der Leidenschaft sich in einem Manne erhebt, wird er in ihm wie in einer Mühle herumgeworfen. Seine Geschlechtsorgane sind dann gleichsam die Schmiede, in die das Mark sein Feuer liefert. Dann befördert jene Schmiede die Glut zu den männlichen Geschlechtsteilen und läßt sie mächtig aufflammen. Wenn hingegen der Wind der Lust aus dem weiblichen Mark aufsteigt, gerät er in die Gebärmutter, die am Nabel hängt, und läßt das Blut der Frau in Erregung geraten. Da aber diese Gebärmutter rings um die Nabelgegend einen weiten und gewissermaßen offenen Raum besitzt, vermag sich jener Wind im Unterleib der Frau auszudehnen und läßt sie infolgedessen weniger heftig, wengleich wegen der Feuchtigkeit häufiger in der Leidenschaft erglühn. Deshalb kann sie sich auch, sei es aus Motiven der Scham oder Scheu, leichter als der Mann vom Geschlechtsgenuß enthalten. Hiezu kommt, daß sich bei ihr der Schaum des Samens seltener als beim Manne ergießt und daß er spärlicher und gänzlich unbeträchtlich im Vergleich zum männlichen Samen rinnt, fast nur so, wie ein kleiner Bissen sich zum ganzen Brot verhält.

Dennoch kann es geschehen, daß sich der beschriebene Schaum nach dem Geschlechtsakt nicht von ihr löst; er mischt sich dann den Gefäßen der Gebärmutter bei, welche weißlich und fettreich sind, um dann von dort beim Monatsfluß mit abströmen zu können und mit den restlichen Bestandteilen ausgestoßen zu werden. Auch löst er sich schon einmal von selbst im Organismus auf, wird zerrieben und vermischt; dies geschieht auch dann, wenn es ohne Berührung mit einem Manne zu einer geschlechtlichen Erregung gekommen ist.

Die fruchtbare Naturkraft des Weibes ist somit kühler und mehr blutreich als die des Mannes; die Kräfte der Frau sind schwächer als die seinigen: folglich brennt auch die Frau beim Geschlechtsgenuß weniger heftig als der Mann. Die Frau ist ja wesentlich Gefäß für die Empfängnis und Austragung von Nachkommenschaft; daher sind ihre Windkräfte luftiger, ihre Gefäße offener und ihre Glieder leichter löslich, als dies beim Mann der Fall ist. Die Männer werden auch öfters im Zustand der Geschlechtsreife, wenn sie sich vom Verkehr mit Frauen enthalten, krank, wenn auch nicht so sehr wie die Frau, da

sie ja mehr Samen auswerfen können als die Frau. Unfruchtbare Frauen dagegen können die Männer gut entbehren, bleiben dabei auch gesund; solche Frauen werden sogar eher kränklich, wenn sie im Verkehr mit Männern leben.

Manche Frauen haben eine natürliche Anlage zur Belebtheit; ihre Muskulatur ist weichlich und von einem köstlichen Gewebe; die Adern sind feingliedert und führen reichliches reines Blut. Eben dieser grazilen Bildung ihrer Gefäße wegen haben sie zwar weniger Blut in sich, ihre Gewebe aber gedeihen um so besser und sind desto reichlicher mit Blut durchmischt. Solche Frauen haben einen klaren und weißlichen Teint. In den Liebesumarmungen sind sie reizend und liebenswürdig; sie verstehen sich auch auf feinere Künste, und so sind sie in ihrem Gemütszustand zufrieden. Bei der Menstruation leiden sie nur wenig am Blutfluß. Ihre Gebärmutter ist kräftig entwickelt und gebärfähig. So sind sie fruchtbar und können den männlichen Samen in sich aufnehmen. Viele Kinder werden jedoch nicht zur Welt gebracht. Wenn sie ohne Männer bleiben müssen und keine Kinder gebären können, leiden sie an mancherlei körperlichen Zuständen. Wenn sie Männer haben, sind sie gesund. Wenn das Blut der monatlichen Reinigung schon vor der üblichen Zeit versiegt, werden sie oftmals depressiv und melancholisch, leiden an Schmerzen in der Seite, oder etwas Wurmartiges entwickelt sich in ihren Geweben, oder Drüsensekrete, die man Skrofeln nennt, laufen aus, oder sie werden, was allerdings seltener vorkommt, vom Aussatz befallen.

Nun gibt es andere Frauen; deren Muskelbau ist nicht besonders kräftig entwickelt, weil sie ein weites Gefäßsystem ausbilden, darin sie gesundes, weißliches und ein wenig Schleim enthaltendes Blut führen, woher es auch die helle Farbe hat. Sie haben herbere Züge, ein düsteres Hautkolorit, sind streng und brauchbar und legen eine etwas männliche Gemütsart an den Tag. Bei der Menstruation verlieren sie mäßig Blut, nicht zuviel und nicht zuwenig. Weil ihre Gefäße so gut entwickelt sind, sind sie äußerst fruchtbar und empfangen leicht, zumal auch die Gebärmutter und die anderen Eingeweide kräftig gebaut sind. Auf die Männer wirken sie sehr anziehend, und sie verstehen es auch, sie zu fesseln; deshalb haben Männer solche Frauen gern. Wenn sie wollen, können sie sich vom Geschlechtsverkehr enthalten, ohne besonderen Schaden zu nehmen. Doch sind sie oft, wenn sie Verbindung mit Männern vermeiden, recht schwierig zu nehmen und unleidlich in ihren Umgangsformen. Konnten sie aber bei Männern sein, so werden sie, indem sie dann keine Neigung zu Enthaltensamkeit mehr zeigen, oft zu üppig und schießen in ihrem Liebesbegehren den Männern gegenüber über das Ziel hinaus. Und weil sie etwas von Mannesart an sich haben, wächst ihnen wegen der starken Grünkraft, die ihnen einwohnt, auch oftmals ein Flaum um das Kinn. Wenn der monatliche Blutfluß vorzeitig aussetzt, werden sie mitunter von Kopfkrank-

heiten, einer Art von Irrsinn, befallen. Auch können sie milzkrank oder wassersüchtig werden, oder es beginnt das Gewebe an manchen Stellen zu wuchern, wie dies bei den Geschwülsten der Fall ist, oder es zeigt sich an irgendeinem Organ wildwachsendes Fleisch wie Pusteln an einem Baum oder an einem Apfel.

Sodann gibt es andere Frauen, die haben ein zartes Fleisch, aber groben Knochenbau, mäßig entwickelte Gefäße mit einem trockenen rötlichen Blut. Ihre Gesichtsfarbe ist bleich. Sie sind klug und wohlwollend; auch wird ihnen von den Menschen Ehre erwiesen, und so sind sie geachtet. Bei der Menstruation haben sie unter Blutverlust zu leiden. Ihre Gebärmutter ist kräftig gebaut, und sie sind fruchtbar. Obwohl die Männer ihre Lebensart gern mögen, gehen sie ihnen ein wenig aus dem Weg, weil solche Frauen sie wohl anlocken, aber nicht zu fesseln verstehen. Bei der geschlechtlichen Gemeinschaft verhalten sie sich keusch, bleiben ihren Männern treu und sind mit ihnen gesund am ganzen Leibe, ohne sie aber leidend. Dann kränkeln sie dahin, und zwar sowohl deshalb, weil sie nicht wissen, welchem bestimmten Manne sie ihr weibliches Vertrauen schenken sollten, als auch, weil sie überhaupt keinen Mann mitbekommen haben. Wenn der Monatsfluß vorzeitig ausbleibt, werden sie leicht gelähmt und zerfließen in ihren Säften, so daß die ganze Säfteorganisation hinfällig wird. Dann werden sie leberleidend oder oftmals von den schwarzen Drachentumoren befallen, oder es kann sich ein Brustkrebs entwickeln.

Schließlich gibt es noch Frauen, die haben magere Muskeln, große Gefäße bei einem mittleren Knochenbau und ein Blut, das mehr livorhaltig als blutartig ist. Ihre Gesichtsfarbe ist auch so ein Gemisch von Blaugrau und Schwarz. Diese Frauen sind unbeständig, weitschweifig in ihren Gedanken und übel-launig, falls sie von Beschwerden geplagt werden. Sie sind wenig widerstandsfähig, so daß sie oft von Schwermut befallen werden. Bei der Menstruation leiden sie beträchtlich an Blutverlust; dabei sind sie unfruchtbar, weil sie eine schwächliche und gebrechliche Gebärmutter besitzen. Aus diesem Grunde können sie auch den Samen des Mannes nicht richtig empfangen und festhalten noch ihn erwärmen. So sind sie eigentlich gesünder, kräftiger und auch fröhlicher ohne Männer als mit ihnen, zumal sie sich oft nach dem Verkehr mit Männern schwach fühlen. Die Männer haben desgleichen eine Abneigung gegen solche Frauen und gehen ihnen aus dem Weg, weil sie wenig anziehend auf die Männer wirken und weil sie die Männer nur wenig lieben. Und wenn sie schon einmal zu irgend einer Stunde zu einem Geschlechtsgenuß kommen, dann ist es doch bald wieder bei ihnen zu Ende damit. Indessen kann es sein, daß einige von ihnen, falls sie mit kräftigen und vollblütigen Männern zusammenkommen, selbst wenn sie schon ein stattliches Alter um fünfzig Jahre

erreicht haben, zum wenigsten noch ein Kind zur Welt bringen. Wenn sie aber mit anderen Männern, deren Natur schwächer ist, zusammen sind, dann empfangen sie nicht und bleiben unfruchtbar. Wenn die Monatsblutung vor der üblichen Zeit ausbleibt, bekommen sie Gicht oder Schwellungen an den Beinen oder ein Kopfleiden, das von der Schwarzgalle herrührt, oder Schmerzen im Kreuz oder in der Lendengegend oder aber Geschwülste, die sich früher wegen der Menstruation nicht entwickeln konnten. Wenn man dann solchen Frauen nicht zu Hilfe kommt und sie mit Gottes Beistand oder durch ärztliche Kunst von ihrem Leiden befreit, müssen sie früh sterben.

*Hildegards Sexualbiologie hat in der naturgeschichtlichen Literatur merkwürdigerweise am meisten Beachtung oder Ablehnung gefunden. Beides ist ungerecht und unsachlich. Solange die Texte dieser originellen Sexualtypologie im Rahmen ihrer Naturauffassung gelesen werden, ist daran nichts zu belächeln und nichts zum Erröten. Im Rahmen einer Anthropologie nehmen sie durchaus den Raum ein, der der Wichtigkeit des Phänomens angepaßt ist; alle Vorwürfe einer unziemlichen Behandlung, zumal für eine mittelalterliche Frau und Nonne, fallen auf die Kritiker zurück<sup>(15)</sup>.*

„Wenn jemand meinen würde“, sagt Albertus Magnus wenig später, „daß die Erkenntnis mancher Wahrheiten unmoralisch sei, dann ist er selbst schuldig, weil seine subjektive Erkenntnis schändlich und fehlerhaft ist, weil er nämlich die Dinge, woraus der Mensch gebaut ist, nicht ohne Unreinheit seines Gefühls begreift. Infolgedessen ist aber nur diese beigemischte Eigenschaft seiner Seele unmoralisch, nicht jedoch die Erkenntnis dieser Sachen selbst.“ Diesen feinen Unterschied hat Hildegard gespürt, wenn sie in einer einfachen, aber ganz klaren und auch recht schönen Sprache natürliche Vorgänge erläutert und wenn sie andererseits in ihren theologischen Schriften so eindeutig ihre ethische Einstellung und die Entscheidungsmächtigkeit des menschlichen Gewissens kundtut.

Bei aller Verhüllung in das leibhaftige Sein und die naturhaften Abläufe behält hier das Geschlecht seine hohe Symbolkraft. Mit seinem Geschlecht hat der Mensch Anteil am heiligen Geschehen des innertrinitarischen Lebens der Gottheit, und mit der gleichen Geschlechtskraft steht er mitten in der Natur, besitzt er die „vita laeta“ mit aller Kreatur, ist er über die vier Elemente eingebunden in den Kosmos —: und mit diesem seinem Geschlechte wird er auferstehen und zur Anschauung Gottes gelangen.

Die Texte sind offensichtlich Teilstücke einer geschlossenen Physiologie und Pathologie des Geschlechtslebens, welches erst in den späteren Abschnitten seine Deutung und Würdigung erfährt. Andere Kapitel haben sich dazwischengeschoben. Die Überschriften des Kopenhagener Manuskriptes sind eine Zutat des Schreibers. „Der Sanguiniker, der Choleriker“ usw. erscheinen nicht im Text, obwohl sich deutlich die vier Temperamente daran ablesen lassen und

*damit eine Konstitutionslehre auf der Basis der vier Kardinalsäfte. Als Typus dokumentieren sich die dargestellten, extrem gelagerten Verhaltensweisen zunächst rein exemplarisch und nicht empirisch. Dabei zeigen sie doch, wie sehr die Sexualprozesse ihre eigene Gesetzlichkeit tragen, wie eng sie mit Körperbau, Funktionsgefüge, Charakter, Erbanlagen und mit dem gesamten menschlichen Schicksal verknüpft sind. Eine solche Orientierung und Typologisierung konnte auf den Grundlagen der Elementarqualitäten leicht erreicht werden; es bedarf hiezu keiner besonderen Interpretation.*

Weit mehr als das Anatomische und Physiologische tritt das zutage, was man die psychische Signatur des Geschlechtslebens genannt hat. Der Geschlechtsakt ist für Hildegard eine natürliche Lebensfunktion, der in jeder Phase voll ist von der Symbolik: ein Akt, der letztlich in seiner sakramentalen Ordnung Ausdrucksmittel ist für die übernatürliche Verbundenheit der Gatten und damit ihrer Eingebundenheit in die Gottheit selber.

Der Samenfluß gilt als das männliche Äquivalent zur Menstruation; es gibt ihn in dieser aus dem reinen Blut gewandelten Form erst seit dem Sündenfall. Einen weiblichen Samen, der in der antiken Literatur eine Rolle spielte, kennt Hildegard nicht. Ähnlich wie auch Aristoteles ein Uterussekret kannte, spricht sie von einem schaumigen Erguß, der sich im Orgasmus, welcher offensichtlich zentral gesteuert gedacht wird, absondert. Das Blut siedet gewissermaßen in der Libido und wirft infolgedessen einen durchgekochten Samen aus. Dies wiederholt sich periodisch und kann spontan auftreten.

Die Geschlechtslust und der Fortpflanzungsakt sind ein „desiderium naturae“, wie Albertus Magnus dies ausdrückte: „Weil alles nach Lust strebt, Menschen wie Tiere, so ist das ein gewisses Zeichen dafür, daß die Lust irgendwie das Höchste ist, was alle erstreben“ (In Eth. VII, tr. 2, c. 4). In die weitschweifige mittelalterliche Diskussion über Herkunft und Berechtigung der Libido, über deren Intensitäten und die moralischen Belange daraus wird von Hildegard nicht eingegriffen; gegen die Tradition, die noch voll ist von der manichäischen Irrlehre und von der sich auch der Augustinismus nicht freihalten konnte, und abseits all der zeitgenössischen Spitzfindigkeiten zahlreicher Ehetraktate nimmt Hildegard einen natürlichen Standpunkt ein.

Wohl hat die Sexualfunktion durch den Sündenfall Abbruch gelitten, wie sich beim Weib in der Menstruation, beim Manne rein äußerlich schon im Herabsteigen der Hoden gezeigt hat. Dieser „descensus testis“ ist ein Beispiel für die geschlechtliche Verbannung des Menschen; seine Zeugungskraft wurde hinausgeworfen in ein fremdes Ding und anderes Organ; sie ging ins Exil, sagt Hildegard, und dort blieb sie seitdem. Auch heute versucht man, solche körperlichen Raumordnungsprobleme als „Prinzip der Wanderung gegen den Frontalpol“ (Monakow) oder als allgemeine „Polaritätserscheinung“ (A. Müller) zu verstehen, die zwischen Individualität und Fortpflanzung, zwischen

*Intelligenz- und Generationssphäre entstanden sein soll. Aber auch ohne solche Argumente bringt Hildegard deutlich mit dem Exil der Sexualorgane die Blindheit und Taubheit des gefallenen Adam in Zusammenhang. Stand nicht ursprünglich Adams Zeugung mit seiner Fähigkeit zur prophetischen Schau im Einklang? Heißt es nicht auch, daß Adam dabei Eva „erkannte“, eine Formel, die im biblischen Gebrauch für „zeugen“ steht, bei Hildegard aber einen ganz präzisen Sinn bekommen hat? Adam erkannte Eva und wurde darin fruchtbar: die geistige wie geschlechtliche Intimität sind gleichermaßen Symbol für das schöpferische Sein des Menschen.*

## DER MENSCH ZWISCHEN SCHLAF UND WACHEN

BIOLOGISCHE RHYTHMEN IN DER NATUR /  
 DER PARADIESISCHE SCHLAF /  
 WESEN DES SCHLAFES / ERMÜDUNG  
 UND EINSCHLAFEN / VOM TRAUMLEBEN /  
 LEISTUNG DER SEELE IM SCHLAF / DAS AUFWACHEN /  
 SCHLAFSTÖRUNGEN UND IHRE URSACHEN /  
 DAUER UND MASS DES SCHLAFES /  
 SCHLAF UND KRANKHEIT / DER WACHZUSTAND  
 UND SEINE LEISTUNGEN

Wie sich manchmal Regenfluten und Stürme erheben und dann wieder Stille herrscht, und wie der Most einmal durch Gärung aufschäumt und dann wieder absinkt, so stehen mitunter auch die schlechten Säfte im Organismus auf und nehmen dann wieder ab; würden sie sich nämlich andauernd auf der Höhe ihrer üblen Auswirkung befinden, so könnte es der Mensch nicht aushalten, sondern müßte rasch zugrunde gehen. Auch das Blut nimmt in jedem Menschen zu und wieder ab, je nach der Zu- und Abnahme des Mondes. Denn wenn der Mond zu seiner vollen Reife wächst, vermehrt sich auch das Blut im Menschen; und wenn der Mond wieder abnimmt, dann vermindert sich das Blut im Menschen. So verhält es sich gesetzmäßig, und zwar sowohl beim Weibe als auch beim Manne. Denn der Mensch könnte es, wenn sein Blut zur völligen Auffüllung gekommen ist und es sich danach im Organismus nicht verringern würde, nicht ertragen, er müßte vielmehr ganz und gar auseinanderbersten.

Wenn sich bei zunehmendem Mond das Blut im Organismus vermehrt, ist der Mensch, Mann wie Frau, fähig zur Fruchtbarkeit, das heißt zur Zeugung von Nachkommenschaft. Denn bei zunehmendem Mond und wachsender Blutfüllung ist der Samen eines Menschen kräftig und stark; bei abnehmendem Mond und bei schwindender Blutfülle ist der Samen schwach und ohne Zeugungskraft (fortitudo); er ist dann wie Abfall (faeces) und deshalb minderwertiger zur Hervorbringung von Nachkommenschaft. Hat aber eine Frau um diese Zeit empfangen, dann wird der neue Mensch, gleich ob männlich oder weiblich, krank, schwächlich und lebensuntüchtig werden. Auf diese Weise wird also bei zunehmendem Mond bei Mann und Frau das Blut vermehrt und bei abnehmendem Mond vermindert, und so dauert es bei Mann und Frau bis zum fünfzigsten Lebensjahr.

Während beim Manne das Blut nur bei abnehmendem Mond vermindert

wird, nimmt bei der Frau das Blut auch durch die monatliche Regelblutung ab. Wenn dabei die Monatsblutung sich bei einer Frau unter zunehmendem Mond einstellt, dann hat sie in dieser Zeit mehr Beschwerden als bei abnehmendem Mond; bei zunehmendem Mond mußte ja das Blut vermehrt werden, das jetzt wieder durch die Monatsblutung verringert wird. Nach dem fünfzigsten Lebensjahre wird das Blut unter dem Einfluß des Mondes nicht mehr so stark und so rasch vermehrt und vermindert wie bisher. Bis zum achtzigsten Jahre aber läßt das Blut die Körpergewebe noch etwas mehr zunehmen, als es bis dahin gewohnt war, und dann hört es ganz auf, sich zu vermehren und zu vermindern. Nach dem achtzigsten Lebensjahre schwinden beim Manne die Körpergewebe und das Blut dahin, die Haut zieht sich zusammen und läßt Runzeln entstehen, während in der Jugend doch die Haut glatt und gespannt war, da Fleisch und Blut noch gefüllt waren. Weil nach dem achtzigsten Jahre Fleisch und Blut beim Manne so abnehmen, wird er ganz schwach und muß mit Speis und Trank — gleich bedürftig wie ein Kind — gekräftigt werden, damit Essen und Trinken das Wenigerwerden an Fleisch und Blut wieder ausgleichen.

Bei den Frauen setzt nach dem fünfzigsten Lebensjahre die Regelblutung aus, ausgenommen bei solchen, die so gesund und kräftig sind, daß sie ihre Monatsblutung noch bis zum siebzigsten Jahre behalten. Weil nun das Blut nicht mehr wie bisher ausfließt, nimmt ihr Fleisch bis zum siebzigsten Jahre zu, weil es durch den Monatsfluß nicht herabgemindert wird. Nach dem siebzigsten Lebensjahre aber schwinden auch bei den Frauen Körpergewebe und Blut dahin, ihre Haut zieht sich zusammen, Runzeln treten auf, sie werden hilflos und müssen wie kleine Kinder mit Speis und Trank aufrecht gehalten werden; sind sie doch von Fleisch und Blut entleert und folglich noch schwächer als die Männer, während dies Elend eines Greisenalters sich bei den Männern bis zum achtzigsten Lebensjahre hinschleppt.

Auch bei den Tieren wächst das Blut bei steigendem und mindert sich bei abnehmendem Mond, jedoch geringfügiger als beim Menschen. Eine Ausnahme machen jene Tiere, die durch den Schweiß und die Feuchte der Erde gezeugt und genährt werden und die mehr aus Gift und Fäulnis als aus Blut bestehen, ferner die Fische, die im Wasser leben und bestehen und die nur wenig Blut besitzen. Auch bei den Bäumen, die von der Wurzel her ergrünen, nimmt bei steigendem Mond der Saft zu und bei fallendem Mond ab; daher werden sie, wenn sie bei zunehmendem Mond gefällt werden, wegen der ihnen verbleibenden Säfte und Feuchtigkeit leichter von Würmern und Holzfraß verzehrt, als wenn sie bei abnehmendem Mond geschlagen würden. Werden sie nämlich bei abnehmendem Mond gefällt, so wandeln sie sich wegen der mangelhaften Feuchtigkeit bald in eine gewisse Härte, so daß die Würmer nun weniger darin wachsen und der Holzfraß ihnen weniger schaden kann.

Das Pflanzen und Beschneiden von Bäumen soll um des rechten Gedeihens

willen lieber bei abnehmendem als bei zunehmendem Mond vorgenommen werden; geschieht dies nämlich bei steigendem Mond, dann kümmern die Bäume häufig wegen des aufsteigenden und überschüssigen Saftes dahin, schlagen schlecht Wurzel und kommen nicht so recht vorwärts, wie wenn dies bei abnehmendem Mond verrichtet wird. Wird es nämlich bei abnehmendem Mond vorgenommen, dann liegt wegen des teilweise verminderten Saftstromes die größere und stärkere Kraft der Bäume in ihrem Inneren: Deshalb fassen sie schneller Wurzel und halten sich besser, als wenn sie in vollstem Saft sind; denn nachher, bei steigendem Mond, fließt der Saft aus den beschnittenen Stellen ab.

Auch wenn die Reben des Weinstocks in der Kulturzeit der Weinberge beschnitten werden, gelangen sie zu größerer Nutzkraft und Fruchtfülle, wenn sie bei abnehmendem Mond statt bei seinem Wachsen beschnitten werden. Je voller nämlich bei ihrer Beschneidung der Mond geworden ist, um so mehr Saft und Tränen fließen von ihnen aus. Und daraus wird der Weinstock erheblich trockener, als wenn er bei abnehmendem Mond beschnitten würde; dann nämlich bleibt seine Kraft im Inneren zurück, und die Schnittstelle kann bis zum wieder steigenden Mond verwachsen und verhärten.

Edle und bekömmliche Kräuter eignen sich, wenn sie bei wachsendem Mond von der Erde abgeschnitten oder vollsaftig mit der Wurzel ausgezogen werden, besser zur Bereitung von Latwergen, Salben oder ähnlichen Heilmitteln, als wenn man sie bei abnehmendem Monde sammelt.

Auch Gemüse und Früchte, bei zunehmendem Mond gesammelt, wie das bei zunehmendem Mond geschlachtete Vieh behalten mehr Nährwert, weil sie dann voll Saft und Blut sind. Dies gilt nicht für den Fall, daß sie länger aufbewahrt werden sollen: dann ist es wegen der Zusammenziehung des abnehmenden Mondes, mit der ihre eigene Zusammenziehung gleichläuft, besser und vorteilhafter, Obst und Gemüse zu ernten wie auch das Vieh zu schlachten zu einer Zeit, in der der Mond abnimmt, damit sie sich um so länger halten.

Das von den Schnittern bei wachsendem Mond geerntete Korn liefert mehr Mehl als die bei abnehmendem Mond gemähte Frucht; denn dann hat es seine volle Kraft, die bei abnehmendem Mond beschränkter wäre. Dagegen bewahrt es seine Kraft besser, wenn es bei abnehmendem und nicht bei zunehmendem Mond geschnitten wird. Korn, das bei zunehmendem Mond geerntet und dann zur Saat in die Erde getan wird, keimt schneller, geht auch rascher in den Halm und bringt mehr Stroh, wengleich weniger Ertrag, im Vergleich zum Schnitt bei abnehmendem Mond. Was aber bei abnehmendem Mond geschnitten und zur Aussaat verwandt wird, keimt und wächst zwar langsamer, bringt auch weniger Halm, dafür aber größeren Ertrag an Korn, im Gegensatz zum Schnitt bei wachsendem Mond. Überhaupt geht jede Art von Same, der bei zunehmendem Mond in die Erde kommt, schneller auf, wächst rascher und bringt infolge dieses Wachsens unter steigendem Mond mehr

Halm, als wenn er bei abnehmendem Mond ausgesät worden wäre; wird er nämlich zu dieser Zeit ausgesät, dann braucht er eine allmähliche Auskeimung, bis er dann in guter Kraft weiterwächst.

Bevor Adam das Gebot Gottes übertreten hatte, war ihm der Schlaf nur zur Versenkung geschenkt und die Nahrung nur zur Anschauung dargeboten worden. Nach dem Fall aber wurde sein Leib schwach und gebrechlich wie das Fleisch eines Toten im Vergleich zum Fleisch eines lebenden Menschen. Seit dieser Zeit erst wurde er durch den Schlaf erquickt, so wie er auch durch die Nahrung wieder neu gestärkt wird. Und das ist erst jetzt der normale Zustand bei allen Menschen. Denn wie des Menschen Fleisch durch die Nahrung wächst, so sein Mark durch den Schlaf.

Jedesmal, wenn der Mensch schläft, erholt sich sein Mark wieder und nimmt zu, und solange er wacht, wird sein Mark etwas verdünnt und geschwächt, so wie der Mond beim Zunehmen wächst und bei seinem Abnehmen schwindet und wie die Wurzeln der Kräuter im Winter ihre Grünkraft in sich behalten, um sie im Sommer zur Blüte auszusenden. Wenn daher das Mark des Menschen durch Arbeit ermüdet und durch Wachen erschöpft ist, dann wird der Mensch vom Schlaf überfallen und vermag im Stehen oder Sitzen leicht einzuschlafen, weil die Seele in ihm ein Gefühl für das körperliche Bedürfnis hat.

Wenn nämlich das Mark durch Wachen erschöpft und geschwächt ist, holen alsbald die Kräfte der Seele einen ganz angenehmen und milden Hauch aus dem Mark heraus; dieser durchzieht die Gefäße der Halsgegend und den ganzen Nacken, geht dann auf die Schläfen über und erfüllt die Kopfgefäße. Auf diese Weise stimmt er den wachen Lebenshauch des Menschen herab, so daß der Mensch einfach nur noch da ist und da liegt, gleichsam wie unempfindlich und bewußtlos, seines Körpers nicht mehr mächtig und ohne ein Bewußtsein seines Denkens, eines Gedankenablaufes oder eines Gefühls. Lediglich die Seele läßt ihren Lebenshauch noch einziehen und ausströmen, so wie sie es auch im Wachzustand tut; ist sie es doch, die ihn im Schlafen wie im Wachen zusammenhält und die in ihm — ob er schläft oder wacht — lebendig bleibt. Und so schläft — wie eben geschildert — der Mensch ein. Alsdann läßt die Seele mit ihrer gesammelten Kraft sein Mark wachsen und wieder kräftig werden: durch dieses Mark stärkt sie die Knochen und festigt die Konsistenz des Blutes, auch kocht sie das Gewebe durch und bringt die einzelnen Glieder näher zusammen; dabei erweitert sie auch Weisheit und Wissen des Menschen, während das eigentliche Leben unbewußt bleibt. So hat sie auch im Schlafzustand eine größere innere Wärme als beim Wachen; wenn der Mensch wach ist, wird ja sein Mark dünn und schleimig und aufgewühlt, weshalb er auch zum Einschlafen kommt; schläft er aber, dann brennt sein Mark, weil es dann wächst und fett wird und ganz lauter.

Daher reizt das Mark auch infolge dieser Erwärmung oftmals das Blut aus

seinem Überfluß heraus zur Geschlechtsbegierde und läßt den Schaum eines Samenergusses — dem Schläfer selber unbewußt — zu den Geschlechtsteilen hinfließen und dort ausströmen. Desgleichen kann sich auch das Mark bisweilen an zu üppigen Speisen und Getränken erhitzen, weil unmäßiges Essen und Trinken das Feuer des Markes noch unterstützen und ihr Saft sowohl das Mark selber als auch das Blut mehr in Bewegung bringen. Auf diese Weise bringt das sich erwärmende Mark die geschlechtliche Begierde durch das Blut in Aufruhr und führt den Schaum des Samenergusses ohne Wissen des Menschen zu den Geschlechtsteilen; indessen geschieht dies nicht bei sommerlicher Hitze oder bei warmer Bekleidung oder kommt doch seltener vor.

Während nun der Körper ausruht und nichts zu tun hat, läßt die Seele, die im Wachzustand des Körpers von ihm in so vielerlei Angelegenheiten beansprucht war, ihr Wissen, mit dem sie im Körper schafft, gleichsam wie ihre Augen in den Träumen herumspielen und hält ringsum Ausschau, weil sie jetzt nicht mehr durch die zersplitternde Aktivität des Körpers aufgehalten wird. Damals, als Gott den Schlaf auf Adam herabsenkte, sah seine Seele vieles in einer wahrhaft prophetischen Schau, weil er noch keine Sünde begangen hatte. So könnte auch heute noch die Seele eines schlafenden Menschen im Traum vieles sehen, wenn der Mensch durch die Sünden nicht belastet wäre. Gleichwohl vermag des Menschen Seele, da sie aus Gott stammt, mitunter wahre und zukünftige Dinge zu sehen, dieweil ihr Leib schläft; sie erkennt, was dem Menschen künftig bevorsteht und was manchmal auch eintrifft. Oft aber geschieht es, daß sie, durch teuflische Vorspiegelungen mürr geworden oder durch Gemütsverstimnungen beschwert, dies nicht deutlich zu sehen vermag und allzuleicht einer Täuschung erliegt. Denn oft genug belasten all die Gedankenläufe und Meinungen und Planungen, von denen der wache Mensch beansprucht gewesen ist, ihn noch bis in sein Traumleben hinein; von ihnen wird er dann mitunter aufgebläht wie ein Sauerteig, der eine Mehlmasse auftreibt, ganz gleich, ob jene Gedanken nun gut oder böse sind. Waren sie jedoch gut und heilig, dann zeigt Gottes Gnade dem Menschen oft einen wahren Traum; waren sie indes nichtig, so hat der Teufel ein Auge darauf, ängstigt die Seele eines solchen Menschen und mischt seine eigenen Luggespinnste noch unter jene Ideengänge.

Sogar über heilige Menschen führt er oftmals in seinem Spott schändliche Dinge vor. Beschäftigt sich nämlich ein Mensch beim Einschlafen noch mit unpassender Ausgelassenheit oder Traurigkeit oder mit Zorn, Angst, Herrschsucht oder anderen ähnlichen Angelegenheiten, so hält ihm dies der Teufel durch seine Verstellungskünste oftmals im Traumleben noch vor, weil er ja das ist, was er in seinem Wachzustand wahrzunehmen vermochte. Auch wenn er mit wollüstigen Vorstellungen zum Einschlafen kommt, hält ihm dies der teuflische Trug manchmal vor, dergestalt, daß er ihm Gestalten lebender oder

auch verstorbener Menschen zeigt, mit welchen er einstmals freundschaftlichen Verkehr pflegte, oder auch solche, die er nie mit leiblichen Augen gesehen; es kommt ihm dann vor, als vergnüge er sich mit ihnen in Sünde und in Samen-ergüssen, genau so, wie wenn er wache und als ob jene, die schon gestorben sind, noch lebend da seien und als sei das Schändliche bei diesem Samenerguss ihm selber wirklich widerfahren. Und wie der Teufel mit dem wachenden Menschen in der Welt seiner Einflüsterungen schwelgt, so läßt er ihn selbst in den Träumen nicht zur Ruhe kommen.

Da die Seele ihrem Leib so fest eingefügt ist, stimmt sie mit ihm im Schlafen wie im Wachen, obwohl auch unwillig, des öfteren überein und erregt in ihm zufallene Regungen. Wie Luft im Wasser das Rad der Mühle umdreht und es mahlen läßt, so erregt auch die Seele den Körper des schlafenden wie des wachenden Menschen zu den verschiedenartigsten Tätigkeiten. Und wie die Sonne das Licht des Tages ist, so die Seele das Licht des wachen Leibes; und wie der Mond das Licht der Nacht, so ist auch die Seele das Licht des schlafenden Leibes. Solange nämlich der Körper des schlafenden Menschen sich in der rechten Ausgewogenheit befindet, so daß sein Mark ihn im entsprechenden Verhältnis und mit richtigem Maße erwärmt und er selbst nicht so den Aufruhr der Laster und den Widerspruch der Gesittung spürt, vermag er sehr oft Wahres zu sehen; ist doch das Wissen seiner Seele dann in ausgeglichener Ruhe, so wie der Mond seinen Glanz voll und rein aussendet, wenn er in der Nacht frei vom Wirbel der Wolken und Winde scheint. Wenn aber die Wetter der verschiedenartigen und sich widersprechenden Gedankenabläufe des wachenden Gemüt und Körper befangen, so daß er in dieser stürmischen Stimmung einschläft, dann ist es recht oft verfälscht, was der Schläfer sieht; ist doch dann das Wissen seiner Seele in diesen Widersprüchen so verdunkelt, daß er das Wahre nicht zu sehen vermag, so wie ja auch der Mond in stürmischer Wolkennacht nicht klar erscheinen kann.

Weil die Seele Feuer ist, läßt sie den Atem des schlafenden Menschen maßvoll einziehen und ausströmen, damit der Körper nicht zerstört wird. So gibt auch der Töpfer auf sein Gefäß acht, wenn er es im Feuer brennt, daß die Glut nicht übermäßig heiß oder zu kalt sei, weil das Gefäß in zu großer Hitze zerbrechlich würde und gänzlich zerfallen müßte. Hätte der Mensch nicht diesen einziehenden und ausströmenden Atemzug in sich, so besäße er auch nicht die körperliche Bewegungsfähigkeit, noch würde sein Blut flüssig sein und strömen können, wie ja auch Wasser nicht fließt ohne die Führung der Luft.

Auch die Seele ist ein solcher Hauch, der zum Guten strebt, der Körper indes zu den Sünden; nur selten und recht schwer kann die Seele das Fleisch zwingen, daß es nicht sündige; so ist ja auch die Sonne nicht imstande, den kleinen Würmern zu wehren, an den Stellen aus der Erde zu kriechen, die sie mit ihrem Glanz und ihrer Glut durchwärmt. Auch ist die Seele eine Art Ein-

blasung für den Körper wie der Blasebalg für das Feuer; denn dort entfacht der Blasebalg das Feuer, wo Holz und glühende Kohlen untergelegt wurden. So ist die Seele eng verbunden mit dem Körper und den Knochen und Sehnen und jedem Gewebe und deshalb bereit zu all seinen Werken, und sie wird davon nicht lassen, solange sie im Leib lebt; denn sie ist dem Mark, dem Knochensystem, dem Gewebe und allen Gliedern so fest eingefügt wie ein Mann, der an einen Holzstamm so angenagelt ist, daß er sich nicht mehr von ihm lösen kann. Wie aber Wasser Feuer mitunter eindämmt, daß es nicht übermäßig brenne, so dämpft auch die Seele dank der Gnade Gottes und unter der mahnenden Stimme des Gewissens (rationalitas) manchmal die Sündenlaster, daß sie nicht übers Maß mächtig werden und wuchern.

Wenn nun das Mark des schlafenden zugenommen hat und erfrischt ist und die Seele den Gesamtverband des schlummernden Körpers wieder neu geordnet hat (componere), dann nimmt sie jenen milden Windhauch, den sie aus dem Mark zur Beruhigung des Menschen ausströmen ließ, wieder in sich zurück, und so wird der Mensch wach. Bleibt er aber zwischendurch zu lange wach oder schläft er dazwischen wieder einmal ein, dann hat das Mark noch nicht seine ganze Fülle und seine volle Kraft erlangt, und auch die Glieder sind noch nicht in gänzlicher Erquickung neu verbunden. Wacht er aber oftmals auf und kann gleich darauf schnell wieder einschlummern, dann werden Mark und Glieder dieses Menschen um so milder und angenehmer erfrischt; das ist wie bei einem Säugling, der immer wieder saugt und zu saugen aufhört und der sich dabei seine Kräfte zur Erquickung schon holt.

Oftmals kommt es auch vor, daß der Mensch im Schlaf auf der Seite oder sonstwo am Körper hart und unsanft aufliegt oder daß er von irgendwas bedrückt oder auch durch ein körperliches Leiden geplagt wird. Weil der Mensch empfindsam ist, fühlt die Seele solche Plagereien und Widerwärtigkeiten, und weil sie spürt, daß ihr Leib daraus zu Schaden kommen kann, zieht sie den Windhauch, den sie aus dem Mark strömen läßt, wieder an sich und weckt so den Menschen aus dem Schlaf. Wenn aber einmal Lärm oder Geräusche oder ein Schrei in der Umgebung des schlafenden Leibes entstehen, so daß die Luft davon widerhallt, dann wirft jene äußere Luft die Luft im Innern des Menschen zurück; sind doch die Elemente auch im Innern des Menschen vorhanden. Und die Seele, welche im Menschen die Bewegung der Luft spürt, zieht ihre Kräfte wieder in sich ein und bringt ihn so zum Aufwachen. Oft auch geschieht es, daß irgend ein Mensch durch plötzlichen Krach oder durch einen Stoß oder sonstwie plötzlich, aber schwerfällig wach wird; davon werden seine Gefäße und sein Blut in einer unnatürlichen Weise erregt, so daß er davon oftmals körperlich leidet oder ihn auch ein akuter Fieberzustand oder das Dreitagefieber befällt, weil seine Seele so unversehens erregt



worden ist. Erwacht dagegen der Mensch in der richtigen Ausgewogenheit, so kann er geschärft im Geist und heiter in allen Gesichtszügen auftreten; denn jetzt sind alle seine Glieder in ruhiger Ausgeglichenheit zusammengefügt.

Wenn einer viel und übermäßig schläft, bekommt er vielerlei und üble Fieberzustände, auch kann ihn eine Trübung der Augen befallen, weil seine Augen im Schlaf viel zu lange geschlossen waren; so kann er sich auch eine Trübung an den Augen zuziehen, wenn er zu lange in die strahlende Sonne schaut. Wer jedoch mit Maß schläft, der wird gesund bleiben. Wer aber lang und übermäßig wach bleibt, der verfällt körperlich einem Schwächezustand, verliert seine Kräfte und wird in seiner ganzen Stimmungslage ausgelaugt; das Gewebe um seine Augen leidet, wird gerötet und wölbt sich vor. Gleichwohl schädigt er seine Sehschärfe, die Pupille und das Sehvermögen nur unerheblich. Wer aber mit Maß wacht, der wird die Gesundheit des Leibes behalten.

Oft geschieht es auch, daß der Mensch wach liegt und nicht einschlafen kann, weil sein Geist mit zerstreuten Gedanken und Problemen und Widersprüchlichkeiten beschäftigt ist oder von zu großer Freude befangen wird. Im Zustand der Trauer aber oder auch der Furcht, der Angst, im Zorn oder in andern ähnlichen Zerstreungen und Widersprüchen wird das Blut oftmals in Unruhe gebracht; dann ziehen sich die Gefäße, welche den milden Lufthauch des Schlafes aufnehmen sollten, etwas zusammen, so daß sie ihn nicht weiterleiten können. Und wenn er nun zwischendurch etwas sieht oder hört oder ihm sonstwie etwas begegnet, was ihn außergewöhnlich erfreut, dann reagieren die Gefäße auf solche Freude und können den milden Schlafhauch nicht festhalten; so hat er nicht die richtige Ausgewogenheit des Innern und liegt deshalb wach, bis er in seinem Gemütszustand mit jener Angelegenheit wieder in Übereinstimmung kommt; wenn dann aber seine Gefäße das rechte Maß zurückerhalten, dann schläft jener Mensch ein.

Wird ein Mensch durch schwere Krankheit geplagt, dann geraten Blut und Säfte in seinem Innern in Widerspruch und erzeugen in seinem Innern Sturm und Aufruhr so daß er dieser Zerstreungen wegen nicht zur Ruhe kommt, sondern gegen sein Wohl und seinen Willen schlaflos und überwach daliegt.

Schläft der Mensch, so verhält es sich mit seinem Sehvermögen anders, als wenn er wacht: Wenn er vom Schlaf aufwacht, kann er, eben weil er aus tiefem Schlafe kommt, nicht sofort mit seinem Auge die deutliche Sicht bekommen, und wenn er aus dem Dunkeln kommt, kann er sich nicht mit der gleichen Sehweise, die er im Dunkeln braucht, sofort dem hellen Tag angleichen. Ähnlich wird der, welcher im Hellen schaut, seine Sehweise nicht plötzlich den Verhältnissen im Dunkeln anpassen können; vielmehr muß er erst eine gewisse Zeit vergehen lassen, wie ja auch das innere Verständnis noch verborgen ist, wenn das Wort draußen schon ertönt.

Ein Mann, der körperlich gesund ist, kann längere Zeit umhergehen und lange auf den Beinen bleiben, ohne viel Schaden zu nehmen; er ist zwar durch die körperliche Bewegung beansprucht, aber doch so, daß er nicht zu viel steht oder geht. Wer aber schwächlich ist, soll mehr sitzen, weil das Gehen und Stehen ihn zu sehr mitnehmen würde. Die Frau aber als die Schwächere dem Mann gegenüber, die dazu noch einen andersartigen Schädelbau (*diversam calvariam*) hat, soll mäßig stehen und gehen und mehr sitzen als umherlaufen, damit sie keinen Schaden nehme. Wer dagegen reitet, wird davon nicht so mitgenommen, wenn er auch bei solcher Bewegung in Luft und Wind müde wird; doch soll er sich zwischendurch um seine Füße und Schenkel kümmern und sie durch Beugen und Strecken in Übung halten.

*Das kleine Schlafkapitel enthält erstaunliche Beobachtungen und Schlußfolgerungen. Es sagt alles Wesentliche über das Phänomen aus und ist aus einem Guß, ein vollendetes Kapitel ganzheitlicher Krankheitslehre. Um so mehr fällt auf, daß der Schreiber des 13. Jahrhunderts diese Einheit nicht mehr sehen konnte; dies verraten seine Überschriften, die das Stück auseinanderreißen und zersetzen. Oder was sollte betitelt werden, wenn wir lesen: „Vom Wirken der Seele; Vom Gegensatz zwischen Seele und Fleisch; Von der Erregung der Seele; Vom nächtlichen Samenfluß; Von der Übung“?*

*Für Hildegard von Bingen läuft das Leben in großen biologischen Rhythmen dahin. Das ist so, seit der gefallene Mensch ein Wesen der Veränderlichkeit, der „homo mutatus“, wurde und mit ihm die ganze Natur. Vorbild dafür ist der Mond. Wie früher seine Stellung im Universum die kosmische Wandelbarkeit verdolmetschte, so ist auch hier der Mond der Beweger im Mikrokosmos, im vegetativen und animalischen Leben, welchem auch der Mensch unterliegt. Er orientiert sich nach der gleichen Gesetzmäßigkeit wie die Pflanze und das Vieh. Sonne und Mond sind Lichter für Tag und Nacht, und sie bedeuten und erleuchten den Wechsel der Gezeiten.*

*Ein solches Wogen der Veränderlichkeit ist der Wandel des Menschen zwischen Schlaf und Wachen. Regelmäßig führt der Mensch die Nachtseite seines Daseins mit einem Traumleben. „Im Wachen wie im Schlafen ist der Mensch veränderlich“ (963 C). Immer wieder fällt Müdigkeit über ihn herein. „Gegen den Abend wird des Tages Frohmut in Überdruß verwandelt; nicht mehr erfreut sich dann der Mensch am Licht des Tages, sondern er hat statt dessen die Langeweile nach Schlaf“ (873 D).*

*„Wenn der Mensch im Laufe des Tages eilig läuft oder einen tüchtigen Marsch macht, dann werden davon die Sehnen unterhalb der Knie berührt wie auch die Gefäße, welche sich im Kniebereich weithin ausdehnen, und die Gefäße der Waden, die dort reichlich als ein Netzgeflecht vorhanden sind“ (802 D). Hier scheinen sich Ermüdungsstoffe zu bilden, die über die Blutbahn in das Gefäßsystem der Leber zurückkehren, um von dort aus die Hirngefäße zu affizieren:*

„und auf diese Weise bringen sie den gesamten Organismus zur Ermüdung“ (803 A). Dieser Vorgang wird auf ein Beispiel aus dem Tugendleben ausgeweitet, in dem der Mensch auch durch maßloses asketisches Verhalten sich erschöpfen kann und dadurch „Ekel an anderen Tugenden bekommt“. Übereifer führt zu Überdruß und zu rascher seelischer Erschlaffung, ganz analog den Vorgängen im Organismus. „Nur Enthaltbarkeit, verbunden mit Discretion, wird sich als gerechte Tugendkraft erweisen“ (803 B).

Nach diesem Modell verhalten sich auch die Körpersäfte: „Werden sie übermäßig alteriert, dann wird der Feuchtigkeitsgehalt im Leberbereich vermindert, desgleichen der im Brustbereich geschwächt, wodurch der Mensch austrocknet und sich Krankheiten zuziehen kann“ (803 D). Übermäßige Beanspruchung greift zunächst auf die Reservekräfte zurück und führt, wenn diese erschöpft sind, zu verschiedensten Krankheiten des Kopfbereiches und des Markes; gewöhnlich aber reicht die Übermüdung gar nicht bis an diese Erschöpfungszustände, weil der Mensch unmerklich in den Schlaf hinübergeführt wird.

Der Mechanismus des Einschlafens wird über Gefäß- und Hirnprozesse deutlich gemacht; der Initiator und Propagator ist ein vom Mark produzierter Stoff, der den Lebensgeist herabsetzt. Die Lebenskraft zieht sich jetzt bis auf ihre Wurzeln zurück. Diese Vorgänge dämpfen nunmehr das Sensorium und Motorium des Organismus, schließen den Bewußtseinskreis enger und führen zum Schlaf, während der Lebensgeist — unser autonomes System — weiter wirksam bleibt. Der Organismus steht nunmehr unter einer größeren inneren Wärme, die einesteils das Einschlafen fördert, andererseits aber auch schon als die Energiereserve für das folgende Rekreationsstadium zur Verfügung steht. Als Nebenwirkung muß dabei freilich auch die unbewußte geschlechtliche Erregung in Kauf genommen werden, die periodisch zu einer „pollutio nocturna“ führt. Wegen der größeren inwendigen Glut wird auch der Atem auf einen maßvoll schwingenden mittleren Rhythmus geschaltet.

Auch der Schlafvorgang selbst wird recht mechanistisch veranschaulicht. Es kommt zu einer akkumulatorischen Aufladung der spezifischen Kräfte von Mark und Blut, zu einer Aufkochung, Reinigung und Konsolidierung, die psychisch als Erquickung empfunden wird und den Menschen geistig gestärkt und wieder froh im Gemüt aufwachen läßt. Dieses Aufwachen wird ebenfalls von dem Mark-Stoff, der die Neu-Komposition des Menschen veranlaßt, reguliert. Der Lebensgeist verteilt nach der Energieaufladung die Wärme diffus über den ganzen Körper, während das Mark nach und nach dünner, kühler, unruhiger und dem leiblichen Leistungsprinzip angepaßter wird.

Aus dieser Modellvorstellung heraus kann auch ersehen werden, warum Hildegard zu langen Schlaf als genau so schädlich ablehnt wie zu kurzen. Besonders sollen dabei die Augen durch innere Anschauung der Licht- und Feuervorgänge während des Schlafens geschädigt werden; desgleichen würden sie auch bei zu langem Wachen von ihrem eigentlichen Element, dem Licht, und

ihrer eigentlichen Aufgabe, Erleuchtetes zu sehen, abgehalten werden. In einleuchtender Weise beschreibt Hildegard in einem kurzen Abschnitt auch die Adaptionsvorgänge.

Die gleichen Zusammenhänge schildert auch das Berliner Fragment (B III, 36), zieht aber noch die Bezüge zum Kosmos, zur eigenen Lebensstimmung sowie einen Vergleich mit den Lebensaltern hinzu: „Wenn der Mensch schläft, wächst in ihm das Mark, und die anderen Knochen in ihm sind stärker als sonst; ist er dann aber zum Wirken wach geworden, dann schwindet das Mark in ihm wieder dahin: je mehr er arbeiten wird, um so stärker wird dies der Fall sein. Das Mark stärkt nämlich die Knochen des Menschen wieder, wenn er durch sein Schaffen müde geworden ist, bis er wiederum zum Schlafen kommt; ähnlich sind auch die Sterne beim Untergang des Mondes klarer als bei steigendem Mond. Bei steigendem Mond wird das Mark fett, und wenn der Mensch mit Speise und Trank sich füllt, dann schwitzt er leicht, hat aber eine fröhliche Stimmung. Dann wiederum wird das Mark erschöpft, und der Mensch ist kalt und traurig in seinem Herzen. — So hat die Natur des Menschen einen doppelten Charakter, je nach Steigen und Fallen des Mondes und der Monate; in seiner ganzen Veranlagung folgt ja der Mensch dem Mond: ist er doch gleichsam ein zweiter Mond! Mit der Zeit, in welcher der Mond zu steigen beginnt, wird des Menschen Kindheit bezeichnet, mit seinem Wachsen die Jugend; ist er voll geworden, das reife Lebensalter, und in seinem Niedergang schließlich ist das Greisenalter zu verstehen.“

Der Wichtigkeit einer solchen Lebenserscheinung entsprechend werden auch die Schlafstörungen behandelt. Außer durch die Träume wird der Schläfer durch mannigfache körperliche Affektionen belästigt: durch Krankheit, unbecommene Lage, durch akustische Reize, die über den Einklang der äußeren mit den inneren Elementen erklärt werden oder durch sonstige Erregungen. Eine große Rolle spielen die subjektiven Schlaffaktoren. Affekte, Widersprüchlichkeit, vage Gedankenläufe kontrahieren die Blutgefäße, blockieren den Schlafstoff und beeinträchtigen die jedem Menschen so spezifische Schlafstimmung und Schlafstönung. Erst wenn der Mensch zu einem inneren Ausgleich, zu einer Lockerung und Entspannung gekommen ist, zu einer Übereinstimmung mit sich selbst, erst dann kann der Schlafstoff seinen Weg nehmen und sein Werk tun.

Während der Leib nun schläft, beginnt die Seele ihr Spiel, hält Ausschau, nimmt Umgang mit dem Kosmos, steht offen der göttlichen Eingebung. Denn jetzt sollte der Mensch in dem wahrhaft prophetischen Zustande sein, in welchem er die Erfahrungen seines Tages analysiert und sublimiert, in welchem er auch das Zukünftige konzipiert, vorbegreift und vorbehandelt. In einer gegenseitigen adäquaten Spiegelung sollte darin der Leib wahrhaftig das Ausdrucksfeld der Seele und das wirkliche Abbild des schöpferischen Wesens sein. Diese Gabe ist verlorengegangen. Wohl kann auch jetzt noch bei einer solchen Umsicht der Seele, bei dieser Regulierung der gestaltenbildenden Phantasietätig-

keit ein Stückwerk der Prophetenschau erreicht werden, aber die grundsätzliche, rein klingende Anlage ist durch den Sündenfall verdorben. „Der Mensch ist wegen der ersten Sünde in bezug auf Vergangenes und Zukünftiges blind“ (868 A). Mit dieser realistischen These wird allen psychologisierenden Theorien und parapsychologischen Tendenzen eine nüchterne Grenze gesetzt.

Dieses Faktum muß anthropologisch gesehen werden und wird dann erst bedeutsam: Der Mensch liest nicht mehr aus den reinen Zeichen der Schöpfung, weder aus dem Buch der Natur noch auch aus seiner geheimnisvollen Innenschrift, die er mit sich selber ausdrückt. Er erfährt nur etwas von jener allgütigen Kundgabe; sein Organ ist getrübt, seine Einsicht verdüstert, sein Begriff verwässert: „Er hat dies alles in seinem Wissen nur noch schattenhaft“ (868 B).

Der Mensch treibt zwar immer noch — heute wie je — die Psychologie und Physiognomik, beschäftigt sich mit Charakterologie und Astrologie, mit Tiefenpsychologie und Traumdeutung; aber dies geschieht nach Hildegards Überzeugung doch recht kraftlos, ohne Gewißheit und sehr unverbindlich: „Der Mensch hat darin keinerlei Gewißheit mehr“; die leiblichen Funktionsabläufe bleiben ihm verschlossen: „all sein Tun ist ihm unsicher geworden“, ihm, der wie Gras verdorrt: „alle Tage schwinden ja nur so für den Menschen dahin und werden in die Vergessenheit geführt“ (868 B). So wird das Vergessen erzeugt, in das wir blind hineinstürzen; so entsteht die verlorene Geschichtlichkeit, in welcher wir vergebens wühlen und nach einer historischen Evidenz suchen. Und so bleibt auch alles Lesen der Seele auf dem Ausdrucks-Feld des Leibes oder im Spiel-Raum der Träume undeutlich und verquält, ohne Verbindlichkeit und Schlüssigkeit, wie ein Mühen und Wühlen im welken Heu, wie Hildegard recht resigniert dieses Traum-Opus des Menschen nennt.

Dieses „opus“ wird zwar als die menschliche Grundfunktion auch in diesen Bereichen zeitlebens realisiert, im Schlafen wie im Wachen; aber der ehemals durchlichtete und nun verdüsterte Leib äußert sich nur noch unzuverlässig; jedes Organ spricht, aber einen dunklen Dialekt; jeder Traum deutet, aber sehr verworren und verwildert. Alles hat noch die Tendenz, sich mitzuteilen, den Drang, offenbar zu werden: alles will hinauf in ein helles Verstehen gehoben werden; diesem Zug dienen Leib und Seele, Mann und Frau, Mensch und Welt — alle sind nur im Dialog einer großen und erschütternden Enträtselung, wie dies auch die Krankheit ist, wie dies gleichermaßen die Träume wollen: aber der leidende Mensch empfindet die Signale der Krankheit nur als Schmerz, die Schatten der Träume als Gaukelei und Äffung, die Sprache seiner Leiblichkeit als ein absurdes Gestammel, gegen dessen verschütteten Sinn er sich wehrt.

Die äußeren Ursachen dieser Träume sieht Hildegard in den verschiedensten Bedingungen: sie treten auf als Nachwirkungen von Sinnesreizen und Gedankenspielerien, als Einwirkungen von Körperlagen und psychischen Absichten, als Verfallenheit an eine diabolische Macht, die im schlafenden Menschen ihr tolles Zauberwesen zu treiben vermag. Solches wird aus der engen leibseelischen

Verflochtenheit verständlich; die psychosomatischen Verfassungen korrespondieren weitgehend, und der Traum ist nicht nur ein Indikator für ihre Ausgeglichenheit oder Widersprüchlichkeit, sondern auch ein Kompensator ihrer Gegensätzlichkeiten. So wird der Traum zu einem heilenden Geschehen, das zur Harmonie verhilft.

Um zeigen zu können, was überhaupt mit Schlaf und Traum gemeint war, mußte Hildegard auf den ursprünglichen, den physiologischen Zustand zurückgreifen. Was wir kennen, ist ja nur der pathologische Schlaf und eine pervertierte Form des Träumens. Genau so wie die Ernährung als eine kontinuierliche therapeutische Restauration gegen das Hungern, dieses beginnende Sterben, angesehen wird, so zeigt die Seherin auch den Schlaf als eine periodische Rekreation gegen die permanente Ohnmacht, den schon partiellen Tod. Vor dem Sündenfall war die Speise dem Menschen zur Anschauung gegeben; sie war reiner Stoffwechsel, rein theoretischer Ausdruck der kosmischen Sympathie und Austausch von Elementen ohne einen praktischen Nutzeffekt. Eine ebensolche theoretische Schau war der Schlaf: Introversion und Introspektion, Möglichkeit der Versenkung in das innere Leben, in den Schatz der Erfahrungen, die Fülle des Bevorstehenden, auf eine reife Ausrundung alles Seins zu. Insofern war der Mensch „der Prophet aller himmlischen Dinge“. Er genoß auf diese Weise Essen und Schlafen und wurde eins mit dem Genossen. Solche mystischen Vereinigungen stehen dem natürlichen Menschen nicht mehr rein zur Verfügung: der geistliche Mensch kann sie jedoch noch erleben, etwa als Geschlechtsgenuß in der sakramentalen Vereinigung von Mann und Frau oder beim Genuß der Eucharistie in der Vereinigung mit dem Gottmenschen, und zuletzt: in der „visio beata“ nach dem Tode — der letzten und tiefstmöglichen Unio! Insofern sind wir die „Verwalter von Geheimnissen“ geblieben: Geist und Leib bleiben im mysteriösen Wechsel-Spiel; alle Partizipation an der Materie bleibt Information vom Geiste her. Der Sinn ist: daß der ganze Mensch gesättigt und erquicket werde!

## KRANKHEITEN VON KOPF BIS FUSS

VOM HAAR / OBER KOPFLEIDEN / VON DEN  
 AUGEN UND OHREN / ZAHNLEIDEN /  
 ÜBER DIE EINGEWEIDE / DIE ROLLE DES HERZENS /  
 LUNGENKRANKHEITEN / DIE GESUNDE  
 UND KRANKE LEBER / VOM MAGEN /  
 VOM BAUCHFELL / DIE GESCHLECHTSORGANE /  
 DARMKRANKHEITEN / BLASENLEIDEN /  
 BEIN- UND FUSSBESCHWERDEN

Ein Mensch, dessen Glatze groß und breit ist, hat eine mächtige Wärme in sich. Diese Wärme wie auch der Schweiß des Kopfes werfen die Haare heraus; die Feuchtigkeit des Atems aber ist bei einem solchen Menschen fruchtbar und befeuchtet die Gewebe an den Stellen, wo der Bart wächst, so daß sich dort ein starker Bartwuchs erhebt. Ein Mensch hingegen, der nur einen dürftigen Bartwuchs zeigt, dagegen überschüssiges Haar auf dem Scheitel besitzt, ist von kalter Natur und nicht besonders fruchtbar; wenn bei diesem der Atem das Gewebe um seinen Mund berührt, dann läßt er dieses Gewebe unfruchtbar bleiben. Sind aber die Haare auf dem Kopfe eines Menschen einmal ausgefallen, dann können sie fernerhin mit keinem Heilmittel wiederhergestellt werden, weil die Feuchtigkeit und die Grünkraft, die er bis dahin in der Haut seines Kopfes, dem sogenannten „hirneschedele“ gehabt hat, bereits verdorrt sind; aus diesem Grunde kann sich von da ab keine Grünheit mehr erheben, weshalb auch die Haare nicht mehr nachwachsen können. So kommt es denn recht häufig vor, daß bei Leuten, deren Glatze groß und breit ist, auch der Bart groß und breit wächst; die aber nur einen dünnen und spärlichen Bartwuchs zeigen, sind um so reichlicher mit Haaren auf dem Scheitel versehen.

Das akute Fieber und das tägliche sowie das Drei- und Viertagefieber, aber auch andere Fieberarten berühren bisweilen die „melancolia“; diese sendet bei solcher Berührung einen wäßrigen Rauch zum Kopf und in das Gehirn des Menschen und läßt diesen unter heftigem und andauerndem Kopfweh leiden.

Auch der halbseitige Kopfschmerz (emigranea) rührt von dieser Schwarzgalle samt den anderen schlechten Säften im Organismus her. Er befällt nur die Mitte des Kopfes, nicht den ganzen, so daß er bald auf der rechten Seite des Kopfes, bald auf der linken zu finden ist. Bei übermäßigem Vorkommen der Säfte ergreift er die rechte Kopfpartie, wenn aber die Schwarzgalle übermäßig

produziert wird, die linke. Dieser halbseitige Kopfschmerz hat eine solch große Wucht in sich, daß der Mensch es bei gleichzeitigem Befallensein des ganzen Kopfes nicht aushalten könnte. Dies Leiden ist recht schwierig anzugehen, weil unter Beruhigung der Schwarzgalle die schlechten Säfte gleichzeitig angeregt werden und weil durch die Beruhigungsmittel für die schlechten Säfte zugleich wieder die Schwarzgalle zur Produktion gebracht wird; aus diesem Grunde ist es so schwierig, hier heilend einzugreifen, weil die Schwarzgalle und die schlechten Säfte nur schwer gleichzeitig ruhiggestellt werden können.

Auch ein Nahrungsmittel, welches einen feucht-triefenden Saft enthält, wie etwa der Saft der Gartenkräuter oder der Saft des Obstes, bringt dem Menschen zuweilen Kopfweh, wenn es häufig und ohne Beigabe von trockenem Brot verzehrt wird; ein solcher Schmerz aber kann bald beruhigt werden, weil er von einem nur schwachen Saft herrührt. Aber auch Phlegma kann im Menschen oft im Übermaß vorhanden sein und sich erheben, zu seinem Kopf hin ziehen und die Gefäße an den Schläfen, welche die Stirn zu stärken haben, erschüttern und so einen mehr an der Stirn lokalisierten Kopfschmerz hervorrufen.

In einem weiteren Fall wird ein Mensch ohne die leitende Aufsicht wissenschaftlicher Unterweisung und ohne jede Not rein aus freien Stücken sich mit weitläufigen Gedankenspielen beschäftigen: ein solcher nimmt dann seinen Säften die geordnete Bahn, so daß er einmal übereilig, dann wieder träge ist und im ganzen ohne rechte Gesichtspunkte für die Anordnung seines Stoffes. Dadurch wird der Kopf eines solchen Menschen von Schwindel befallen, so daß bei ihm Wissen und Gefühl nachlassen.

Treten aber die hier verzeichneten Qualen (pestes) einmal alle zugleich auf, so daß sie gleichzeitig im Kopf des Menschen herumwüten, dann können sie ihn bis zum Wahnsinn treiben, ihn durcheinanderbringen und bar jeder Einsicht werden lassen, so wie ein Schiff, wenn es im Sturm geworfen wird, schließlich zerbricht. Daher glauben viele, ein solcher Mensch sei von einem Dämon besessen; dies ist jedoch keineswegs der Fall; die Dämonen eilen wohl zu diesem Leiden mit seinen Schmerzen hinzu und machen einen Anschlag, weil das Zum-Wahnsinn-Treiben zu ihren Aufgaben gehört, sie haben aber keine freie Verfügung über ihre Worte, weil ein solcher Mensch nicht von einem Dämon besessen ist. Darf aber einmal ein Dämon mit göttlicher Erlaubnis in einem Menschen seine Worte frei gebrauchen, dann übt er dort an Stelle des Heiligen Geistes seine Räuhereien mit Worten und Wutanfällen so lange aus, bis Gott ihn davonjagt, wie er ihn ja auch aus dem Himmel hinausgeworfen hat.

Das Gehirn wird betroffen sowohl von guten wie schlechten Säften des Organismus; daher ist es immer weich und durchfeuchtet. Tritt der Fall ein, daß es austrocknet, dann wird es in kurzer Zeit krank. Ist ihm doch von Natur aus das Feuchte und Fette eigen. Auch ist das Gehirn die materielle Basis für Wissen, Weisheit und Vernunft des Menschen; alle diese Eigenschaften erhält es, indem es sie ausschickt und wieder an sich nimmt; dabei hält es auch die

besonderen Funktionen der Gedanken zurück. Die Gedanken selbst wohnen im Herzen und haben entweder eine süße oder bittere Stimmung: ihre Süße macht das Gehirn fett, und ihre Bitternis dörrt es aus. Auch hat das Gehirn besondere Bahnen, so wie eine Räucherammer ihre Abzüge, wo der Qualm hinaus kann. Diese Bahnen liegen in den Augen, den Ohren, der Nase und sind auch an diesen Stellen nachzuweisen. Wenn nun jene Süße im Gedankenleben vorherrscht, dann zeigen sich Augen, Ohren und Sprache des Menschen in aller Heiterkeit. Wenn aber Bitterkeit in ihnen ist, dann tun dies die Augen durch Tränen, Gehör und Sprache aber durch Zorn und Trauer kund.

Die Augen des Menschen sind als ein Gleichbild des Firmaments geschaffen. Dabei hat die Pupille Ähnlichkeit mit der Sonne; die schwärzliche oder graue Färbung rings um die Pupille ist dem Mond vergleichbar und das mehr außen liegende Weiß den Wolken. Das Auge hat seinen Bestand aus dem Feuer und dem Wasser. Durch das Feuer wird es gehalten und so gestärkt, daß es existieren kann; durch das Wasser aber wird seine eigentliche Funktion, das Sehvermögen, gewährleistet. Wenn Blut an der Oberfläche des menschlichen Auges die Oberhand gewinnt, dann erstickt es die Sehkraft des Auges, weil es dann das Wasser, das doch dem Auge das Sehen ermöglicht, austrocknet. Auf der anderen Seite hat das Wasser, das im Auge zum Sehen dienen soll, nicht genügend Kraft für diese Funktion, wenn der Fall eintritt, daß das Blut dort über das Maß verringert wird; denn gerade das Wasser, das dem Blut des Auges diese Funktion wie eine Säule tragen sollte, fehlt dann. Aus diesem Grunde werden auch bei den alten Leuten die Augen kurzsichtig, weil es bei ihnen an Substanz verliert und das Wasser samt dem Blut bei ihnen geringer wird. Darum sehen junge Leute auch schärfer als alte, weil in ihren Gefäßen noch die richtige Mischung von Wasser und Blut zu finden ist; Feuer und Wasser haben in ihnen die Wärme und Kälte noch nicht so über das Maß hinaus ausgetrocknet und verringert.

Ein Mensch mit grauen, dem Wasser ähnlichen Augen hat diese hauptsächlich aus der Luft; daher sind sie auch schwächer als andere Augen, weil die Luft durch die verschieden getönte Atmosphäre (aura) der Wärme, Kälte und Feuchtigkeit oftmals verändert wird. Darum werden auch solche Augen leicht von schlechter, weichlicher und feuchter Luft wie auch durch Nebel geschädigt; wie diese nämlich die Reinheit der Luft beeinträchtigen, so schädigen sie auch die aus Luftsubstanz entstandenen Augen.

Wer feurige Augen hat, die man mit schwärzlichen Wolken vergleichen könnte, die dicht bei der Sonne liegen, der verdankt sie natürlicherweise dem warmen Südwind. Solche Augen sind gesund, weil sie aus der Wärme des Feuers stammen. Lediglich Staub und jeglicher üble Geruch schädigt sie, weil ihre Helligkeit nicht auf Staub und ihre Reinheit nicht auf unbekannte Gerüche achtgibt.

Wer Augen hat, einer Wolke ähnlich, in welcher der Regenbogen erscheint, verdankt diese der Luft mit ihren verschiedenartigen atmosphärischen Störungen, denen ja die Beständigkeit des Trockenens oder Feuchten fehlt. Solche Augen sind krank, weil sie aus dieser unbeständigen Luft entstehen: in warmer Atmosphäre zeigen sie ein abgeschwächtes Sehvermögen, weil sie nicht dem Feuer entstammen; hingegen sind sie in reiner regnerischer Außenluft scharfsichtig, weil sie mehr Feuchte als Feuer in sich haben. Alles glitzernde Licht, ob von Sonne, Mond oder Sternen wie auch von sonstigen Lichtern oder Edelsteinen, auf Metallen oder auf sonst irgend einem Ding ist ihnen schädlich, weil sie von der Luft mit ihren verschiedenartigen atmosphärischen Einflüssen herkommen.

Wer Augen hat, die einer trüben Wolke gleichen, die nicht ganz feurig, aber auch nicht richtig getrübt ist, sondern etwas grünlichblau, der verdankt sie der mißgefärbten (lividus) Feuchtigkeit der Erde, die so vielerlei an unnützem Kraut und Erdwürmern hervorbringt. Solche Augen sind weichlich und treiben rötlisches Gewebe hervor, weil sie aus dem Livor entstanden sind. Sie werden aber nicht angegriffen von feuchter Luft noch von Staub, auch nicht von üblen Gerüchen oder von glitzernden Gegenständen, unter denen, wie gezeigt wurde, die Sehschärfe anderer Augen leidet; hingegen werden sie manchmal durch gewisse andere Krankheiten geschädigt. Wie nämlich nichts im Wege steht, daß aus der mißfarbigen Feuchtigkeit der Erde nutzlos Kraut und Gewürm hervorgehen, ebensowenig wird auch das Sehvermögen dieser Augen von den genannten Schädlichkeiten angegriffen.

Wer schwarze oder ganz trübe Augen hat, so wie Wolken manchmal sind, der verdankt sie hauptsächlich dem Erdstoff. Diese sind kräftiger und schärfer als alle anderen Augen und behalten auch ihre Sehschärfe lange, weil sie aus der schöpferischen Kraft (fortitudo) der Erde stammen. Dagegen werden sie leicht durch feuchte Erde und feuchte Wasser und Sümpfe geschädigt, wie auch die Erde von der üblen Feuchtigkeit und dem ungeheuren Feuchtigkeitsgehalt der Gewässer und Sümpfe angesteckt wird.

Steht das Gehirn des Menschen aus irgendeinem Grund unter zu großer Fettzufuhr, dann sendet diese Fettigkeit einen schädlichen Saft und Schweiß zu den Augen. Wenn dieser Saft und Schweiß häufig die Augen durchtränkt und ansteckt, so bekommen sie durch die dicke Beschaffenheit des Saftes und Schweißes eine weißliche Haut (albugo). Wird diese nicht sogleich, solange sie noch zart ist, entfernt, so verdickt sie sich derart, daß sie später wegen ihrer Dicke, die der Haut der Gallenblase gleicht, nicht mehr entfernt werden kann und so die weißliche Haut am Auge bildet. Dieselbe weiße Haut kann auch aus der Kälte der Säfte und aus der Schwarzgalle entstehen. Wenn sich durch schädliche Säfte im Auge irgendeines Menschen zuviel Wasser angesammelt hat, dann erstickt es das Feuer in den Augen und absorbiert es: sie schimmern dann feucht, als weinten sie, und fangen an, schwachsichtig zu werden.

Wenn der menschliche Magen krank wird, steigt aus ihm ein Phlegma auf bis in seinen Kopf, befällt auch die Ohren und beeinträchtigt das Hörvermögen des Menschen. Dies Phlegma, das sich bald verringert, bald vermehrt, ist leicht zu behandeln und zu vertreiben. Es lassen aber auch schon einmal die schlechten Säfte im Organismus einen Rauch entstehen und schicken diesen Rauch zum Kopf des Menschen und in sein Gehirn. Dieser Rauch zieht gleichfalls zu den Ohren und verstopft das Hörvermögen; er hält sich hartnäckig dort und ist recht schwer zu behandeln.

Die Haut, in der nach Art einer Membran das Gehirn liegt, ist von äußerst feinen Gefäßen umgeben, die sich auch bis zum Zahnfleisch und zu den Zähnen selbst ausbreiten. Wenn diese mit schlechtem, überreichlichem und fauligem Blut angefüllt sind und durch das Schaumige bei der Gehirnreinigung beschmutzt werden, dann bringen sie Fäulnis samt Schmerzen vom Gehirn in das Zahnfleisch und an die Zähne selbst heran. Das Zahnfleisch um die Zähne schwillt dann an, ebenso die Kiefer: dann leidet der Mensch am Zahnfleischschmerz.

Der Mensch muß immer wieder die Zähne zwischendurch durch Spülen mit Wasser reinigen; tut er dies nicht regelmäßig, dann entsteht als Folge mitunter im Fleisch um die Zähne ein Livor und vermehrt sich, so daß das Zahnfleisch krank wird. Auch entstehen aus dem Livor, der sich um die Zähne abgelagert hat, schon einmal Zahnwürmer, die ebenfalls das Zahnfleisch anschwellen lassen; so hat der Mensch seinen Zahnschmerz.

Wenn jemand krank zu Bett liegt und dabei eine rote Gesichtsfarbe zeigt, dann hat er ein Blut, das von einem Eingeweideleiden her krank und giftig ist; deshalb sieht er so rot im Gesicht aus. Denn der schlechte Saft tritt aus dem Gefäßsystem heraus, geht auf die Gewebe über und durchzieht sie so, daß sie an ihren schwachen Stellen aufgetrieben werden und anschwellen, als seien sie von tausend kleinen Öffnungen durchlöchert. Ein solcher Mensch ist nicht traurig, sondern eher vergnügt und kann in seiner Krankheit ganz gut ertragen werden.

Wer aber in seiner Krankheit blaß aussieht und abmagert, bei dem vereinigen sich Schwarzgalle und Lähmung (paralysis), so daß er hiedurch kühl wird. Wegen dieser Kälte hat er ein bleiches Aussehen und zeigt keinen rechten Fortschritt in der Entwicklung seiner Gewebe. Dieser Mensch ist traurig in seiner Krankheit und wird leicht zum Zorn gereizt.

Der Magen gibt den menschlichen Eingeweiden die Feuchtigkeit, und die Blase regelt ihren Wasserhaushalt. Auf diese Weise lassen die Eingeweide die Nahrung immer hin und zurück fließen, werden fett dabei und bekommen verschiedenartige Säfte (diversos livores). Wird nun der Magen durch verschiedenartige und schädliche Speisen gereizt und die Blase durch verschiedenartige und schädliche Getränke beeinträchtigt, dann tragen beide den Einge-

weiden schlechte Säfte zu; so kommt es, daß sie einen üblen Rauch zur Milz aussenden.

Die Milz wird dadurch aufgebläht, schwillt an und wird mitgenommen; durch ihre Schwellung und Schmerzhaftigkeit macht sie auch das Herz leidend und bereitet rings um dieses einen Livor. Noch aber ist das Herz kräftig genug und gibt diesem Schmerz Widerstand. Wenn aber die aufgeführten Säfte in den Eingeweiden und in der Milz des Menschen ihr Maß überschritten und das Herz vielfach in Mitleidenschaft gezogen haben, kehren sie wieder zur Schwarzgalle zurück und vermischen sich dort mit ihr. Durch diese Mischung in Bewegung gebracht, erhebt sich die Schwarzgalle voll Unwillen, steigt mit einem schwarzen und schlechten Dunst zum Herzen hoch und ermüdet dieses durch immer neue und plötzliche Anstrengungen. Daher nehmen solche Menschen, bedrückt und verbittert geworden, nur noch wenig Speise und Trank zu sich, werden davon körperlich schwächlich und können sich oft kaum noch auf den Beinen halten. Dann leiden sie auch vielfach an Aufstoßen.

Wenn ein Mensch ein Haus baut, dann macht er an ihm eine Tür und Fenster sowie einen Rauchabzug: durch die Tür will er ein und aus gehen, um alles Nötige hereinzubekommen; durch die Fenster will er Licht haben, und durch den Schornstein soll der Rauch abziehen, damit das Haus nicht im Qualm verkommt, wenn darin ein Feuer angezündet wird. So sitzt auch die Seele im Herzen wie in einem Haus: ihre Gedanken schickt sie wie durch eine Tür ein und aus, erwägt hin und her, als wenn sie durch ein Fenster schaute, und ihre sonstigen Funktionen leitet sie wie von einem angezündeten Feuer zum Gehirn wie zu einem Schornstein, um dort über diese Leitkräfte zu entscheiden und sie aufzusondern. Hätte der Mensch diese Gedanken nicht, dann fehlte ihm auch die Einsicht, und er würde dastehen wie ein Haus, an dem man Türen, Fenster und Schornstein vergessen hat. Die Gedanken sind ja die Urheber der Einsicht in Gut und Böse und die ordnende Kraft in allen Dingen, und sie heißen deshalb Gedanken. Gedanken sind ja Urheber des Guten, der Weisheit, der Torheit und ähnlicher Eigenschaften, wie auch vom Herzen schlechte Gedanken herkommen: alles das geht durch die Türe. Und genau so geht auch vom Herzen ein Weg aus zu den Elementen, mit denen der Mensch das verwirklicht, was er gedanklich verarbeitet hat. Diese Gedanken kommen nun herauf ans Gehirn, und das Gehirn hält sie zusammen; das Gehirn ist ja das Prinzip aller Feuchtigkeit im Organismus, ebenso wie auch der Tau alles durchfeuchtet. Wenn nun aber schlechte und übelriechende Säfte im Menschen erregt werden, dann schicken sie einen schädlichen Rauch zum Gehirn.

Das Gehirn wird hiedurch erregt, so daß es diesen Rauch über bestimmte Gefäßbahnen zur Lunge führt und diese damit ansteckt; die Lunge wird davon ziemlich aufgebläht und kann nur noch recht schwierig den Atem herausbringen

und verleiht diesem einen schlechten Geruch. Indessen ist diese Aufblähung der Lungen nicht besonders gefährlich; man kann sie leicht kurieren.

Es gibt andere Menschen, deren Kopf gesund und so stark ist, daß die eben-erwähnten schlechten Säfte nicht imstande sind, ihr Gehirn anzugreifen, weil sie nicht recht an dasselbe herankommen. Und weil sich diese Säfte nicht bis ans Gehirn erheben können, bleiben sie in der Luftröhre des Menschen stecken und machen diese krank: solche Leute können dann nur mit großer Mühe die Atemluft wieder herausbringen. Wenn nämlich diese Säfte in der Gurgel eines solchen Menschen hängen, stecken sie seine Lunge mit Unreinigkeit, Fäulnis (tabes) und Fäulnisprodukten an und machen sie wund; so können auch die Augen eines Menschen bisweilen durch die Schmerzhaftigkeit von austretendem Eiter (tabes) und Geschwüren verletzt werden. Die Folge davon ist, daß die Lunge zur Kehle hin aufsteigt und nun den Zugang der Atemluft verlegt, so daß der Mensch kaum noch ausatmen kann. Weil so viel Faules rings um die Lunge sich lagert, wirft der Mensch viel und stinkendes Phlegma aus; er müßte ja sonst rasch zugrunde gehen, weil diese Krankheit recht gefährlich werden kann.

Andere Menschen gibt es, die bei einer nebligen und feuchten Mischung der Luft empfangen werden, weshalb sie auch einen stinkenden und übelriechenden Atem sowie schlechtriachenden Schweiß dauernd an sich haben. Dieser stinkende Mundgeruch und die schlechten Säfte in ihrem Innern erstrecken sich bis aufs Gehirn und suchen dies so durch ein Leiden heim, daß es oftmals bis an die Grenze der Bewußtlosigkeit geführt wird. Können sie solches Phlegma auswerfen, dann werden sie weniger geplagt, weil ihr Gehirn gereinigt wird; gelingt ihnen aber der Auswurf nicht, werden sie von heftigem Kopfweh befallen, weil ihr Gehirn nicht von den schädlichen Säften erleichtert wird. Dieser ihr stinkender Atem steigt auch auf die Lunge herab und nimmt sie so hart mit, daß die Kranken davon eine heisere Stimme bekommen. Gleichwohl ist solcher Schmerz nicht besonders schlimm, weil er rasch wieder kuriert werden kann.

Andere Menschen, die bei Vollmond und temperierter Atmosphäre empfangen werden, wenn es weder zu kalt noch zu warm ist, sind gesund, dabei gierig beim Einnehmen der Speisen, so daß sie die verschiedenen Speisen ohne vernünftige Unterscheidung verzehren. Obwohl sie gleichgültig alles essen und auch essen können, sollten sie sich doch gewisser schädlicher Speisen enthalten; so macht es ja auch der Jäger, wenn er das nutzlose Wild laufen läßt, das brauchbare aber fängt.

Wenn ein solcher Mensch die verschiedensten Speisen gleichgültig und maßlos in sich hineinschlingt, dann wird durch diese verschiedenartigen Säfte seine Leber geschädigt und verhärtet; dann wird ihr heilsamer Saft, den sie wie eine Salbe an die einzelnen Organe wie auch in die Glieder und die Eingeweide („waldarun“) leiten müßte, durch die schädlichen Säfte mitgenommen; dann

kann es auch schon einmal vorkommen, daß das Gewebe an einzelnen Stellen dieser Organe sich in einen Tumor verwandelt, das Gewebe schließlich reißt und irgend eines seiner Gliedmaßen so geschädigt wird, daß er auf ihm ans Hinken kommt. Gleichwohl können solche Leute in ihrer Krankheit recht lange leben.

Ferner gibt es Menschen, die bei abnehmendem Mond und im Wirbel wechselhafter Atmosphäre empfangen werden. Unter ihnen findet man welche, die immerfort traurig sind und recht wechselhafte Stimmungen zeigen. Wegen dieser grundtraurigen Stimmung wird die Leber geschwächt und von vielen und winzig kleinen Löchern durchbohrt, so wie ein Käse, der ganz kleine und sehr viele Öffnungen hat. Deshalb zeigen solche Leute nie Appetit, mögen nicht recht essen und trinken, sondern nehmen nur wenig Speise und Trank zu sich. Und weil sie so wenig essen und trinken, wird ihre Leber morsch wie ein Schwamm („holmetde“) und nimmt immer mehr ab.

Die Leber ist im Menschen gleichsam ein Gefäß, in welches Herz, Lunge und Magen ihre Säfte hineinschütten, die dann die Leber wiederum auf alle Organe zurückströmen läßt, so wie ein Gefäß, unter eine Quelle gestellt, das aufgenommene Wasser wieder an andere Stellen fließen läßt. Wenn nun aber die Leber so durchlöchert und morsch ist, wie das dargestellt wurde, dann kann sie die guten Säfte von Herz, Lunge, Magen nicht mehr zurückhalten; so kehren diese Säfte und Flüssigkeiten wieder zu Herz, Lunge und Magen zurück und verursachen dort eine Art von Überschwemmung. Kommt eine Krankheit dieser Art erst einmal im Organismus zur richtigen Entwicklung, dann kann der Mensch nicht mehr lange leben.

Noch andere Menschen gibt es, die empfangen werden, wenn die Sonne im Zeichen des Krebses steht, schon ihren höchsten Stand erreicht hat und die Luft im richtigen Wärmeverhältnis hält: solche Leute haben eine gesunde Leber. Da sie eine gesunde Leber haben, fühlen sie zuweilen irgend einen Fehler an ihrem Herzen, weil die schlechten Säfte auf der Flucht vor der Leber nun zu Herz und Milz tendieren und diese hart mitnehmen, da sie die Leber nicht überwältigen konnten.

Wenn ein Mensch rohe Äpfel und Birnen oder rohes Gemüse oder sonstwie rohe Speisen zu sich genommen hat, die nicht auf dem Feuer gekocht wurden oder mit irgend einem Gewürz zurechtgemacht sind, dann können sie in seinem Magen nicht mehr so leicht durchgekocht werden, weil sie vorher nicht temperiert wurden. Dann steigen die schlechten Säfte aus den Speisen — die doch auf dem Feuer gekocht werden oder mit Gewürzen, wie Salz oder Essig, zurechtgemacht sein sollten, wobei sie temperiert und geschreckt worden wären, was beides nun nicht der Fall war — zur Milz auf und verwandeln diese unter großer Schmerzhaftigkeit zu einem Tumor. Weil die Milz nämlich naß ist und von den Säften durchfeuchtet werden muß, nimmt sie die guten wie die schlechten Säfte auf. Haben sich also diese schlechten Säfte erhoben, dann kommen sie zur Milz, beschädigen diese und machen sie schmerzhaft.

Der Magen ist im menschlichen Organismus so eingerichtet, daß er alle Speisen aufnehmen und verdauen kann: er ist zäh und an der Innenfläche gerunzelt, damit er die Speisen für dieses Verdauungsgeschäft festhalten kann, daß sie nicht zu schnell in die weiteren Verdauungsphasen abgleiten; so rauht ja auch der Maurer seine Steine auf, damit sie den Mörtel annehmen und festhalten, damit er nicht zerfließt oder abbröckelt. Wenn aber manche Menschen bei Gelegenheit übermäßig solche Speisen zu sich genommen haben, die roh, ungekocht, nicht ganz gar oder auch übermäßig fettig, schwerverdaulich oder aber auch saftlos und zu trocken waren, dann vermögen Herz, Leber, Lunge und die übrigen Wärmereservoirs nicht immer dem Magen mit so viel und so bereitem Feuer beizustehen; so kommt es, daß die Speisen im Magen gerinnen, hart und schimmelig werden; davon bekommt dann der Magen bisweilen eine grünliche (viridis) oder bläuliche (glaucus) oder mißfarbige Schicht oder den Livor, den sogenannten „slim“, und behält diesen zurück; oder es laufen daher, wie von einem stinkenden Dunghaufen, die schlechten Säfte und schädlichen, übelriechenden Dünste durch den ganzen Organismus, gleichwie wenn grünes oder nasses Holz anbrennt, und sie breiten sich überall im Körper als eine schlechte Ausdünstung aus. Daß sich aber gewisse Speisen im Menschen verhärten, kommt von den verschiedenartigen Krankheitsmöglichkeiten her: ist nämlich zuviel und unregelmäßig verteilte Glut im Organismus, dann wird die verzehrte Nahrung verbrannt, ist aber zuwenig und nicht recht lokalisierte Kälte in ihm, dann kann die aufgenommene Speise nicht verdaut werden; sie backt sich infolge der Abkühlung zusammen und gerinnt in ihm. So bleibt sie denn im Menschen liegen, und dieser hat hiedurch Schmerzen auszustehen.

Es gibt Menschen, die schwache Organgewebe haben, gleich ob sie fett oder mager sind. Bei solchen ist die innere zarte Haut, die die Eingeweide zusammenhält, fett und dünn, so daß sie, entweder bei gewissen Schwächezuständen oder nach besonderen Anstrengungen, durch einen Fall oder zu große Spannung des gefüllten Magens leicht durchbricht. Bei den Frauen ist, schon ihrer Geburten wegen, dieses Häutchen dicker und zäher als bei den Männern; deshalb findet man es öfter und eher bei Männern als bei Frauen gerissen.

Die Lendengegend (renes)<sup>(16)</sup> ist das Firmament und der Wärmespeicher für den gesamten Organismus: sie hält die Schenkel des Menschen zusammen, wie bewaffnete Krieger, die ihren Herrn verteidigen. Es befinden sich deshalb zwei Organe dort, damit sie um so kräftiger und zweckentsprechender das Feuer bei sich halten können. Das tun sie beim Manne wie bei der Frau, indem sie dem männlichen Geschlechtsteil anliegen und auch mit der weiblichen Gebärmutter verbunden sind. Sie sind in eine Fettschicht gehüllt, damit sie nicht durch Erkältung und Widerwärtigkeiten Schaden nehmen und damit sie ihre Kräfte behalten. In dieser Lendengegend liegen sehr starke Blutadern, die sie

kräftig halten und durch die auch der ganze übrige Organismus aufrecht erhalten wird. Leidet der Mensch an diesen Organen, dann hat dies zunächst in einer Schwächung des Magens seine Ursache. Aus dem Magenleiden entsteht nämlich der Seitenschmerz, und aus dem Schmerz in der Seite entwickelt sich ein Schmerz im Dünndarmgebiet.

Wenn nämlich der Magen durch schädliche und schlechte Speisen geschwächt wird, so daß starke und schlechte Speisen nicht in ihm verdaut werden können, so erhebt sich von ihm aus ein Schmerz wie ein Rauch oder wie Nebeldünste gegen die Seite, wie wenn sich aus grünem Holz ein beißender Qualm erhebt; jene Ausdünstung des Magens geht auf die Därme über wie eine düstere Wolke, und die Därme nehmen den Rauch auf, weil dieser gewohnheitsmäßig ständig dorthin tendiert, wie auch der Rauch vom Holz zum Schornstein hinaufsteigt. So senkt sich jede Schwäche und jeder Schmerz des Magens gewöhnlich auf diese seine wenngleich üble Lieblingsstelle in den Därmen herab und verursacht dort ein Schmerzgefühl.

Dem Vermögen, das in den Lenden der Männer vorhanden ist, das heißt dem Geschlechtswind, welcher aus dem Mark hervorgeht, sind zwei in sich wieder verbundene Kräfte wie zwei Zelte beigegeben, welche die Glut, die im Manne vorherrscht, unterstützen und die auch die feurige Kraft des Zeugungsgliedes kraftvoll zwischen sich festhalten. Und sie sind gleichsam mit einem Häutchen umhüllt, damit nichts von ihrer Kraft verlorengehe; denn diese Kraft dient ihnen dazu, den Stamm aufzurichten zu können. Wenn aber ein Mann, sei es durch natürlichen Ausfall, sei es durch späteren Verlust, diese beiden Kräfte nicht hat, dann besitzt er auch nicht die männliche Grünheit (virilis viriditas) und nicht jenen mannhaften Geschlechtswind, der den Stamm zu seiner Zeugungsmächtigkeit (fortitudo) aufrichtet<sup>(17)</sup>. Infolgedessen kann der Stamm nicht aufgerichtet werden, damit er nun seiner Bestimmung nach das Durchpflügen des Weibes wie eines Ackerlandes durchführe; hat er doch den Wind seiner Manneskraft verloren, das jenes Glied erst für seine Aufgabe, Nachkommenschaft zu erzeugen, kräftigen sollte, genau so wie auch ein Pflug das Ackerland nicht aufzureißen vermag, wenn die Schärfe des Pfluges verloren ist.

Das männliche Zeugungsvermögen liegt nun machtvoll in den männlichen Geschlechtsorganen; mitunter aber erhebt sich entweder durch eine schlechte Säftemischung oder durch schädliche Ausschwitzungen oder auch durch ein Übermaß des Geschlechtsbegehrens in dieser Manneskraft eine gewisse ungeordnete Feuchtigkeit oder ein Geschwür oder eine Entzündung, so daß hiedurch die Geschlechtsorgane entzündet oder durch verderbliche Geschwüre geschädigt werden.

Ein Mensch, der den Harn nicht halten kann, besitzt einen kalten Magen und eine kalte Blase: so kann das Getrunzene in ihm nicht genügend durch-



gekocht werden. Bevor es in ihnen gekocht ist, fließt es ab wie lauwarmes Wasser; das ist so, wie wenn Wasser auf dem Feuer warm zu werden beginnt und oben abfließt, ehe es siedet. So geht es ja auch den kleinen Kindern, die ihren Harn noch nicht verhalten können, weil weder ihr Magen noch die Blase die vollkommene Wärme besitzen, sondern kalt sind.

Wer weiche und üppige Körpergewebe hat und häufig verschiedenste und auserlesene Speisen zu sich nimmt, wird leicht von Podagra befallen. Hat nun einer zwei gute und gesunde Gerichte und als drittes ein schlechtes und schwaches zu sich genommen, dann werden die beiden ersten mit letzterem schon fertig, so daß der Mensch von solcher Nahrung wenig mitgenommen wird. Hat aber einer zwei schlechte und schädliche und gleichzeitig ein drittes gutes und gesundes als Nahrung genossen, dann stehen die beiden ersten letzterem so entgegen, daß es recht selten noch gut bei ihm anschlägt. Es geschieht den Menschen oft, daß sie unter so verschiedenartigen Speisen leicht krank werden müssen. Wenn also Leute mit weichen, üppigen Geweben im Übermaß verschiedene und auserlesene Speisen nehmen, dann gewinnen die schlechten Säfte die Oberhand, überschwemmen alles und entwickeln sich so, daß man sie nicht mehr aufhalten kann; so steigen sie in die unteren Körperregionen und beginnen sich in Beinen und Füßen auszutoben. Finden sie keinen Ausweg, so wollen sie wieder zurück, können es aber nicht und setzen sich so in den unteren Gliedmaßen fest; dort werden sie in Livor umgesetzt und verhärten sich; so bekommt dieser Mensch an Beinen und Füßen das Podagra zu spüren und hat Schmerzen, daß er kaum noch auftreten kann. Bei Frauen vermehren sich unter den gleichen Umständen die schlechten Säfte auch; dennoch kriegen sie nicht das Podagra; bei ihnen gehen diese Säfte ja in die monatliche Reinigung über, und so bleiben sie von diesem Leiden verschont. Auch die Fistel ist eine Art Podagra. Sie entsteht aus schlechten und überschüssigen Säften, die sich dann an gewissen Körperstellen festsetzen oder zu den Beinen und Füßen steigen; dort durchbohren sie mit der Schärfe ihres Überschusses die Haut und fließen langsam aus. Weil sie immer nachgebildet werden, lassen sie durch das ständige Ausfließen eine Heilung der Haut nicht zu.

*Hildegards „Spezielle Pathologie“ bedient sich traditionsgemäß der klassischen Einteilung „a capite ad calcem“. Es lassen sich darin die Grundelemente der galenischen Anatomie und Physiologie nachweisen, wenngleich eine systematische Durchführung nach dem Stand des damaligen Wissens fehlt. Was dafür diesem Abschnitt seinen Reiz gibt, ist die Ganzheitlichkeit in der Auffassung der funktionellen Verhältnisse. Immer bleibt der Bezug zur Einheit des Organismus gewahrt, immer wird das Zentrale gesucht und gefunden, auch wenn dies infolge der mangelhaften realen Kenntnisse und einer fehlenden einheitlichen Nomenklatur nicht ohne Reibungen und Sprünge gelingen kann.*

*Mitte dieser Vorstellungswelt ist das Herz. Hier sitzt die Seele und baut an ihrem Organismus wie an einem Haus. Das Bild ist primitiv, aber eindrücklich; es berücksichtigt die psychosomatischen Zusammenhänge, läßt den Wärme- und Energiehaushalt sowie die Stoffwechselprozesse erkennen, deutet dabei auf verbindliche Zwischengliederungen und Leitbahnen hin, zeigt, wie auch psychische Einflüsse, in Gestalt der an sich indifferenten Gedanken und Phantasiebilder, pathogenetisch wirksam werden können, leitet damit hinüber in den Fragenkreis des moralischen Habitus zur körperlichen Integrität und greift schließlich aus in die großen kosmischen Bezüge: hier baut das Herz über die Elemente einen Weg aus dem Intimsten der menschlichen Organisation zu dem Universalsten und Extensivsten, dem Weltall. Auch unter diesem Aspekt ist die Welt wirklich eine „Elongatur“ des Menschenwesens, wie der Mensch die „Abbreviatur“ der gesamten Welt ist.*

*„Als Gott Himmel und Erde erschuf, setzte er in ihre Mitte den Menschen, auf daß er sie mit seiner Befehlsgewalt beherrsche; diese menschliche Mittlerstellung aber ist nachgebildet jener Mitte, welcher der Sohn Gottes in der Mitte des Vaterherzens innehat: wie nämlich die Entscheidung vom Herzen des Menschen ausgeht, so auch der Sohn von Gott, dem Vater. Denn das Herz hat seine Entscheidung, und die Entscheidung kommt vom Herzen: beide sind eines, und eine Trennung ist hier nicht denkbar“ (992 D). Das Herz ist vitaler und ursprünglicher als der übrige Körper; es intendiert und reguliert auch das Gehirn und sein Räderwerk, während es selber mitten im Getriebe sitzt. „Mit Hilfe der Elementarkräfte wirkt die Seele alles, was der Mensch will, durch die Verstandeskraft seiner Vernunft, wobei sie durch das Wollen des Herzens geführt wird, wie auch ein Mühlwerk, durch menschliche Kunstfertigkeit errichtet, durch die Wasserkraft geschwinde herumgeführt wird“ (838 A). Als Verwalter der eingeborenen Lebenswärme spielt das Herz im Organismus diese seine zentrale Rolle: „Das Herz des Menschen manifestiert die Wärme, die Leber die Trockenheit, die Lunge die Feuchtigkeit des Organismus. Und wie die Wärme des Herzens, die Trockenheit der Leber und die Feuchtigkeit der Lunge den Menschen beleben, so stärken auch Wärme, Trockenheit und Feuchtigkeit der Luft und der Atmosphäre alles, was in der Welt ist“ (849 A).*

*Nur aus dem ganzheitlichen Bezug gewinnt jeder Teil seine Stellung und Bedeutung. Das Gehirn ist die Basis des Gedankenlebens nur deshalb, weil es seine Lokalisation, seine Elementarqualität, seine kosmische Analogie so gestattet und verlangt. Es geht bei dieser pathologischen Anschauungsweise um keine objektive Erfassung von Naturgegenständen, sondern immer nur um die Einordnung der existentiellen Bedeutung einer lebendigen Erscheinung. So ist die Stellung des Gehirns sekundär.*

*Es ist lediglich Kühlkammer für das Blut, Abzug für die Wärmeprodukte, Reinigungsorgan für die Säfte, infolge seiner qualitativen Konsistenz auch die*

materielle Basis für Bewußtsein und geistige Leistungen, wenn auch nur im Sinne eines Überträgers, eines Effektors und Indikators. „Der gesamte menschliche Organismus ist mit dem Haupte verbunden, so wie auch die Erde mit all ihren Einzelteilen dem Firmamente anhaftet. Durch die Empfindungsfähigkeit seines Kopfes wird der Mensch als Ganzes gelenkt, wie auch über das Firmament gewisse Leistungen der Erde ausgeführt werden. In ähnlicher Weise haftet der Seele die Erfahrung der himmlischen wie irdischen Belange an, und die Vernunftkraft, mit welcher sie das Himmlische und Irdische begreift, ist ihr ähnlich verhaftet“ (818 C).

Neben dem Gehirn spielen die Leber als Stoffwechselzentrale und die Geschlechtsorgane als Fortpflanzungsapparat eine dominierende Rolle. Aber auch kleinere Einzelbeobachtungen werden nie isoliert stengelassen. Haarwuchs wird als sekundäres Geschlechtsmerkmal angesehen. Zwischen Stärke und Verteilung des Haarkleides und der geschlechtlichen Potenz bestehen Gesetzmäßigkeiten. Diese Beobachtung deckt sich mit dem antiken Prinzip, daß kein Eunuche kahlköpfig werde, und kommt in dieser präzisen Darlegung modernen Forschungsergebnissen über „Haarkleid und vegetatives System“ nahe.

Der Kopfschmerz wird unter seiner verschiedenen Genese betrachtet: er tritt auf als Begleiterscheinung bei fieberhaften Erkrankungen oder als Folgeerscheinung nach schlechtbekömmlichen Nahrungsmitteln, also als eine endogene oder exogene Intoxikation; als Migräne ist er Symptom einer schwer zu beruhigenden Rivalität im Säftehaushalt; als mehr vaskuläre Affektion lokalisiert er sich meist an Stirn und Schläfengegend; schließlich wird auch seine rein psychische Entstehung diskutiert, die sich ebenfalls der Säftelehre bedient. Davon abgesetzt wird der Wahnsinn betrachtet; er ist körperlichen Ursprungs und wird streng getrennt von einer dämonologischen Ätiologie.

Auch die Augen werden kosmologisch gezeigt und elementar durchgesprochen. Sie haben selbstverständlich eine diagnostische Bedeutung, aber nur generell und durchaus symbolisch. „Wie keine sichtbare Gestalt ohne Namen ist, so ist auch keine ohne Maß. Daher haben beide Augen gleiches Maß, und die Organe ihres Sehvermögens (*vasa speculativa*) haben den gleichen Horizont“ (831 M). Struktur und Funktion liegen immer im gleichen Feld. „Durch das Sehvermögen der Augen werden Gehör, Geruch sowie die Vernunft im Sprechen und Begreifen beherrscht und erkannt, damit so nach allen Seiten eingesehen werden könne, was sei und auf welche Weise es sei; so wird auch durch Sonne, Mond und Sterne der Gesamtverband der Welt regiert und erleuchtet. Mit den Augen sieht nämlich der Mensch, was er mit dem Verstand erkennt; dies begreift er dann durch Gehör, Geruch und Geschmack und nimmt es in seinen Besitz“ (833 B).

Die Zahnkrankheiten entbehren einer anatomischen Grundlegung sowie einer systematischen Auswertung der zeitgenössischen Quellen. Hildegard kennt die Blutversorgung, die Zahnung und eine Art Karies. „Die menschlichen

Zähne sind nicht ausgehöhlt und haben kein weiches Mark, weil sie nicht vom Fleisch umhüllt sind, sondern durch das Gehirn und alle Gebilde der menschlichen Gestaltung, die nach Art des Firmaments geordnet sind, gerinnen und verhärten; durch die Wärme und Feuchtigkeit des Kopfes bekommen sie dann ihre Härte“ (836 B). Die Zahnbildung beginnt im zarten Kindesalter; beim Greis lockern sich die Zähne infolge der senilen Atrophie. Im eiternden Zahn bilden sich Würmer und verursachen den Zahnschmerz. Diese Vorstellung ist uralte; eine babylonisch-assyrische Keilschrifttafel um 2000 v. Chr. spricht davon, die Ägypter kennen sie, und die mittelalterlichen Arzneibücher führen sie an; aber auch schon aus nordgermanischer Zeit wurden Zahnwurm-besprechungen bekannt.

Die Stoffwechsel- und Generationsvorgänge werden später in eigenen Abschnitten abgehandelt. Nur auf einzelne Punkte sollte aufmerksam gemacht werden. Mit der „Zerreißen“ des Bauchfells ist offensichtlich die Hernie gemeint; „ruptura“ oder „rompedura“, auch „crepatura“ bedeutet Bruch. Deutlich wird dies, wenn man die Stelle mit dem Berliner Fragment vergleicht: „Wenn bei trockener Atmosphäre der Mensch einmal trocken ist, dann kann auch sein Bauchfell, das sogenannte ‚innervel‘, austrocknen, so daß es sich dehnt und die Eingeweide heruntergedrückt werden und in die Gegend der Geschlechtsteile rutschen (*in secreta loca cadunt*)“ (B II, 16). Unter „fistula“ ist wahrscheinlich ein *Ulcus cruris* zu verstehen.

x.

VON DEN ZUSTÄNDEN UND UMSTÄNDEN DES WEIBES

URSPRUNG DER MONATSBLOTUNG /  
MENSTRUATION UND KONZEPTION / WESEN  
UND SINN DES ORGASMUS / VON DER  
EMPFANGNIS / DIE FRAU IM KLIMAKTERIUM /  
MENSTRUATIONSSTÖRUNGEN /  
DER GEBURTSTVORGANG / VOM SAUGLING

Als der Strom der Begierlichkeit über Eva hereinbrach, wurden alle ihre Gefäße für den Blutfluß geöffnet. Von daher spürt jede Frau noch das Stürmen des Blutes dergestalt in sich, daß sie, ähnlich dem sich zusammenziehenden und wieder ausgießenden Mond, die Tropfen ihres Blutes festhält und ausgießt, und dies so, daß ihre Glieder, die durch das Gefäßsystem zusammengehalten werden, sich auf tun. Denn wie der Mond wächst und abnimmt, so werden auch Blut und Säfte der weiblichen Organisation zur Zeit der monatlichen Blutung gereinigt, weil die Frau sonst nicht bestehen könnte, da sie weit saftreicher als der Mann ist und somit in eine große Unpäßlichkeit geraten könnte. Bei einer Jungfrau ist ihre Schamhaftigkeit das Schloß der Unversehrtheit, weil sie sich nicht um das Geschlechtswerk (opus) des Mannes kümmert und somit auch jenen Akt nicht kennt. Deshalb ist der monatliche Blutfluß bei einer Jungfrau viel blutartiger als bei einer Frau, weil sie als Jungfrau bislang noch geschlossen ist. Nachdem aber ihre Jungfräulichkeit aufgebrochen wurde, hat sie, eben weil sie aufgerissen wurde, mehr Livor-Saft in ihrer monatlichen Blutung als vorher in der jungfräulichen Verfassung. Wenn sich ein Mädchen noch in der jungfräulichen Unversehrtheit befindet, kommen die Monatsblutungen aus ihr gleichsam nur wie Tropfen aus einem Gefäß; nachdem sie aber aufgebrochen wurde, fließen die Tropfen wie ein kleiner Bach, weil sie durch den Geschlechtsakt des Mannes freigemacht wurden; deshalb strömen sie wie ein kleiner Bach, weil ja die Adern bei jenem Akt aufgemacht wurden. Während aber der Verschuß der Unversehrtheit bei einer Jungfrau gesprengt wird, läßt jene Verletzung Blut ausfließen. Die Frau ist solchermaßen eingerichtet, daß sie durch dieses ihr Blut den männlichen Samen empfangen und zurückhalten kann; deshalb ist sie auch schwach und kühl, und die Säfte in ihr sind so gebrechlich. Infolgedessen müßte sie andauernd kränkeln, wenn nicht ihr Blut durch den monatlichen Fluß gereinigt würde, so wie eine Speise im Topf gereinigt wird, wenn sie den Schaum aus sich ausstößt.

VON DEN ZUSTÄNDEN UND UMSTÄNDEN DES WEIBES

Das gesamte Gefäßsystem bei der Frau wäre unversehrt und heil geblieben, wenn Eva in der Fülle der Zeit des Paradieses verblieben wäre. Da aber Eva die Schlange, mit ihr einwilligend, angeschaut hatte, wurde ihre Schaukraft, die ehemals das Himmlische erblickt hatte, ausgelöscht, und da sie ebenso willig auf sie hörte, wurde ihr Vernehmen, das vorher Göttliches wahrgenommen hatte, verstört, und ebenso wurde mit dem Geschmack des Apfels der Glanz, der in ihr erstrahlte, verdüstert.

Wie der Saft von der Wurzel eines Baumes nach oben steigt und alle Äste erreicht, so verhält es sich auch bei der Frau zur Zeit ihrer Monatsblutung. Denn zur Zeit des Blutflusses erschüttern sich durch das ausströmende Blut die Gefäße, die das Gehirn zusammenhalten und Gesicht und Gehör bewahren; jene Gefäße nun, die Hals, Rücken und Lenden halten, ziehen die Gefäße der Leber, der Eingeweide und des Nabels an sich, und ein jedes dieser Gefäße ergießt sich dergestalt in ein anderes, wie der Saft eines Baumes die Äste anschwellen und ergrünen läßt; die Gefäße aber, welche die Lenden zusammenhalten, lösen diesen Kreislauf (rota) auf, dieses Rad<sup>(18)</sup>, in welches die Lenden eingefügt sind; sie ziehen es zusammen und lassen es wieder los, gleichwie die Krallen eines kleinen Vogels, die von ihrem Geäder abgeschnitten wurden, sich verkrampfen und wieder lösen.

In der Art etwa, wie ein mächtiger Wind auf einem Flusse einen Sturm erzeugt, wird auch der Sturm im gesamten Säftehaushalt der Frau dermaßen erregt, daß diese Säfte sich mit dem Blut vermischen und gewissermaßen Bestandteil des Blutes werden und auf solche Weise auch mit dem Blut zusammen gereinigt werden können; aus diesem Vorgang entsteht dann jener kleine Bach des Blutstromes bei der Frau.

Infolgedessen leidet die Frau auch zu dieser Zeit an ihrem Kopf, ihre Augen werden schlaff, und sie fühlt sich unpäßlich am ganzen Leib. Gleichwohl erleiden die Augen davon keinen Schaden, wenn es zur rechten Zeit und im richtigen Maß zu jenem Ausfließen kommt. Gleich zu Beginn dieses Ausflusses schon werden diejenigen Organe geöffnet, die den männlichen Samen aufnehmen sollen, weshalb dann auch leichter als zu einem anderen Termin eine Empfängnis möglich ist. Ähnlich leicht empfangen die Frauen, wenn es auf das Ende der Blutungszeit zugeht oder wenn diese schon beendet ist, weil auch dann ihre Organe weit geöffnet daliegen. In der Zwischenzeit ist eine Empfängnis nicht so leicht zu erwarten, weil diese Organe dann zusammengekrampft sind; so geht es auch beim Baume zu, der zur Sommerzeit seine ganze Grünheit zum Hervorrufen der Blüten entsendet, in winterlichen Tagen diese aber wieder nach innen zu sich zurückzieht.

Wenn sich eine Frau im Geschlechtsverkehr mit dem Manne befindet, kündigt ein Hitzegefühl, das die Empfindung der geschlechtlichen Lust mit sich

führt, in ihrem Gehirn sowohl den Genuß dieser Lustempfindung bei der geschlechtlichen Vereinigung an als auch die Ergießung des Samens. Sobald nun der Samen an seine bestimmte Stelle gefallen ist, zieht ihn jene obenerwähnte äußerst heftige Hitzeempfindung des Gehirns an sich und hält ihn fest, alsbald ziehen sich auch die weiblichen Geschlechtsorgane zusammen, und alle Organteile, die zur Zeit der Monatsblutung für die Eröffnung bereit sind, schließen sich wieder derartig, wie ein starker Mann irgend ein Ding in seiner Faust verschließt. Daraufhin durchmischt das Monatsblut den Samen, macht ihn blutartig und fleischt ihn ein. Nachdem ein fleischliches Gewebe daraus geworden ist, umgibt dasselbe Blut dies mit einem Gefäß, so etwa, wie es bei einem kleinen Wurm vorkommt, der sich aus sich heraus eine Wohnstatt bereitet. Genau so bereitet das Blut dieses Gefäß von Tag zu Tag mehr zu, bis sich in ihm ein Mensch herausbildet und dieser Mensch den Lebenshauch empfängt; dieser kann dann mit dem Individuum weiterwachsen und sich so beständig in ihm festsetzen, daß er bis zum Tod dieses Menschen nicht mehr von seiner Stelle vertrieben werden kann.

Die erste Mutter des Menschengeschlechtes war nach dem Vorbild des Ätheraumes ausgestattet worden; wie nämlich der Äther die Gestirne unversehrt in sich trägt, so trug sie unversehrt und unverletzt, ohne einen Schmerz, das Geschlecht der Menschen in sich, da ihr gesagt worden war: Wachset und mehret euch! Und dies geschieht nun unter großen Schmerzen. Denn die Frau befindet sich jetzt in der Lage eines Ackerreiches, das von einem Pflug durchgeackert werden muß: sie nimmt den Samen des Mannes auf, fügt ihn ihrem eigenen Blute ein und erwärmt ihn mit ihrer eigenen Hitze; so entwickelt sich jener, indes der Lebenshauch in die Frucht gesandt wird und bis die Zeit heranreift, in der diese ans Licht der Welt gelangt. Ist dann die Zeit gekommen, daß das Kind aus der Frau heraustreten soll, überfallen sie ein großer Schrecken und große Furcht, einmal weil jede Frau in solch schrecklicher Lage erzittert, dann aber auch, weil ihre Adern nun übermäßig viel Blut ausströmen, weil jetzt alle Verbindungen ihrer Glieder wie zerschlagen sind und weil sie sich unter Tränen und Wehgeschrei schließlich lösen sollen, wie es geschrieben steht: unter Schmerzen sollst du gebären; in einem solchen Schmerz ist sie dann so, wie die Erde es ist, wenn sie am letzten Tage ihre Verwandlung erfährt.

Alle Frauen haben, mehr als die Männer, ein Blut, das mit dem Livor-Saft durchmischt ist, weil sie offener sind und einem Holz vergleichbar, zwischen das man die Saiten zum Zitherspiel aufspannt, auch weil sie wie mit Fenstern durchbrochen und windreich sind, so daß die Elemente in ihnen heftiger wüten als bei den Männern, schließlich auch, weil in ihnen mehr als bei den Männern die Säfte im Überfluß vorhanden sind.

Jener kleine Bach zur Zeit der monatlichen Blutung bei der Frau weist hin

auf ihre eigentliche fruchtbare Grünheit und Blühekraft (*genitiva viriditas* et *floriditas*), die in der Nachkommenschaft ersprießen; denn wie ein Baum aus seiner Grünkraft heraus blüht, sprießt und Früchte trägt, so bringt auch die Frau aus der Grünheit der Bäche ihres Monatsflusses Blüten und Sprößlinge mit der Frucht ihres Leibes hervor. Und wie ein Baum, wenn er dieser Grünkraft entbehrt, nur fruchtloses Holz geheißen wird, so wird auch die Frau, der die Grünheit ihrer Blüte im reifen Lebensalter mangelt, unfruchtbar genannt werden. Und wie ein junger Baum seine eigentliche Grünkraft schon in sich hat, auch wenn er bis jetzt noch die Blüte der Frucht nicht zeigen kann und wie er, wenn er sich zur fruchtbaren Mächtigkeit seines Geästes heraufentwickelt hat, in aller Lebensgrüne Blüten und Früchte hervorbringt und wie sich dann in seiner vollen Reifezeit jene Grünkraft wieder in ihren Wurzelgrund zurückzieht, so daß er zu einem Teil zu trockenem Holz werden muß, zu einem anderen Teil auch morsch und faulig wird: also wird es sich auch bei der Frau verhalten. Denn auch das Mädchen besitzt schon seine eigentliche Grünkraft, indem es zu seiner vollen Reife heranwächst; aber seinem Blute fehlt noch die Blühekraft; erst wenn sich in der Reifezeit seine Organe gefestigt haben, entwickelt die Grünheit des Blutes jene Blühekraft zur Nachkommenschaft. Mit dem Alter und nach der Vollreife aber wird sein Blut wieder abnehmen, so daß die Grünheit der Blüte in seinem Blute mehr und mehr schwindet und seine Gewebe zusammenschrumpfen, härter und zäher werden und damit auch gebrechlicher, als es zuvor der Fall war.

Minderjährige Mädchen besitzen diese ausströmenden Bächlein des monatlichen Blutzuflusses noch nicht und können daher auch noch keine Nachkommenschaft empfangen, weil ihre Organe noch nicht voll ausgebildet sind; so nennt man ja auch ein Haus noch nicht fertig, wo wohl schon der Grundstein gelegt, aber die Mauer noch nicht ausgeführt wurde. Hat aber das Mädchen sein zwölftes Lebensjahr erreicht, dann beginnen seine Geschlechtsorgane sich zu kräftigen bis zum fünfzehnten Jahre, auf die gleiche Weise, wie auch die Mauer vollendet wird, die auf dem Grundstein sich zum vollen Haus erheben soll. Zwischen dem fünfzehnten und zwanzigsten Lebensjahr bildet sich dann der Verband ihrer Geschlechtsorgane völlig aus, wie auch das Haus mit all seinem Stützwerk und schließlich dem Dach abgeschlossen ist, so daß man alle Gebrauchsgegenstände hineinstellen kann. Solchermaßen in ihrem Gefäßsystem und im Zusammenhalt ihrer Geschlechtsorgane entwickelt, kann die Frau den männlichen Samen in sich aufnehmen, bei sich behalten und erwärmen; doch kommt es vor, daß auch eine Frau vor dem zwanzigsten Lebensjahr eine Frucht empfangen kann, sei es wegen der allzu starken Leidenschaftlichkeit ihrer eigenen Natur oder der ihres Mannes oder auch infolge häufigen Geschlechtsverkehrs; trotzdem wird eher eine kränkliche Frucht, die in mancherlei Hinsicht schwächlich bleibt, erzeugt werden.

Vom fünfzigsten Lebensjahr an, mitunter auch erst vom sechzigsten, wird die Frau in der Gegend ihrer fensterähnlichen Organe verengert und trocknet dort aus<sup>(19)</sup>, wodurch der Fluß der monatlichen Blutung wieder in sein Haus, das heißt in die Geschlechtsorgane zurückkehrt; dies ist ähnlich wie bei einem Acker, welcher nach vielfältiger mühevoller Bearbeitung die Samen der Früchte und Getreide nicht länger mehr aufzunehmen vermag und auch nichts anderes mehr sprießen und hervorbringen läßt als ein paar Blüten oder andere nützliche Gräser. So wird es beim Weibe weitergehen bis zu ihrem achtzigsten Lebensjahr, von wann ab sie dann gänzlich von ihren Kräften verlassen wird. Denn vom fünfzigsten Jahre an, bei einigen Frauen auch erst vom sechzigsten, hört der Monatsfluß auf, und die Gebärmutter beginnt zu schrumpfen und sich zusammenzufalten, so daß sie weiterhin keine Kinder mehr bekommen können, obwohl es ausnahmsweise vorkommt, daß aus einer besonderen körperlichen Kondition heraus noch einmal bis zum achtzigsten Lebensjahr ein Kind empfangen werden kann, bei dem dann allerdings mit einer allgemeinen Schwäche zu rechnen ist, wie es ja auch bei denen war, die vor dem zwanzigsten Lebensjahr, als sie noch zarte Jungfräulein sein sollten, schon Kinder bei all ihrer Zartheit empfangen und geboren hatten. Von ihrem achtzigsten Lebensjahr ab wird die Frau mehr und mehr von ihren Kräften verlassen, gleichsam wie ein Tag, welcher sich seinem Untergange zuneigt.

Bei gewissen jungen Frauen kommt es oftmals vor, daß die Tropfen ihrer Blutbäche unter einer traurigen Stimmung das ausfließende weibliche Blut sehr einschränken; die Gefäße nämlich, die das Blut zum Ausfluß dieses Bächleins befördern, sind dann durch das Seufzen zusammengezogen und trockengelegt. Aber so wie ein Baum im Sommer unter der Sonne blüht und sprießt, so werden auch die Monatsflüsse der Frauen oftmals unter einer freudigen Stimmung geöffnet, und wie ein kalter Wind sowie Eis und Winter die Blätter und Zweige der Bäume verdorren lassen, so verdorren auch unter der Traurigkeit oft die Blutbäche, die doch aus der Frau fließen müßten. Wenn bei einer Anzahl von Frauen aus einem krankhaften Überschuß die Säfte ihres Organismus in ein verschiedenartiges und entgegengesetztes Übel überhandnehmen und ausfließen, dann ziehen sie die das Monatsblut führenden Gefäße in ihnen zusammen, so daß ihre Monatsblutungen nachlassen, weil die Stürme in ihrem Saffhaushalt eine unrechte Kälte und verkehrte Wärme erzeugen, so daß ihr Blut bald kalt ist und bald wieder siedet; aus diesem Grunde fließt es bei ihnen in einer verkehrten Weise hierhin und dorthin, und dann bleiben die Gefäße, die zum festen Zeitpunkt bluten sollten, wegen der jetzt vorwaltenden Trockenheit verschlossen und fließen nicht aus.

Es gibt Frauen, die ein schwaches und üppiges Gewebe haben, das mehr aus ihrer schwächlichen Konstitution und ihrer Hinfälligkeit als aus ihrer rechten Grünkraft heraus nachwächst. Dieses Gewebe wuchert über die Gefäße hin-

weg und drückt so auf sie, daß sie stark eingeengt werden; auch hiedurch werden ihre Blutbäche verschüttet und können natürlich nicht zu ihrer Zeit ausfließen, weil die Mündungen dieser Gefäße belastet und so verschlossen sind, daß sie ihre Blutbäche nicht ausströmen lassen können. Aus diesem Grunde wird auch die Gebärmutter solcher Frauen so übermäßig verfettet, daß ihr Ausgang gewaltig (fortiter) eingeengt wird, wie ein Gefäß verschlossen wird, damit es seinen Inhalt nicht vergieße; so kann einfach das abgedrosselte Blut in ihr nicht zur rechten Zeit hervorströmen.

Die Hirnschale am Kopf der Frauen ist gespalten<sup>(20)</sup>; das ist gewissermaßen eine Art Ausweg, mit dessen Hilfe die Gefäße aufgetan werden, wenn sie die Bäche zur Zeit der Monatsblutung herausleiten. Zu dieser Zeit wird die Hirnschale selber geöffnet und gibt den Gefäßen den Weg frei, damit die Reinigung des Monatsflusses bei den Frauen durchgeführt werden kann. Ist die Reinigung aber zu Ende gebracht, dann schließt sich die Hirnschale und hält die Gefäße fest, damit sie nicht weiterhin das Blut ausströmen lassen; so hält auch eine Anhäufung von Steinen und Hölzern die Flußströmung auf, daß sie nicht übers Maß durchbricht.

Mitunter hat eine Anzahl von Frauen Beschwerden verschiedenartiger Fieberarten, ferner Schmerzen am Magen und in der Seite sowie in der Nierengegend; diese Schmerzen verhindern die Hirnschale, sich rechtzeitig wieder zu schließen, so wie auch Stürme mit einer Überschwemmung über Hindernisse hinwegfluten; so kommt es, daß die Bäche der weiblichen Blutung zur un rechten Zeit und nicht im festgesetzten Rhythmus ausfließen. Dann leidet eine solche Frau unter Schmerzen wie ein Mann, der durch ein Eisen verletzt ist; zu einem solchen Zeitpunkt soll sie daher sorglich auf sich achtgeben; auch soll man ihr nur mit großer Zurückhaltung Arzneimittel geben.

Solche Frauen, die schlechte Säfte mit einem Stechen infolge von Gicht in sich führen, bringen ihre Kinder nur unter großen Schmerzen zur Welt; wenn nämlich die schützende Hülle (clausura) mit dem Kind sich öffnen soll, machen die Säfte einen Sturm, so daß die Organe für seinen Austritt (exitus) durch Anschwellungen oder Verschwärung verlegt werden, wie ja auch anströmende und überwogende Fluten den rechten Lauf eines Baches plötzlich verlegen, so daß dieser Bach nicht in seiner richtigen Bahn strömen kann und man nicht einmal mehr abschätzen kann, wo sein Verlauf ist. Unter solchen Schwierigkeiten wird der Weg des Kindes so lange behindert, bis mit Gottes Gnade der Lebenshauch, also die Seele, sich mit dem Körper herauspreßt, ganz gleich, ob das Kind dann lebendig ist oder tot. Auch wenn die Frau sehr fettleibig ist, schwillt der Geburtsweg für das Kind wegen dieser Verfettung der mütterlichen Gewebe an und wird verlegt, so daß die Schwangere viel auszustehen hat, bis durch Gottes Gnade der Lebenshauch, der im Kind existiert, sich mit seinem Körper auspreßt. Wenn aber die Frau eine ausgeglichene Kon-

stitution besitzt, nicht zu fett und nicht zu mager und auch nicht krankhaft ist, dann wird auch der Geburtsweg des Kindes nicht durch unangemessene Beunruhigungen behindert. Gleichwohl haben Mutter wie Kind den vom Ursprung an festgesetzten Schmerz zu erleiden, doch halten sie sich in rechtem Maße. Auch bei Frauen, die nicht fett oder krank sind, wohl aber recht mager, wird der Weg des Kindes nicht behindert. Gleichwohl haben auch sie den vom Anfang an festgesetzten Geburtsschmerz auszuhalten.

Sehr viele Kinder müssen infolge des Aufruhrs der Säfte und wegen der Fettleibigkeit der Mutter ersticken, so daß sie sterben, weil der rechte Weg, wie schon besprochen, in ihnen verlegt ist. Es ist äußerst gefahrvoll, zu einem solchen Zeitpunkt der Frau in ihrer Krise noch irgend eine Medizin zu geben, solange wenigstens, wie sie noch unter der Geburt steht; obgleich sie an überschüssigen Säften oder an zu fettem Gewebe oder einer sonstwie vorliegenden Krankheit leidet, sollen ihr diejenigen Arzneimittel, die schlechte und überschüssige Säfte abdämpfen, nicht unter dem Austritt des Kindes gegeben werden, und zwar wegen der damit verbundenen Gefahr für das unter der Geburt stehende Kind; denn wie ein Mensch ersticken müßte, wenn man ihn unter die Erde vergrübe, so würde auch das Kind durch die Wirkung und den Rauch der aromatischen Mittel und Kräuter erstickt, wenn diese bei so unmittelbar bevorstehendem Austritt angewandt würden.

Wenn eine Frau den männlichen Samen empfangen hat, wirkt sich die Empfängnis dieses Samens so stark aus, daß er alles weibliche Monatsblut an sich reißt, wie ein Saugrohr oder ein Schröpfkopf, den der Aderlasser auf das Gewebe eines Menschen setzt, viel Blut und Eiter (tabes) an sich zieht. Jener Samen befindet sich im Organismus der Frau zuerst wie Milch, dann in einer Gerinnung und schließlich als festes Gewebe; so gerinnt zunächst die Milch, worauf dann der Käse folgt. Und so liegt auch das Kind im Monatsblut und wird ernährt bis zur Geburt.

Sobald aber die Geburt unmittelbar bevorsteht, tritt das Kind mit einem Blutschwall aus, ähnlich wie ein Wogenschwall im Wasser Steine oder Hölzer in seinem Strom mitreißt. Hingegen bleiben der Schleim (livor) und der Gestank (foetor) des Monatsblutes zunächst noch im mütterlichen Organismus zurück, weil sie so schnell noch nicht gereinigt werden können, sondern erst in der nachfolgenden Periode allmählich abgeführt werden. Die Reinigung einer Frau, die in ihrer Natur trocken ist und nicht besondere Überschüsse an Säften hat, ist nach der Geburt in kurzer Zeit vollendet; die Reinigung bei einer Frau aber, die von Natur aus feucht ist und zu viele Säfte hat, zieht sich länger hin als bei einer solchen, die trocken ist und nicht viel Säfte in sich hat.

Daß aber die kleinen Kinder nicht schon gleich nach der Geburt anfangen zu laufen, das kommt daher, daß der Mensch aus einem zarten Samen empfangen wird und die Gewebe und Knochenstrukturen zu diesem Zeitpunkt

noch eine so große Hinfälligkeit (fragilitas) aufweisen, da er ja noch Kind ist und eine große Kraft dazu gehört, wenn der Mensch sich als Ganzes aufrichtet, um zu gehen. Das brauchen die übrigen Geschöpfe nicht, weil sie sich bald nach der Geburt auf ihren Extremitäten erheben können. Dies hat seinen Grund darin, daß sie nach vorn auf die Erde geneigt sind, wie auch ein Kind auf Händen und Füßen vorwärts kriecht, bevor es sich zum Laufen aufzurichten vermag. Wenn aber die Tiere auch bald nach der Geburt sich schon auf den Füßen halten können, so können sie doch nicht sitzen, wie ein Kind das schon kann, auch wenn es sich noch nicht auf seinen Füßen frei aufrichten kann. Weil ferner die Tiere ihre besondere Kraft in den Beinen und Füßen haben, können sie so bald laufen. Weil aber der Mensch erst vom Nabel aufwärts seine besondere Kraft besitzt und weil er schwach auf Beinen und Füßen ist, solange er Kind bleibt, deshalb kann er dann noch nicht laufen.

Da der Mensch schwerfällig an seinem Körper ist, weil er mit den Händen arbeitet, mit den Füßen geht und im ganzen aufgerichtet existiert, da er weiterhin nicht besonders luftiger und wässriger Art ist, hat er keine natürliche Anlage, im Wasser schwimmen zu können; er muß das vielmehr erst von sich aus erlernen. Die Tiere aber haben ihre Kraft in den Beinen und bewegen sich vornübergeneigt und werden gleichsam wie vom Wind in ihren Beinen getrieben; deshalb haben einige von ihnen die natürliche Veranlagung zum Schwimmen, weil sie vornübergeneigt genau so schwimmen können, wie sie sich auch auf dem Lande bewegen; gerade das macht der Mensch nicht, weil er als Ganzes aufgerichtet einherschreitet und weil er sich vornüberbeugen und strecken muß, wenn er schwimmen will.

Im Bereich des weiblichen Nabels, und zwar sowohl oberhalb wie darunter, verflechten sich gewisse Gefäße untereinander; von diesen erstrecken sich einige aufwärts zu den Brüsten, andere steigen abwärts zur Gebärmutter und alle nehmen ihren Inhalt aus dem Saft der Speisen und Getränke und werden so genährt, mehr allerdings diejenigen, die zu den Brüsten als zur Gebärmutter sich erstrecken. Solange aber die Frau noch ein Mädchen ist, wachsen die Brüste bei ihr, bis daß die kleinen Gefäße, die sich zur Gebärmutter erstrecken, die Bäche der Monatsblutung ausströmen lassen, dann halten sie ein mit dem Wachstum, falls sie nicht nachher noch einmal, aber mehr wie ein Schwamm, angefüllt werden.

Die Empfängnis reißt im weiblichen Organismus die Monatsblutung an sich; jene kleinen Bäche, die vorher aus der Frau herausgeleitet wurden, gehen jetzt zu dem Empfangenen über. Wenn die Frucht sich nun in Fleisch und Knochen umzubilden beginnt, wobei sie auch vom Lebensgeist ihre Bewegungsfähigkeit erhält, dann öffnen sich jene kleinen Gefäße, die zu den Brüsten hochsteigen, und zwar unter dem Einfluß der Lebensbewegung dieser Frucht wie auch unter der Einwirkung der Elemente und können darauf aus dem Saft der Speisen

und Getränke, welche den mütterlichen Organismus ernähren, die Milch zu den Brüsten leiten. Die Milch hat etwas Weißes an sich; sie teilt sich nämlich bei der Aufnahme von Speise und Trank bei der schwangeren Frau in zwei Teile: der eine kommt der Gebärmutter zu Hilfe, der andere der Milch in den Brüsten zugute. So besteht ja auch das Blut aus zwei Naturen: es ist rot im Ruhezustand und erscheint weißlich, wenn es bei der geschlechtlichen Vermischung von Mann und Frau in Bewegung gerät. Ihre weiße Farbe aber nimmt die Milch von der Getreidenahrung und anderen gekochten Speisen her, weil das Getreide weißes Mehl hat und die gekochte Speise einen weißen Schaum von sich gibt. Genau so bringen auch Speise und Trank im schwangeren Organismus gewissermaßen einen weißlichen Schaum auf und leiten ihn durch ihren Saft weiter zu den Brüsten.

Ist nun das Kind geboren und hat sich die Frau gereinigt, ziehen sich jene kleinen Gefäße, die zur Gebärmutter herunterlaufen, zusammen und befördern unterdessen den Monatsfluß nach außen; die zu den Brüsten aufsteigenden Gefäße aber bleiben für die Milch geöffnet. Daß aber reichlich Milch in den Brüsten vorhanden bleibt, solange das Kind saugt, das kommt durch den Saugvorgang selbst: das Kind zieht nämlich durch sein Saugen über die genannten Gefäße die Milch zu den Brüsten und mit dem Saugen öffnet es immer wieder den Zugang der erwähnten Gefäße zu den Brüsten.

Hat das Kind zu saugen aufgehört, nimmt die Milch bei der Frau ab und hört schließlich auf; dann öffnen sich die Gefäße wieder, die zur Gebärmutter führen, und sie lassen ihre Bäche termingerecht ausströmen. Wenn eine Frau abermals empfängt, solange sie das Kind noch stillt, so kann sie ohne Gefahr für das Kind weiternähren, bis die neue Frucht zu Fleisch und Knochen in ihr gebildet wird. Dann soll sie mit dem Stillen einhalten, weil die Kraft und Gesundheit der Milch durch den Monatsfluß zu der Leibesfrucht herabsteigt, so daß jetzt die Milch aus den Brüsten dieser Frau mehr Schleim (livor) als gesunde Kraft hergibt.

*Der Natur des Weibes ist das Geheimnis des Lebens anvertraut, und zwar mit all seiner konkreten Leibhaftigkeit, weil Gott selber, der Quell des Lebens, Leib werden wollte im Schoße eines Weibes. Zwischen dem Verlust des ersten Lebens und der Restitution des endgültigen Lebens spannt sich die Heilsgeschichte; die Frau ist ihr Träger, der Garant der natürlichen Fruchtbarkeit und die latente Spur in aller Geschichte der Schöpfung und Erlösung. „Das erste Weib hat mit seinem Fall den Tod errichtet, bis der Schöpfer sich erinnerte, daß er das Weib erschaffen hatte zu einer solchen Ähnlichkeit schöpferischen Verhaltens, in der auch die Gottheit alles in allem gezeugt hat, damit so das Weib Kinder hervorbringen könne. Hierin ist infolgedessen sehr verborgen die Göttlichkeit zu finden, so, daß sie nicht gesehen werden kann; dementsprechend ist das Weib gebeugt in seine Niedrigkeit. Auf diese*

*Weise ist in ihrer Weiblichkeit auf eine geheime Weise dennoch das Leben offenkundig“ (B IV, 26). Die Frau ist die sehr verborgene und ins Intime verhüllte Innenseite der Weltgeschichte, gipfelnd in der „aurea materia“ für die Vermählung der Gottheit mit dem Menschengeschlechte. Das ist das Wesen der Weiblichkeit.*

*Weiblichkeit steht aber auch in einem besonders innigen Verhältnis zur Natur. Deshalb sind ihr die Grünkraft und die Blühkraft eigen, beides besonders herzhaft und für Hildegard charakteristische Bezeichnungen für lebendige Fruchtbarkeit. Mit dem Fall Evas ist dieses fruchtbare Sein eingetrocknet. War die Grünheit ehemals ein schöpferisches Spiel der Natur, so mußte sie jetzt in harter Arbeit umworben und errungen werden.*

*Von jenem Fall her rührt die uns bekannte weibliche Konstitution, die keineswegs selbstverständlicher Zustand des Weibes ist. Alle uns so physiologisch erscheinenden Vorgänge um den Generationskomplex haben in bezug auf Struktur wie Funktion eine Änderung erfahren und sind über die Generationskette hinweg ein hervorstechendes Verfallssymptom geblieben. Solche Zeichen und Folgen des Falles haben wir in der Menstruation zu sehen. Daß die Blutung mit Schuld besetzt ist und einer Reinigung bedarf, ist eine alte Vorstellung; bei 3. Mos. 18, 19 heißt es: „Du sollst nicht zum Weibe gehen, solange sie ihr Unwohlsein hat, zur Zeit ihrer Unreinheit, ihre Scham zu entblößen.“ Ähnlich spricht Hesekeel 18, 6 von dem frommen Manne, „der nicht liegt bei der Frau in ihrem Unwohlsein“ und 22, 10 von der Sünde der Fürsten, daß sie „nötigen die Weiber in ihrem Unwohlsein“. Auch der Vorgang selbst wird als Reinigungsblutung angesehen, so bei Aristoteles, Plinius, Augustinus usw.*

*Hat die „cupiditas“ erst einmal die Integrität des Gefäßsystems durchbrochen, so geht die Menstruation die gesamte Blutbahn an: ausgehend vom Kopf ergreift eine vaskuläre Lockerung absteigend die Genitalgegend und zentriert sich um den Nabel. Hier verebbt der zerebrale Impuls und gibt einem Eigenmechanismus Spielraum. Während diese Vorstellung noch mit dem mittelalterlichen Wissen in Einklang steht, wobei der Gedanke einer zerebralen Steuerung beachtenswert ist, tritt nunmehr Hildegards originelle Auffassung hinzu: Es öffnet sich nämlich in diesem Zeitpunkt die Schädeldecke, vermutlich die Sagittalnaht, um der Blutung einen Weg zu bahnen. Die Frau ist während dieser Zeit krank wie ein am Kopf verwundeter Mann. Auch den Menstruationsvorgang bei einer „virgo intacta“ sieht Hildegard mit eigenen Augen an: Der Monatsfluß ist hier spärlicher und anders zusammengesetzt; er soll reichlicher an Blut und ärmer an „livor“ sein. Umgekehrt übersteigt bei der Frau der „livor“ den reinen Blutanteil; das Menstruationsblut ist ja ein Blut-Säfte-Gemisch. Die Defloration selbst löst eine Blutung aus. Biologischer Zweck der nunmehr stärkeren Blutung ist die Aufnahme des männlichen Samens. Diese Periode wird als das Konzeptionsoptimum angesehen.*

In Parallele mit der Monatsblutung ist das gesamte Säftesystem beeinträchtigt: Kopfschmerz, Augensymptome, allgemeine Niedergeschlagenheit sind die Folgen dieser veränderten Komplexion. Hierbei spielen die Affekte eine große Rolle: sie können zu unregelmäßigen Blutungen führen und die Beschwerden verstärken. Amenorrhoe ist wegen der weiblichen Plethora besonders gefährlich. Aus der Säftfunktion werden außerdem Terminverschiebungen erklärt, aus der somatischen Konstitution Hypermenorrhoeen und die ausbleibende Regelblutung.

Gleich einem Ackerland, das nicht weiter bewirtschaftet wird, kehrt der Monatsfluß im Klimakterium wieder in den Organismus zurück: er hat seine biologische Funktion erfüllt, und die Involution beginnt. Diese Rückbildung des Uterus und seiner Anhänge wird recht spät angesetzt; das Klimakterium erstreckt sich auf eine breitere Lebensphase, als es unserer Erfahrung und Einschätzung entspricht. Tritt die Menopause zu früh auf, so sind besonders die cholерischen Frauen gefährdet; sie werden dann leicht von Leberleiden, Geschwüren und vom Krebs befallen.

Die Menstruation erscheint als das Instrument der weiblichen Geschlechtsfunktion. Die monatliche „Öffnung“ gibt nicht nur dem Blut den Weg frei, sondern läßt auch den Samen eintreten, ist also die Bedingung für die Konzeption. Wie dieser Vorgang einer Steuerung durch das Gehirn unterliegt, so wird auch der Orgasmus, vom Gehirn gelenkt, als Schrittmacher für die Empfängnis und erste Keimung angesehen. In dieser Phase ist die Frau wie ein Ackerland, das vom Manne mit der Schärfe seines Pfluges bearbeitet werden soll. Diese Bilder sind derb, aber recht eindrucksvoll und ganz natürlich einleuchtend. Das ganze Kapitel ist voll davon: Die Ehe ist ein Bauunternehmen; die Reifung vollzieht sich analog einem Wohnungsbau; der Pflug geht durch ein Ackerreich; die Elemente spielen auf der Zither des weiblichen Organismus; der Luftraum trägt seine Gestirne aus; Krallen eines Vogels krampfen und lösen sich; ein starker Mann umschließt etwas mit seiner Faust; ein kleiner Wurm baut sein Gehäuse und nistet sich ein. Alle diese Bilder deuten hin auf eine universelle Verwobenheit und auf jenes existentielle Partnerverhältnis, das immer wieder durch das lebendige „opus“ klingt. „Die Frau bekommt nicht aus sich heraus, sondern vom Manne ihr Kind, wie ja auch die Erde nicht von sich allein, sondern durch den Ackersmann gepflügt wird“ (545 B).

Hildegards „Geburtshilfe“ ist keine frühe lehrbuchhafte Darlegung des geburtshilflichen Wissens ihrer Zeit, gibt davon auch keinen Begriff. Es fehlt das systematische Wissen der Antike, wie es etwa durch Soranus überliefert war. Man hört nichts von chirurgischen Maßnahmen oder künstlichen Manipulationen. Es fehlen anatomische und physiologische Einzelheiten über Gebärorgane, Kindslagen, Geburtsmechanismus; es wird kein therapeutisches oder

prophylaktisches Eingreifen angegeben. Es ist mehr die unreflektierte Sammlung von Erfahrungen und Gedanken, die gleichwohl dem praktischen Bedürfnis entgegengekommen sein mag.

Die Gebärende soll auf ihre psychosomatische Konstitution hin betrachtet und untersucht werden; es ist dabei zu achten auf ihren Körperbau, die Beckenorgane, auf Fettgewebe, die Weichteile des Geburtsweges, insbesondere auf die gichtige Diathese, ferner auf den allgemeinen Säftzustand. Der Geburtsvorgang bedarf erfahrener Leitung. Schmerzen sind nicht zu umgehen. Sie sind Hinweis auf die Vertreibung aus dem Paradies wie auch auf das letzte Gericht. Unter fürsorglicher Betreuung können sie in erträglichem Maß gehalten werden.

Die Mortalität bei der Geburt ist nach der mittelalterlichen Erfahrung recht groß. Oft stirbt das Kind kurz nach der Geburt oder wird schon tot geboren. Gleichwohl bleibt die Haltung dazu exspektativ und konservativ. In der kritischen Phase des Austritts der Frucht darf kein Medikament mehr gegeben werden; das labile Kind könnte unmittelbar vor der Geburt noch absterben. Der Geburtsmechanismus wird eingeleitet durch den Sprung der Fruchthaut; der Durchtritt der Fruchtwalze wird durch das mitströmende Blut begünstigt; er ist gefolgt von einer ersten Reinigung. Die Abfallprodukte der Restitutionsvorgänge gehen mit einer weiteren Reinigung ab; die Dauer dieser Nachgeburtsperiode ist abhängig von der weiblichen Komplexion.

Der Säugling wird weiltäufig auf seine besonderen Merkmale, auf Vitalität und Labilität hin betrachtet und in seiner fragilen Funktion recht umständlich mit dem Tierreich verglichen. Er bedarf der kontinuierlichen Hegung und Stillung. Die Bildung der weiblichen Brust geht mit der Reifung zur Regelblutung parallel; sie ist mit der Menarche beendet und wird dann nur noch mit dem allgemeinen Wachstum der Fettgewebe weiterentwickelt. Schon während der Embryonalstadien schießt die Milch ein, wobei die Bewegung der Frucht als ein Initiator für die Laktation, die Elemente als stoffliche Vermittler und die Nahrung als das substantielle Substrat angesehen werden. Wie das Blut als Rot-Stoff die Gewebe durchzieht und als Weiß-Stoff den Samen darstellt, so hat auch die Milch eine Grund-Substanz, welche den Uterus unterhält und eine Weiß-Substanz, die in die Brüste steigt. Während das Gefäßsystem bald wieder für die periodische Reinigung zur Verfügung steht, hält es sich für den Stillvorgang noch eine längere Zeit in Bereitschaft. Die Stillzeit darf sich sogar mit einer neuen Konzeption überschneiden, allerdings nicht zu lange. Die Laktation wird durch den gut beobachteten Saugakt in Gang gehalten.

Viele Probleme bleiben unberührt, die in mittelalterlichen Schriften, wie „de causis feminarum“ oder „de secretis mulierum“ schon berührt worden waren und die in späteren Sammlungen, wie „Von der Weiber Heimlichkeit“, „Der Frauen Rosengarten“ oder „Ein schön lustig Trostbüchlein“ immer



#### VON DEN ZUSTÄNDEN UND UMSTÄNDEN DES WEIBES

wieder erörtert wurden. Man darf ruhig annehmen, daß in damaliger Zeit die Frauen praktisch mehr vom Kinderkriegen gewußt haben als heutzutage. Man spürt auch aus den wissenschaftlich anspruchslosen Texten Hildegards die frauliche Kenntnis und vor allem die mütterliche Fürsorge für das Kind, das ja ein neues Glied am mystischen Leibe war, eine kostbare Gemme, wie Hildegard sagt, und ein „lebendiger Baustein“ für das himmlische Jerusalem.

#### VON DER ERNÄHRUNG UND VERDAUUNG

VON FESTER SPEISE UND FLOSSIGER NAHRUNG /  
SATTIGUNG UND HUNGER / VOM RECHTEN  
TRINKEN / DER TAGLICHE SPEISEPLAN /  
VOM WEINGENUSS /  
JAHRESZEITLICHE TEMPERIERUNG /  
DIÄTETISCHE GRUNDREGELN / VON DEN  
VERDAUUNGSSAFTEN / DIE REINIGUNGSPROZESSE /  
SCHNUPFEN, NIESEN UND HUSTEN /  
VON DEN ABFOHRMITTELN

Wenn der Mensch ißt, verteilen die kleinen Gefäße den Geschmack, so wie sie ihn empfinden, durch den ganzen Körper; die inneren Gefäße der Leber, des Herzens und der Lunge aber nehmen vom Magen den gereinigten Saft dieser Speisen auf und leiten ihn auf den Gesamtorganismus weiter; auf diese Weise wird das Blut angereichert und der Körper genährt. Das ist so, wie ein Feuer durch den Blasebalg angefacht wird oder wie durch Wind und Tau das Gras grünt und sproßt. Denn auf die gleiche Weise, wie der Blasebalg das Feuer entfacht und wie Wind und Tau die Gräser sprießen lassen, so bewirken auch die Säfte der Speisen und Getränke, daß das Blut und das Blutwasser (tabes) sowie die Gewebe des Menschen wachsen und gedeihen. Wie aber der Blasebalg nicht das Feuer ist und Wind und Tau keine Gräser, so ist auch weder der Saft der Speisen das Blut selbst noch der Saft der Getränke das Blutwasser: vielmehr wird der Saft der Speisen gemäß der Beschaffenheit des Blutes gefärbt und diesem einverleibt. Auch der Saft der Getränke nimmt seine Farbe an gemäß der Beschaffenheit des Blutwassers und wird so sein Bestandteil. Auf diese Art und Weise bauen beide das Blut zur Flüssigkeit auf und lassen es aufgehen, wie der Sauerteig die ganze Masse des Mehls zu einem Teig aufwühlt; so bleiben sie in ihnen weiterwirkend und werden auf diese Weise mit ihnen vereinigt: mit ihnen und in ihnen vergehen sie somit und werden wirklich verzehrt.

Was aber von den verzehrten Speisen und Getränken übriggelassen wird, steigt in die Afterorgane des Menschen hinab und wird zu Fäulnisstoffen umgewandelt; so wie es faul geworden ist, wird es vom Organismus ausgestoßen. Das ist so, wie von den Weintrauben, wenn sie über die Kelter gehalten werden, der Wein ins Gefäß aufgenommen wird, die Überbleibsel aber als Schalen abgestoßen werden.

Wenn der Mensch nun trinkt, dann vermehrt der feinere Saft, welcher sich im Getränk befindet, den wässrigen Bestandteil des Blutes; was übriggelassen wird, steigt mit dem Trunk zu den Endorganen und kann dort, nachdem es durchgekocht wurde, vom Körper ausgeschieden werden. Das ist dann so, wie wenn der Saft des Weines oben im Glase schwimmt und die Hefe sich am Boden ablagert. Denn das Blut wird vom Saft der Speisen angereichert und das Blutwasser durch das Trinken; das Blut nämlich könnte ohne dieses Blutwasser gar nicht sein, wie die Speise im Menschen nicht ohne Trank sein kann. Hätte nämlich das Blut nicht dieses Wässerige (tabes), dann wäre es hart und hätte nicht den fließenden Rhythmus in sich, wie auch der Mensch, der bloß ißt und nicht trinken würde, als Ganzes ausdörren müßte und nicht lebensfähig bliebe. Daher nährt ein Mensch, der schädliche und überflüssige Nahrung in sich aufnimmt, das schlechte Blut, und wer schlechte und überreichliche Getränke genießt, der vermehrt das schlechte Blutwasser in sich, weil die schlechten Säfte aus den Speisen und Getränken sich mit seinem Blut samt dem Blutwasser verbinden.

Wenn der Mensch ißt und trinkt, dann führt der lebendige Zug seiner Vernunft (*vitalis tractus rationalitatis*), der dem Menschen eigen ist, den Geschmack und feineren Saft und Geruch der Speisen und Getränke nach oben zum Gehirn hinauf und erwärmt dies dadurch, daß er dessen kleine Gefäße auffüllt. Die übrigen Bestandteile der Speisen und Getränke, welche zum Magen gelangen, erwärmen Herz, Leber und Lunge; vom gleichen Geschmack und feineren Saft und Geruch nehmen sie etwas in ihre Gefäße auf, so daß sie davon aufgefüllt werden, sich nähren und wachsen. Das ist so, wie wenn man ein Stück ausgetrockneten, dörren Darmes ins Wasser wirft: dann wird er wieder weich, schwillt an und füllt sich auf. In gleicher Weise werden des Menschen Gefäße beim Essen und Trinken durch den Saft der Speisen und Getränke aufgefüllt und angereichert, weil ja jener Saft in den Gefäßen das Blut und das Blutwasser erwärmt und das Blut der Gewebe seine rote Farbe aus dem Saft der Blutgefäße nimmt.

Nachdem die Nahrung zu Fäulnisprodukten umgewandelt und ausgedörnt worden ist, werden auch die Blutgefäße von ihrem Saft entleert: das Blut verliert seine Röte und wird wässrig. Dann wollen die Gefäße wieder aufgefüllt werden, und das Blut verlangt nach neuer Rotkraft (*rubedo*). Und das ist der Hunger, den der Mensch dann erleidet.

Wenn der Mensch ißt, dann leistet er in diesem Eßvorgang eine Arbeit wie eine Mühle beim Mahlen; durch diese Leistung beim Essen wird der Mensch in sich erwärmt und ausgetrocknet; davon beginnen seine Eingeweide auszudörren, und das ist der Durst. Dann soll er mäßig trinken und wieder etwas essen und, wenn er dann wieder beim Essen durch die Hitze nachtrocknet und

abermals Durst verspürt, dann soll er wieder einmal trinken; so soll er es halten, solange die Nahrungsaufnahme dauert. Denn wenn der Mensch mit seiner Speise, das heißt während er ißt, nicht trinken würde, so würde er schwerfällig in seiner seelischen wie leiblichen Organisation werden, und er könnte nicht die rechte Beschaffenheit des Blutsaftes gewinnen und würde dabei auch zu keiner geregelten Verdauung kommen. Wenn er aber beim Essen übermäßig trinkt, schafft er sich eine nachteilige, stürmische Überschwemmung in seinem Säftehaushalt, weil nämlich damit die geregelte Säftekonstitution gesprengt wird. Während nun die Speisen in Verwesungsstoffe und Trockensubstanzen umgewandelt werden, verlangen die Gefäße und ihr Blut wegen dieser Erhitzung nach einer Feuchtigkeit, was wir als Durst bezeichnet haben. Dann muß der Mensch mit Maßen trinken und die Dürre in seinem Inneren benetzen, weil ihn sonst Beschwerlichkeit und Schwerfälligkeit an Geist und Körper befallen würden. Auch hat der Mensch, der das lebendig-machende Leben (*vivens vita*) in sich trägt und der von verschiedenartigsten Speisen ernährt wird, ein stärkeres Bedürfnis nach einem Getränk zwischen den Mahlzeiten als es die Tiere haben, die sich von Heu und Gras ernähren.

Der Mensch soll sich nicht gleich nach der Mahlzeit zum Schlafen legen, ehe noch die Geschmacks-, Saft- und Geruchsqualitäten an ihren Ort gelangt sind. Vielmehr soll er sich nach dem Essen noch eine Weile vom Schlafen enthalten, damit nicht, wenn er gleich nach dem Essen einschläft, dieser Schlafzustand Geschmack, Saft und Geruch der Speisen in falsche, unpassende Organe leitet und sie im Gefäßsystem wie einen Staub hierhin und dorthin verwehen würde. Wenn aber der Mensch eine Weile sich enthalten hat und sich dann für eine gewisse Zeit hinlegt, dann können Blut und Fleisch in ihm gedeihen und er wird davon gesund.

Oft kommt es vor, daß ein Mensch bei Tag oder nachts, wenn er wach wird, infolge der Hitze und Trockenheit der Speisen durstet. Dann soll er sich hüten, gleich zu trinken, wenn er noch von der Schläfrigkeit übermannt ist, weil er dadurch Beschwerden auf sich laden könnte und Blut und Säfte zu unregelmäßigen Stürmen aufregen würde. Vielmehr soll er, nachdem er wach geworden ist, sich noch eine Weile vom Trinken enthalten, auch wenn er starken Durst leidet, und zwar so lange, bis die Schlaftrunkenheit gänzlich von ihm gewichen ist. Wenn er nach dem Schlafen noch Durst hat, soll er, gleich ob er gesund oder kränklich ist, Wein oder Bier trinken, jedenfalls kein Wasser, weil das Wasser seinem Blut und dem gesamten Säftehaushalt dann mehr Schaden als Nutzen bringen würde.

Wenn ein Mensch von der gichtigen Lähmung geplagt wird, dann ist sein Säftehaushalt unter Druck gesetzt, wie Wellen im Wasser es sind, die rastlos bewegt werden. Unter solchen Umständen kann dieser Mensch in seiner Gesinnung und seinem Verhalten nicht das rechte Maß wahren; deshalb soll er

ruhig schon nüchtern Wein trinken oder, falls Wein nicht zur Hand ist, ebenfalls nüchtern aus Gerste oder Weizen gebrautes Bier; falls nichts derartiges zur Stelle ist, soll er Wasser mit Brot kochen, durch ein Tuch laufen lassen, um es dann in lauwarmem Zustande zu trinken; dies soll er ruhig ein paar Tage hintereinander tun, und die überschießenden Stürme der Gicht werden in ihm gebändigt. Hat dieser Mensch in kurzer Zeit an Körpergewicht abgenommen, dann soll er mäßig in nüchternem Zustande trinken, so wie es oben beschrieben wurde. Ist er aber sonst gesund, so darf er auskömmlich Wein, Bier oder abgekochtes Wasser trinken, und die Gicht in ihm wird sich ruhig verhalten.

Wer das tägliche Fieber hat, das durch die verschiedenartigen Speisen entsteht, soll nüchtern nichts trinken, weil er innerlich ausgetrocknet ist. Würde er nämlich schon nüchtern trinken, müßte das Getränk seinen Körper durchdringen und ihn mehr krank als gesund machen. Er soll vielmehr erst etwas essen, damit seine Gefäße durch die vorhergehende Aufnahme des Nahrungsaftes erwärmt werden. Dann darf er einen Schluck Wein nehmen, und es wird ihm nicht schaden. Hat er keinen Wein, so trinke er Bier, und falls er das nicht hat, Met oder allenfalls abgekochtes Wasser, das er abkühlen lassen soll und dann trinken kann.

Wer das drei- oder viertägige Fieber hat, soll nüchtern nichts trinken, es sei denn im äußersten Notfall, wenn ihn sehr heftiger Durst befällt. Dann darf er auch nüchtern ein bißchen kaltes Wasser trinken. Beim Frühstück aber soll er Wein trinken; das bekommt ihm besser als das Wassertrinken; wenn er keinen Wein hat, mag er Gerstenbier trinken oder Met, allenfalls auch gekochtes und abgekühltes Wasser. Niemand aber soll auf den leeren Magen trinken, es sei denn, daß er durch eine Unpäßlichkeit dazu genötigt wird, nüchtern zu trinken. Auch dann ist es ihm bekömmlicher, Wein zu trinken statt Wasser. Trinkt aber einer ohne zwingenden Grund schon im nüchternen Zustand Wein, dann macht ihn das gierig im Gelüste nach Speise und Trank und sinnlos und töricht in seinen Gedanken.

Wenn der Mensch nüchtern ist, soll er eine Speise wählen, die aus Früchten und Mehl zugerichtet ist, weil ein solches Gericht trocken ist und dem Menschen eine kräftige Gesundheit verleiht. Auch soll er als erstes eine warme Speise zu sich nehmen, damit sein Magen angewärmt wird, nicht aber eine kalte Speise; wenn er nämlich zuerst ein kaltes Gericht nehmen würde, könnte sein Magen so abgekühlt werden, daß er nachher kaum noch durch warme Speisen wieder warm werden könnte. So soll er also zuerst eine warme Speise zu sich nehmen, bis sein Magen ordentlich durchgewärmt ist. Wenn er darauf noch etwas Kaltes nimmt, kann die Wärme, die seine Magenwände schon durchdrungen hat, auch die folgende Kälte der Speisen vertragen. Alles Obst aber und saftreiche Speisen mit zuviel Feuchtigkeit, wie zum Beispiel Kräuter, soll er bei seiner ersten Mahlzeit noch meiden, weil sie zuviel „tabes“ und „livor“ enthalten und Unruhe in seinen Säftehaushalt bringen könnten. Nach-

her, wenn er schon etwas zu sich genommen hat, kann er auch das genießen, und es wird ihm dann mehr Gesundheit als Unpäßlichkeit bringen.

Für einen Menschen in guter körperlicher Verfassung ist es recht und bekömmlich für eine gute Verdauung, wenn er kein Frühstück zu sich nimmt, es vielmehr hinausschiebt bis kurz vor Mittag oder um die Mittagszeit herum. Einem kränkenden, hinfälligen und körperlich heruntergekommenen Menschen dagegen ist es besser und bekömmlicher, wenn er früh am Morgen schon etwas zu sich nimmt, damit er die Kräfte, die er aus sich nicht hat, wenigstens aus der Nahrung nimmt. Zur Nacht darf der Mensch die gleichen Gerichte und auch Getränke zu sich nehmen, die er am Tag genossen hat; doch soll er so zeitig vor der Nacht speisen, daß er noch einen Spaziergang machen kann, ehe er sich zur Ruhe legt.

Edler und kräftiger Wein erregt beim Trinken die Gefäße und das Blut des Menschen auf eine ungeordnete Weise; er zieht die Säfte und alle Feuchtigkeit, die im Organismus vorherrscht, an sich, ähnlich wie es die abführenden Getränke tun, und führt dadurch zuweilen auch vor der richtigen Zeit den Harn nicht ohne Gefahr aus. Das alles macht der Hunsrücker Wein (Hunonicum vinum) nicht, weil er solch starke Kräfte nicht hat, daß er den Säftehaushalt des Menschen über das Maß erregen könnte. Deshalb soll die Wirkungskraft eines edlen Weines entweder mit eingetunktem Brot oder mit zugegossenem Wasser gemildert werden, weil er ohne solche Milderung weder einem gesunden noch kranken Menschen als Trunk von Nutzen sein kann. Hingegen ist es nicht nötig, einen Tropfen aus dem Hunsrück so zu mildern, weil er nicht diese Schwere in sich hat. Wenn dennoch einer ihm Wasser zugiessen oder ihn in Brot einlassen will, um ihn so zu trinken, dann ist das wohl angenehmer im Genuß, keineswegs aber bekömmlicher.

Der Wein aber hat seiner Natur nach eine wäßrige Substanz in sich, weil er mit Tau und Regen getränkt wurde. Daher kommt es auch, daß ein Mensch beim Genuß des Weines, wiewohl er ihn unausgesetzt trinkt und kein Wasser nebenbei, gleichwohl in seinem Blut genügend Feuchtigkeit erhält. Das Blut nämlich würde dürr und trocken sein und könnte nicht fließen, wie ja auch das Mark nicht fließt, wenn es nicht den „livor“ des Wassers in sich hätte; wenn aber das Blut keine Feuchtigkeit hätte, könnte das Fleisch nicht bestehen; es würde vielmehr so sein wie Erde.

Ein Mensch, der bei grimmiger Winterkälte, wenn er selbst von innen her ausgekühlt ist, sehr heiße Speisen zu sich nimmt, der zieht sich leicht die „melancolia“ zu und erregt diese in seinem Organismus. Wer aber sehr kalte Speisen genießt, wenn er selbst innerlich kalt ist, bekommt davon fiebrige Zustände. Wer indes in der Winterkälte, wenn seine Eingeweide auch kalt sind, recht temperierte Nahrung zu sich nimmt, also nicht zu heiß und nicht zu

kalt, der erreicht mit ihnen nur eine mittelmäßige Erquickung, weil sie ihm kein gutes Blut verschaffen. Wer aber in der kalten Jahreszeit in einem sehr warmen Raume Speisen von der richtigen Temperatur genießt, also nicht zu heiß und nicht zu kalt, dem wird diese Nahrung zwar nicht schaden, aber die Wärme, die er dann in sich trägt, kann ihn in eine Unpäßlichkeit führen.

Will ein Mensch zur Winterszeit essen, so soll er sich einen Raum aussuchen, der nicht zu heiß und nicht zu kalt, sondern von mittlerer Temperatur ist. Er soll auch nicht zu warme oder zu kalte Gerichte wählen, sondern mittlere, denn nur so wird er die Gesundheit aus der Nahrung erhalten. Dagegen soll er, auch wenn er durch entsprechende Kleidung sich warm hält, beim Essen nicht in einem kalten Raume sitzen, weil dann, wenn er beim Essen die kalte Luft atmet, diese ihm eine Unpäßlichkeit zuführt. Die Wärme aber, die während einer Mahlzeit vom Kohlenfeuer am Rücken des Menschen aufsteigt, ist ihm bekömmlicher, als wenn die Feuersglut ihm mitten ins Gesicht fallen würde.

Ein Mensch, der zur Sommerzeit bei schon reichlicher innerer Wärme auch noch sehr heiße Speisen zu sich nimmt, zieht sich leicht die Gicht zu; ißt er aber im Sommer bei großer innerer Wärme sehr kalte Speisen, so schafft er in sich das Phlegma. Deshalb soll der Mensch zur Sommerzeit in Wärme und Kälte temperierte Nahrungen zu sich nehmen; diese bringen ihm dann ein gutes Blut und gesunde Gewebe.

Wenn jemand im Sommer bei innerlicher Wärme auch noch viel ißt, wird sein Blut von dem vielen Essen übermäßig erwärmt, die Säfte werden nach der schlechten Seite hin verändert, seine Gewebe werden aufgebläht und unnatürlich aufgetrieben, weil die Wärme der Luft dann zu groß ist. Ißt er mäßig, so bringt ihm das keinen Schaden, erhält eher die Gesundheit. Im Winter aber, wenn der Mensch innerlich recht kalt ist, ist es ihm bekömmlich, wenn er viel ißt, und es macht ihn fett.

Zu jeder Jahreszeit aber soll sich der Mensch davor hüten, siedendheiße und feuchtdampfende Speisen zu sich zu nehmen, vielmehr soll er abwarten, bis nach dem Kochen die Hitze und der Dampf der Feuchtigkeit sich verzogen haben, weil sonst, wenn er sie heiß und dampfend verzehrt, sie seinen Magen aufblasen und blähen und leicht den Aussatz in ihm entstehen lassen.

Wenn ein Mensch unter großer Traurigkeit leidet, dann soll er tüchtig von den ihm bekömmlichen Speisen verzehren, damit er durch die Nahrung wieder neu belebt wird, weil die Traurigkeit ihn ja so bekümmert. Steht er aber in großer Ausgelassenheit da, soll er mäßig essen, weil nämlich das Blut durch die Erweiterung der Gefäßbahn losgelassen wird und, wenn er dann noch zuviel ißt, die im Blut enthaltenen Säfte in stürmische Fieberzustände ausarten könnten.

Auch soll der Mensch im Winter nicht viel trinken, weil dann die Luft seine Säfte sowieso anfeuchtet; denn wenn er dann viel trinkt, verdirbt er seine inneren Säfte und zieht sich Unpäßlichkeiten zu. Wein aber und Bier soll

er im Winter trinken, Wasser dagegen, soweit es geht, vermeiden, weil das Wasser in dieser Jahreszeit wegen der Feuchtigkeit der Erde nicht gesund ist. Im Sommer dagegen soll er mehr trinken als im Winter, entsprechend der Menge und der Natur der Nahrung, die er genießt, weil dann die Säfte in ihm ausgetrocknet werden; zu dieser Zeit schadet das getrunkene Wasser ihm der Trockenheit wegen weniger als im Winter. Im Sommer, wenn der Mensch innerlich sehr warm ist, dabei aber körperlich wohlauf, soll er mäßiglaues Wasser trinken und gleich danach ein wenig auf und ab wandeln, damit es in ihm warm wird. Das ist für die Gesundheit des Leibes vorteilhafter, als wenn er Wein trinkt. Wer aber körperlich schwach ist, soll im Sommer Wein mit Wasser gemischt oder Bier trinken, weil das ihn mehr erquickt, als wenn er Wasser trinkt. Zu jeder Zeit aber, ob Sommer oder Winter, soll sich der Mensch vor übermäßigem Trinken hüten. Wie zu reichlicher Regen dem Erdenreich durch das viele Wasser schadet, so bringt auch übermäßiges Trinken dem Organismus die Nachteile schädlicher Säfte.

Andererseits soll sich aber der Mensch auch nicht allzusehr Getränke entziehen, denn wenn er sich in seiner Enthaltensamkeit vom Trinken ausgedörzt hat, befällt ihn in der Folge davon eine Schwerfälligkeit an Körper wie Geist. Auch können ihm dann die aufgenommenen Speisen innerlich weder eine gute Verdauung noch körperliche Gesundheit zukommen lassen. So ist ja auch die Erde schwer und hart und trocken geworden und kann keinen rechten Ertrag bringen, wenn ihr die Durchfeuchtung durch den Regen entzogen wurde.

Wenn der Bauch des Menschen mit Speisen und Getränken angefüllt ist, dann entsteht die Notwendigkeit, daß er die Reinigung durch die Verdauung erhält. Wie aber die Erde immer feucht ist und viel Fauliges und Unnützes ausschwitzt, so wirft auch der in seinen Geweben feuchte Organismus sein Fauliges und Stinkendes durch Räuspurn aus; ist er doch aus dem Erdenlehm erschaffen. Wäre die Erde nicht feucht, könnte sie auch keine Früchte hervorbringen, wäre vielmehr dürr; so würde auch der Mensch ohne diese Feuchtigkeit unbeweglich und unfähig sein, seine Angelegenheiten zu regeln.

Des Menschen Seele ist feuriger Natur; sie zieht die vier Elemente zu sich hin und befähigt dadurch den Menschen, mit seiner Schau, seinem Hören und ähnlichen Sinnesverrichtungen Umgang zu nehmen. Die Seele ist im Menschen solch eine Kraft, wie es etwa das Feuer im Wasser ist, so daß der Mensch ohne dieses Seelenvermögen nicht leben könnte, wie auch das Wasser ohne sein feuriges Element nicht zu fließen vermöchte, wenn es eben dieses in sich nicht strömen fühlte.

Die Seele nimmt aus der wäßrigen Substanz im Menschen eine Einzelkraft heraus, zum Beispiel den Speichel, weil dieses Wasser die Vernunftanlage zum Sprechen benetzt und vorbereitet, ähnlich wie die Saiten mit Wachs oder Erdpech bereitet werden, damit sie einen schönen Klang haben. Dieser Speichel

würde klar und rein sein, wenn nicht die Seele ihre Feuernatur hätte; nun ist aber der Speichel durch das feurige Vermögen der Seele gleichsam ein Schaum, wie auch das Wasser im Feuer oder in der Sonne durch deren Hitzevermögen Schaum ausbrodelt. Wie die Seele feurig ist, so liegt es in ihrer Natur, wäßrig zu sein; so sind auch die Augen die Fenster der Seele, weil sie das Feuer und das Wasser in sich enthalten. Alle Feuchtigkeit im Menschen hat etwas von dieser Wasserart und strebt auf den Weg der Vernunft hin, damit eben diese Vernunft im Menschen tönen kann. Denn dafür zieht die Seele aus Gehirn und Eingeweiden dieses Wasser in den Speichel, daß der Mensch sprechen kann; denn ein Mensch könnte nicht einen Laut von sich geben noch ein Wortgebilde formen, wenn er die Feuchtigkeit nicht in sich trüge und statt dessen trocken wäre. So ist also der Speichel wie eine gute Salbe; wie eine Salbe, die Gesundheit herbeiruft, so unterhält auch der Speichel Gesicht und Gehör und Geruch und Stimme und Wörter und alles Gesundheitsförderliche im Organismus, unterhält es und bringt es hervor.

Wer einen kalten Magen hat, wirft übermäßig viel Speichelflüssigkeit aus, weil er nicht warm genug ist und deshalb auch kränkelt. Wer aber einen zu warmen Magen hat, wirft mäßig viel Speichel aus, weil er innerlich etwas trocken ist; er fällt deshalb leicht in schwere Fieber.

Jedwedes Gewebe ist lebensgrün (viridis), und von dieser Grünkraft (viriditas) her hat es seinen Livor-Saft. Das zeigt sich auch in den Geweben des Viehs, wenn es geschlachtet ist; sobald es hängt, tropft diese Livor-Flüssigkeit ab. Ein Mensch mit magerer und dünner Muskulatur scheidet diesen Livor leichter durch Schwitzen aus als einer, der mit fetten Geweben belastet ist; denn ein Mensch mit solchen mageren und dünnen Geweben ist gleichsam vielfach durchlöchert, wie ein Käse, der nicht gehörig gepreßt wurde. Luft und die übrigen Elemente durchdringen ihn leicht. Daher hat er auch leicht die Säfte in sich und scheidet sie reichlich aus, weil sein Gewebe dünn ist. Dann erheben sich Wärme und Geschmack der Speisen und Getränke aus seinem Magen, dunsten aus und steigen auf zur Leber, zum Herzen und zur Lunge, gerade wie ein Gift. Die Wärme der Leber, des Herzens und der Lunge aber darf solchen Livor nicht dulden; sie treibt ihn zur Brust und zur Gurgel hinaus, wie eine Speise, die beim Kochen über dem Feuer Schaum aus sich herauswirft.

Menschen mit kühlem und schwächlichem Magen und schwachen Eingeweiden senden wegen dieser Schwäche einen kalten und feuchten Rauch zum Gehirn; dieser wird dann wie ein gekochtes Gift. Auf diese Art wird er dann durch Nase und Mund ausgeworfen; so reinigen sich ja auch die Sterne in der Luft, und auch die Erde selbst wirft allerhand Schmutz und stinkendes Zeug aus sich aus.

Das Gehirn hat Fenster, die immerfort durchlüftet sind und durch die es immerzu weich und feucht gehalten wird. Dies sind die Augen und Ohren,

die Nase und der Mund des Menschen. Somit wird der kalte und feuchte Unrat aus den Säften dort in den ausführenden Gängen der Nase und der Kehle gesammelt; das Gehirn kann solches nämlich nicht ertragen, deshalb wirft es all das zur Reinigung aus und befördert es durch einen Luftstoß nach draußen. Wollte ein Mensch solche Art Reinigung unterdrücken, würde er von Sinnen kommen und ausdörren; sein Magen würde verkommen und sein Gehirn verfaulen; beide würden solches Zeug nicht vertragen, wie ja auch das Meer alles Schmutzige und Unreine nicht bei sich erträgt, sondern auswirft.

Menschen mit derben Geweben haben darin dieselbe Härte wie ein Käse, der so stark gepreßt wurde, daß die Livor-Flüssigkeit aus ihm nicht mehr fließen kann; so bleibt also der Saft mit seiner Kraft zurück und verhärtet sich in ihm, weil es ja den Unrat nicht auswerfen kann. Auch sind bei solchen Leuten die Feuchtigkeit der Speisen und Getränke und andere Säfte um so schwächer; haben sie doch nicht von außen die Hilfe in Gestalt dieses Livors im eigenen Gewebe, da diese Säfte wegen der Härte und Derbheit ihrer Gewebe nicht abfließen können. Diese Menschen sind an den inneren Organen schwächlich und leiden äußerlich an Geschwüren, weil der Schmutz des Livors in ihnen zurückbleibt und nicht ausgeschieden werden kann. Daher kränkeln sie ziemlich viel an der Brust, in ihrem Gefäßsystem wie auch den übrigen Organen.

Menschen mit fetten Körpergeweben leiden an Überschuf der verschiedenartigen Säfte und husten leicht, werfen aber nur mäßig viel aus, weil die Luft und die übrigen Elemente nur mit Mühe zu ihnen einen Zugang finden und wegen der Feuchte und Dichte dieser Gewebe nur schwierig zu einem Ausgang kommen; so haben sie es recht schwer, die Säfte bei ihrem Reinigungsgeschäft in Bewegung zu versetzen. Denn diejenigen, welche einen Überfluß an Phlegma haben, ohne es auszuwerfen, belasten sich mit krankem und schwachem Gewebe; sie sind deshalb nicht gesund und können es gar nicht sein. Die aber ein Übermaß an Phlegma haben und es ausscheiden können, sind wohl ziemlich mager, aber körperlich gut dabei, weil sie die Unreinlichkeiten nicht bei sich halten. Die aber das Phlegma nicht auswerfen und sich dadurch, wie gesagt, Krankheiten zuziehen, sollen Abführtränke nehmen und sich dadurch reinigen.

Wenn das menschliche Blut in seinen Gefäßen nicht mehr flink und munter fließt, vielmehr wie im Schlaf daliegt, und wenn die Säfte nicht mehr rasch dahinströmen, sondern nur noch träge, dann merkt die Seele dies, und ihrer Funktionsweise entsprechend erschüttert sie den ganzen Körper durch das Niesen; so läßt sie das Blut und die Säfte des Menschen wieder wach werden und zu ihrem richtigen Verhalten zurückkehren. Auch ein Wasser würde, wenn es durch Stürme und Überschwemmungen nicht bewegt würde, faulig werden; genau so müßte ein Mensch innerlich verfaulen, wenn er nicht niesen und seine Nase durch Schneuzen reinigen würde.

Wenn Menschen viel Zorn und trotzigem Sinn mit sich herumschleppen, dies aber aus irgendeinem Grunde, aus Mutlosigkeit, Furcht oder Scham gehemmt,

wegen ihrer schwermütigen Natur oder weil es ihnen sonst unmöglich ist, nicht zeigen und nicht durchbrechen lassen können, dann bersten und zerbrechen bisweilen infolge dieses zweckwidrigen Verhaltens die Gefäße an Gehirn, Hals und in der Brust und fließen über den Zugang und Geruchsweg der Nase nach draußen.

Es gibt aber auch Menschen, die von eitlen und wechselhaften Gedanken geplagt werden, die sie doch nie zur Ausführung bringen können, oder solche, die mit ausschweifendem und schwankendem Sinn von einem Ort zum andern umherirren oder aus ihrer ungewöhnlichen Charakterveranlagung oder in zügelloser Laune ein Spielball ihrer Gemütsbewegungen sind und darin gleichsam bis zum Wahnsinn getrieben werden, so daß sie weder Blick noch Mienenspiel in Haltung und Gebärde recht zu gebrauchen wissen. Dann kann es vorkommen, daß unter dem Einfluß solch törichter Gedankenspielerien die Gefäße des Gehirns, der Halsgegend und der Brust aufbrechen, so daß, wie es eben schon geschildert wurde, das Blut aus der Nase ausfließt; solch sinnlose Ideen und törichte Gemütsbewegungen lassen nämlich die erwähnten Gefäße anschwellen und das Blut austreten. Auch wenn der Mensch im Gewebe wie in den Gefäßen mitunter zuviel Blut hat, findet dieses auf dem Atemweg durch die Nase einen leichteren Austritt als an anderer Stelle des Körpers, so daß die Gefäße des Gehirns und die der Nachbarschaft durch den Blutüberdruck dort bersten und ausfließen.

Dann gibt es noch einige Menschen, bei denen das Blut überschüssig ist, derart, daß es wegen dieses Überflusses manchmal dickflüssig und dunkel wird. Da diese aber innerlich gesund und gut bei Kräften sind, werfen sie das überschüssige und überströmende Blut durch die Nase aus, so daß durch solchen Ausfluß ihr Gehirn sich reinigt, ihr Sehvermögen geschärft wird und ihre Kräfte zum gesunden Funktionsmodus zurückgeführt werden.

Wieder andere Menschen gibt es, deren Blut erregt mitunter heftige Fieberzustände und große innere Hitze, so wie Wein, der in seinem Schlauche gärt; solchermaßen entleeren auch sie Blut durch die Nase. Durch diesen Ausfluß des Blutes aber wird das Gehirn ziemlich blutleer, so daß ihre Augen trüb und die Kräfte eines solchen Menschen beeinträchtigt werden.

Wenn auch das Gehirn des Menschen meist gesund und rein ist, so erheben sich doch zuweilen die unruhigen Verhältnisse der Luft und der übrigen Elemente und affizieren das Gehirn, ziehen allerlei Säfte zu ihm hin und wieder von ihm weg und lassen dabei einen nebeligen Rauch im Atemweg und Schlund auftreten, so daß sich dort ein schädlicher „livor“ ansammelt, ganz wie der Rauch eines nebeligen Gewässers. Dieser „livor“ zieht an jenen Stellen das Krankmachende aus den schlechten Säften zusammen, so daß sie unter Schmerzen dort durch die Nase und Kehle gereinigt werden, gleichwie reifgewordene Geschwüre aufbrechen und ihren „livor“ entleeren; so kann ja auch keine Speise gekocht werden, ohne daß die in ihr enthaltenen Unreinlichkeiten durch den

Schaum der Reinigung ausgeworfen werden. Genau so macht es die Seele im menschlichen Organismus, wenn alle Körpersäfte in den Augen und Ohren, in Nase und Mund sowie den Verdauungswegen ihrer Funktionsweise entsprechend durch das Feuer der Seele gekocht werden, wie auch eine Speise, über dem Feuer durchgekocht, Schaum auswirft.

Wenn einmal ein Mensch eine neue und unbekanntere Nahrung zu sich nimmt und neuen, unbekannteren Wein oder sonst ein neues Getränk genießt, dann werden durch diese fremdartigen Säfte in ihm die anderen Säfte in Bewegung versetzt und verflüssigt, um durch die Reinigung aus der Nase auszufließen, so wie junger Wein, wenn man ihn in ein Gefäß schüttet, Schmutz und Hefe bei seiner Reinigung auswirft. Würde aber irgend jemand solche Reinigungsprozedur auf irgendeine Weise in sich verhalten und den Ausfluß verhindern wollen, so würde er sich damit ebenso schaden, wie wenn er Stuhl oder Harn bei sich verhindern wollte, rechtzeitig ihren Weg zu nehmen. Kommen aber die fremden Säfte in so reichlichem Maße zu den anderen Säften hinzu, daß daraus heftiger körperlicher Schmerz entsteht, dann soll man eine Arznei zur Anwendung bringen, damit sie um so leichter abfließen.

Abführende Tränke (potiones), welche den Magen reinigen, taugen nicht für solche Menschen, die schlimm krank sind und so heruntergekommen, daß sie dauernd von Lähmungen geplagt werden. Auch nützen sie solchen nicht viel, die leichtbewegliche Säfte in sich haben, die nach Art der Flüsse bei einer Überschwemmung hierhin und dorthin ohne Beständigkeit unausgesetzt in ihrem Organismus herumfließen, weil sie durch abführende Getränke mehr Schaden nehmen würden als daß sie ihnen zum Guten dienen könnten. Denn so geartete Säfte fließen nach ihrer Ausscheidung durch den Magen zwischen Haut und Gewebe wie auch in den Gefäßen beschleunigt umher und sind in dieser Zeit nicht im Magen zu finden. Wird also von irgendeinem ein Abführtrank in den Magen gebracht, so findet er dort zum Austreiben überhaupt keine Säfte vor.

Menschen, die von der gichtigen Lähmung aufgerieben, wie dies schon geschildert wurde, und die durch die eben erwähnten Säfte geplagt werden, wenden mit Vorteil Pulver aus edlen und guten Kräutern an, wie auch die guten und milden Gerüche kostbarer Gewürze, weil diese es sind, die den schädlichen Rauch, der aus den obengenannten Säften heraus die schlechten Säfte reizt, durch ihr mildes Wirken herabdrücken, im Zaum halten und abschwächen. Den weiter unten angegebenen Trank aber sollen Menschen anwenden, die weder recht gesund noch richtig krank sind; diesen wird er zur Gesundheit dienen.

Auch ganz Gesunde können ihn anwenden, da er ihnen die Gesundheit erhält und Krankheit abhält, ferner solche, die durch Genuß zu verschiedenartiger und zu reichlicher Mahlzeiten fette und livorhaltige Säfte in sich tragen, weil er die erdigen Bestandteile (limus) und die Stoffwechselprodukte

(faeces) und Fäulnisprodukte (tabes) ihrer Säfte beseitigt. Auch mögen diejenigen ihn nehmen, die eine Speise zu sich genommen haben, woher nun ihr Magen Beschwerden hat, da er jenen Schmerz lindert und vertreibt.

Wer aber den Trank einnehmen will, soll dies im Juni oder Juli, bevor der August anfängt, nüchtern und ohne den Zusatz eines anderen Gewürzes tun; dann entfernt er die schädlichen Stoffe (livores) aus seinem Magen und reinigt ihn, damit er im August nicht krank wird. Hat aber ein Mensch eine Speise zu sich genommen, wovon er seinen Magen schwer werden fühlt, dann soll er ihn im Oktober anwenden. Auch andere Abführtränke kann jedermann zweckmäßiger in den angeführten Monaten als in anderen zu sich nehmen.

Wer gesund bleiben will, soll nach von Natur aus warmen Speisen von Natur aus kalte und nach von Natur aus kalten von Natur aus warme zu sich nehmen; ferner soll er nach von Natur aus trockenen natürlich feuchte und nach natürlich feuchten von Natur aus trockene genießen, ganz gleich, ob sie gekocht sind oder nicht, wenn sie nur in ihrer Natur entweder kalt oder warm sind, damit sie so richtig gegeneinander abgestimmt werden.

*Hildegard beschreibt in einfacher Form die Ernährungsweise und die Verdauungsvorgänge beim Menschen; es bedarf dazu keiner besonderen Erläuterung. Dieser Abschnitt kann nach vielen Seiten erweitert werden: durch die spätere Stoffwechsellehre und Diätetik, weiterhin durch mannigfache Parallelen aus dem Berliner Fragment, wo sich schon die naturalistischen und moralischen Komponenten des Themas überschneiden, und schließlich durch die großen Bilderreihen der Visionen, in denen die physiologischen Lebenserscheinungen dem großen Weltverständnis und der existentiellen Erschließung dienen. Einige Beispiele sollen die charakteristische Pointierung dieser Aspekte bei gleichlaufendem Grundzug beleuchten.*

*„Die Nahrung, die den Geweben des Menschen Gedeihen verleiht, wird in der ersten Nacht nach erfolgter Nahrungsaufnahme verdaut; die Speise aber, die den Eingeweiden ihre Kraft gibt, geht am ersten Tag nach erfolgter Aufnahme in die Verdauung über. Die Speise aber, die die Lunge erhält, ist bescheiden, weil die Lunge mehr durch Trinken als durch Essen unterhalten wird; der Wein ist es hauptsächlich, der die Lunge kräftigt, weshalb Lungenleidende Wein trinken sollen. Müssen sie einmal im Notfall Wasser trinken, sollen sie es kochen und dann erst trinken, weil kaltes Wasser die Lunge schädigt. Die Nahrung nun, die der Leber mit ihrer Kraft dient, wird am zweiten Tag verdaut; Speise, die die Milz kräftigt, geht am dritten Tag in die Verdauung über. Die Speise aber, die Herz und Blut ernährt, beendet am zehnten Tag den Verdauungsprozeß, weil das Herz und das Blut sich beinahe in gleicher Kraft halten. Fast durch all diese Speisen aber entwickelt sich das Mark.“*

*„Brot und alle gekochte Speise nährt das Fleisch, delikate Fleischbrühen, köstliche Getränke und andere weiche Speisen kräftigen die Lunge. Grobe und derbe Mahlzeiten, wie derbes Fleisch und Bohnen, kräftigen die Leber. Der Saft der Nahrungsmittel, der nach der Verdauung im Organismus zurückbleibt, ernährt die Milz und die Eingeweide. Der Saft aller rechten Speisen unterhält das Herz und das Blut. Wenn einer an der Lunge zu leiden beginnt, soll er festere Speisen zu sich nehmen, beginnt einer aber an der Leber zu erkranken, soll er mildere Mahlzeiten halten.*

*Vom Brot wächst das Fleisch des Menschen, von Fleisch und vom Fisch wird das Gewebe des Menschen gekräftigt, durch Obst und Gemüse aber der Livor-Saft, der sich im Organismus befindet, vom Wein und jeglichem Getränk das Blut und der Gewebesaft und die Grünkraft im Fleische des Menschen.*

*Der Mensch soll die Speisen und das Brot in wohlabgemessenem Feuer kochen; wird nämlich zu viel Brennholz auf den Herd gelegt, dann kommt die Speise zu rasch ans Sieden und behält auch einen Geschmack vom Brennmaterial. Gibt man aber zu wenig Holz, so bleibt alles lauwarm. Und wird der Ofen zu sehr geheizt, verbrennt das Brot, gibt man aber zu wenig Glut, so läßt man es nicht gar werden. Genau so macht es auch die Seele im Körper. Denn sie ist ihrer Substanz nach Feuer; wie mit dem Brennholz die Speisen und das Brot im richtigen Verhältnis gekocht werden, so kocht auch sie hinwiederum mit den Speisen und Getränken den Leib des Menschen in entsprechendem Verhältnis, ganz gleich, ob der Mensch gut oder böse ist, wie es auch gleich ist, ob die Speisen gut oder schlecht waren. Würde sie nämlich das Fleisch des Menschen zu stark kochen, dann müßte sie ihn ausdörren, würde sie es zu wenig tun, dann würde sie ihn stumpf machen. So passiert es denn, daß die Seele, wenn der Mensch seinem Leib maßlos Speise und Trank zuführt oder wenn er sie ihm umgekehrt vorenthält, diesen schwach und krank macht, weil dann auch die Seele, ohne daß sie es will, ihre Schranken überschreitet. Wie aber der Mensch sein Haus von allen Seiten befestigt, damit es nicht einfällt, so stärkt auch die Seele ihr Haus, das heißt ihren Leib, damit er sich nicht auflöst. So teilt also die Seele aus dem Saft der Speisen und der Getränke einem jeden Organ in entsprechendem Verhältnis zu, und so bleibt auch noch etwas von diesem Saft bei der rechten Verdauung zurück, weil sonst nicht recht verdaut worden wäre; denn wenn die Menschen gesund sind, haben sie mit diesem wohltemperierten Saft ihre rechte Verdauung; wird ihnen aber infolge überschießender Säfte dieser Verdauungssaft entzogen, dann ist ihr Magen kalt, es verhärtet sich der Speisebrei im Magen, und so wird dieser Mensch krank“ (B III, 39—43).*

*In ganz anderer Sicht und Absicht erscheinen der Verdauungstrakt und die Nahrungsfunktionen in den Visionen:*

*„Wie durch den Schlund die Speisen in den Magen geschickt werden, nach-*

dem sie im Mahlwerk der Zähne aufgelöst worden waren, und wie die Brust die Menschen im Bedenken alles für den Menschen Wissenswerten mäÙigt, und so, wie der Bauch die Eingeweide des Menschen zusammenhält und einschließt, genau so sendet auch die Luft ihre grünenden Kräfte in die Saaten und erhält alles auf der Welt zum Heile für den Menschen am Leben. Auf die gleiche Weise kaut auch die Seele alle Werke des Menschen wieder, um sie dann dem Gedächtnis zu übergeben, derart, daß kein Ding unerörtert zurückbleibt; wie die Speise dem Magen über den Schlund zugesandt wird und so wie die Speise von den Zähnen zermahlen wird, so schreibt die Seele mit ihrem Lebenshauch die Werke der Menschen, indem sie über sie entscheidet, und sammelt diese Schrift durch die Gedanken, damit der Mensch darin seine Werke, ganz so wie sie sind, wiedererkenne, indem er nämlich jetzt diese gleichsam wie die Bilder der Dinge in seiner Vorstellung, in der sie sich ja spontan einbilden, anschauen kann. Denn der Mensch kann nichts von seinem Tun der Vergessenheit anheimgeben, weil alle Taten ja in seiner Erinnerung gleichsam wie die Eingeweide im Bauchraum eingeschlossen und aufbewahrt werden; auf diese Weise lebt er in all seinen Werken so lebendig durch die Seele, weil diese ja luftartig ist" (849 D—850 A).

Wie die Nahrungsaufnahme vom Luftreich her gesehen wird, so die Einverleibung vom Erdreich aus: „Der Bauchraum, der von den Rippen und anderen Knochen, die den Saft des Markes nicht besitzen, gehalten wird, ist ein Hinweis auf die weiche und fruchtbare Erde, die mit Steinen durchsetzt ist" (853 B). Mitten in diesem Reich sitzt und herrscht der Magen: „Der Magen befindet sich im Bauchraum. In ihn werden die Speisen hineingeleitet und aus ihm werden sie wieder ausgeführt. Wie ein Sack ist er mit den übrigen Eingeweiden verbunden. Er ist ein Hinweis auf das Fassungsvermögen der Welt (*capacitatem mundi ostendit*). Diese Kapazität füllen die Geschöpfe mit ihrem Wachsen und Keimen auf, und sich verzehrend lassen sie sie wieder leer zurück. Gleicherweise wirkt der Mensch, der wie der Mond wächst und abnimmt, durch seine Seelenkraft, die mit der gesamten Kreatur angefüllt ist; wie die Gesamtheit des Blutes im Gefäßsystem ist, so sind alle Werke des Menschen in seiner Seele . . . Und wie der Magen, der die Speisen nimmt und auswirft, mit den Eingeweiden verbunden ist, so wirkt auch die Seele mitsamt der ganzen Schöpfung sowohl beim Aufsteigen im Guten wie auch beim Herunterkommen im Schlechten im Menschen" (854 C). „Es bekommt nun dem Magen nicht gut, wenn er leer ist, genau so wie es für die Fassungskraft der Welt nicht förderlich wäre, wenn sie verschiedener Geschöpfe entbehren müÙte. Ist doch diese Kapazität die verteilende Kraft aller fruchtbaren Leistungen der Erde" (855 A).

Es mag am Beispiel genügen. Es sollte nur gezeigt werden, wie reich die Motive in diesen vielschichtigen Bildern sein können. Immer gibt eine Vor-

stellungsreihe den Blick frei für deren tieferen Zusammenhang: „Vom Herzen, von der Leber und der Lunge gehen GefäÙe wie kleine Rohre aus, die dem Magen zur Aufnahme und Weiterleitung der Speisen behilflich sind." Das ist noch ganz anatomisch gesehen und physiologisch gedacht. Bei dieser Aufnahme aber erweist der Magen seine kosmische Kapazität und erscheint als der universale Umschlagplatz für den Stoffwechsel; gleichzeitig ist er „der rechte Verteiler der Speisen, bei der Aufnahme wie bei der Ausscheidung". Hier ergibt sich sogleich ein Anknüpfungspunkt für das symbolische Verständnis und die Situation des Menschen in seiner Gewissensentscheidung: „Und wie es für den Magen nicht gut wäre, wenn er immerfort voll oder leer wäre, so wäre es für die Seele nicht günstig, wenn der Körper immer nur nach den geilen Gelüsten des Fleisches leben würde." Alle diese Lebensvorgänge sind für den wachen Menschen ein großer Reiz zur Aufmerksamkeit, zur besonnenen Verarbeitung in seiner Phantasietätigkeit, zum Sammeln von Erfahrungen in seiner Gedächtniskraft und letztlich zum dauernden Gespräch mit seinem Schöpfer: „Auf diese Weise spürt die Seele, die mit großer Kraft den schlafenden Leib betritt und ihn wach macht, auf ihren vielfachen Erfahrungswegen Gott" (857 C—858 A).



XII.  
VOM GESCHLECHTSLEBEN

DER MENSCH ALS GESCHLECHTSWESEN /  
VOM URSPRUNG DER GESCHLECHTSLUST /  
DER SAMENFLUSS / GESCHLECHTSREIFE  
BEIM MANNE / REIFE DES WEIBES / DAS WESEN  
DES GESCHLECHTSVERKEHRS / DIE  
GESCHLECHTSORGANISATION / ÜBER DIE  
SEXUELLE LEBENSREGELUNG / GESCHLECHT-  
LICHKEIT UND SEELENLEBEN

Als Gott den Adam schuf, hatte Adam eine große Liebe in seinem Schafe, den Gott über ihn sandte. Und Gott gab der Liebe des Mannes Gestalt, und so ist die Frau die Liebe des Mannes. Sowie nun die Frau gebildet ward, gab Gott dem Manne jene Schöpferkraft, daß er aus seiner Liebe, welche die Frau ist, Kinder erzeugen könne. Als nämlich Adam Eva zum erstenmal erblickte, war er ganz von Weisheit erfüllt, da er in ihr die Mutter seiner Kinder erkannte. Als aber Eva Adam ansah, schaute sie ihn so an, als blickte sie in den Himmel hinein und als richtete sie ihre Seele empor, die den Himmel ersehnt: war doch ihre Hoffnung auf den Mann gerichtet. Und darum wird eine einzige Liebe sein, und nur so sollte es sein in der Liebe zwischen Mann und Frau und nicht anders. Die Liebe des Mannes ist im Brand seiner Leidenschaft wie das Feuer brennender Berge, das kaum einzudämmen ist, die Liebe der Frau gleicht dagegen der Flamme in einem Holzstoß, die man leicht wieder auslöscht. Ihre Liebe ist dem Manne gegenüber wie die ausgeglichene Wärme der Sonnenglut, die fruchtbringend wirkt im Vergleich zu jener ungeheuerlich entfachten Flamme der brennenden Wälder. Deshalb vermag die Frau auf eine angenehme Weise ihre Frucht auszutragen. Jene gewaltige Liebesglut aber, die in Adam aufkam, als Eva aus ihm hervorging, und die Süßigkeit jenes Schlafes, in welchen er damals gefallen war, ist durch sein Vergehen in eine Süßigkeit entgegengesetzter Natur verkehrt worden. Gleichwohl spürt auch jetzt noch der Mann jenen starken süßen Drang in sich, und wie sich der Hirsch nach der frischen Quelle sehnt, so eilt auch heute noch hurtig der Mann zum Weibe hin. Die Frau aber verhält sich ihm gegenüber mehr wie eine Getreidenne, die von wuchtigen Schlägen erschüttert wird und die, so wie die Körner in ihr zerschlagen werden, sich tüchtig dabei erhitzt.

Wenn die Geschlechtslust sich in einem Menschen erhebt, wird sie zuvor von

VOM GESCHLECHTSLEBEN

der feurigen Kraft des Markes in Erregung versetzt. Das Feuer des Markes vermag sich aber auf verschiedene Weise im Menschen zu erheben, sei es durch unpassende Ausgelassenheit, sei es durch unmäßigen Genuß von Speise und Trank oder schließlich rein aus einer zu üppigen Gedankenwelt heraus: und solchermaßen bringt es den Menschen außer sich. Das Feuer des Markes zündet nun die Geschlechtslust an, die noch den Geschmack der ersten Sünde an sich trägt; danach erregt die Geschlechtsgier zusammen mit diesem Lustgeschmack gleichsam wie einen Sturm die Glut im Blute, so daß das Blut einen Schaum hervorbringt und diesen Schaum, der Milch gleich, zu den Höhlungen der Geschlechtsorgane zusammen mit einer süßen Empfindung hingeleitet, weil er nämlich dann schon gekocht und reif ist; so wird ja auch jede Speise, wenn man sie gekocht und damit zur Reife gebracht hat, süßer als vor der Reife und vor dem Kochen. Der Mensch fühlt diese Süßigkeit an jener Stelle, an der die ganze Kraft der Gefäße zusammenkommt, weil ja die Süßigkeit, wie schon erwähnt, von den Gefäßen entwickelt wird; das ist so zu verstehen, wie auch der Geruch und Geschmack und die gesamte Kraft eines Weines von einer Stelle des Gefäßes ausgehen. Wenn sich ein Mensch mitunter in wollüstigen Gedanken erschöpft, gießt er, ohne daß es zu einer Berührung gekommen ist, einen solchen Schaum aus seinen Geschlechtsteilen aus wie ein Wasser, das, durch den Wind in Bewegungen versetzt, Schaum hervorbringt. Wenn aber einer sich lediglich durch Berührungen selbst befriedigt, dann gießt er einen dünnflüssigen und trüben, nur halbgekochten Schaum, ähnlich einer dünnen Milch aus, weil er nicht durch das Feuer eines anderen gekocht worden ist. Wie nämlich keine Speise rein aus ihrer natürlichen Wärme zum Kochen kommt, sondern ein anderes Feuer hinzugesetzt wird, so kann sich auch der menschliche Samen nicht zu einem vollkommenen Gekochten entwickeln, wenn er nicht von dem Feuer eines anderen unterstützt wird. Wenn daher ein Mensch mit einem anderen Menschen oder mit einer anderen lebendigen und empfindsamen Natur zu einem Geschlechtsgenuß kommt, dann ergießt der Samen aus dem Feuer der beiden Teile ein Gekochtes, das dem Fett ähnlich und voller Mark ist. Wenn dann ein Mann bei jener Ausgießung seines Samens einer Frau beiwohnt, ergießt er seinen Samen an die rechte Stelle, wie jener es tut, der die gekochte Speise vom Ofen nimmt und in einer Schüssel zum Mahl vorsetzt. Wenn er aber nicht einer Frau beiwohnt, sondern auf eine widernatürliche Weise einer anderen Kreatur, dann ergießt er seinen Samen in einer schändlichen Art an die falsche Stelle, so wie einer es tut, der die gekochte Speise vom Ofen nimmt und in den Schmutz kippt. Auch dies ist ja Erdenlehm, aus welchem die Menschen gestaltet werden.

Bei einem Erguß des Samens, wie es dem Menschen im Schlaf ohne jedes Traumspiel und rein aus der Natur heraus passieren kann, wird die Glut im Mark nicht in Bewegung versetzt, woher auch jener Samen gleichsam wie ein

durch wenig Glut lauwarm gewordenen Wasser ausgestoßen wird. Bei einem Samenerguß jedoch, der durch die tätige Mitwirkung eines Traumbildes ausgelöst wird, brennt das Mark des Menschen ziemlich heftig, so daß auch dieser Erguß einem kochenden Wasser gleich auströmt, wengleich auch noch nicht vollständig gekocht, weil der Mensch dabei nicht wach ist. Wenn nun ein Mensch sich in der geschlechtlichen Erregung befindet und auch schon die Bewegung in seinem Körper verspürt, wenn auch noch nicht so, daß der geschlechtliche Schaum dieserhalb von ihm ausfließt, dann wird er hievon noch nicht in seinem Körper geschwächt. Aber wenn er schon so von der Wollust erregt worden ist, daß der Schaum bis zum Glied des Ergusses gelangt ist, und wenn er dann doch noch versucht, sich auf irgend eine Weise zu enthalten und jenes zu verhalten, dann befällt oftmals eine Unpäßlichkeit den Menschen, sei es, daß er einem akuten Fieberzustand unterliegt oder auch das dreitägige Fieber oder sonst einen anderen Schwächezustand bekommt.

Der Mann verspürt vom fünfzehnten Jahre seines Lebens an die geschlechtliche Begierde, und zu dieser Zeit kann er schon den Schaum des menschlichen Samens bei leichtsinnigen Gedankenspielerien aus sich herauschwitzen, aber sowohl die Begierde als auch der Samen selbst sind noch nicht in ihm zur Reife gelangt. So ist es notwendig, daß man ihm wegen der Unreife seines Samens eine äußerst scharfe Beobachtung angedeihen läßt, damit er sich nicht an eine Frau oder an eine andere Ausübung seiner Wollust heranmacht, weil er dadurch leicht töricht und leer in seiner Einsicht werden könnte und auch das Gewissen in ihm abnehmen würde; er könnte davon leicht eine ungesunde und unentwickelte Natur bekommen, da er noch nicht jene Reife erreicht hat, in der er einen fertigen Samen von sich geben kann. Wenn nun ein Mann eine kräftige körperliche Konstitution mitbekommen hat, dann schickt er sich in seinem sechzehnten Lebensjahre an, die natürliche Reife seiner Geschlechtsbegierde auszuüben; falls er aber schwächlich ist, erreicht er erst im siebzehnten Jahre die Reife seiner Fruchtbarkeit. Danach aber gewinnt er erst seinen vollen Verstand und eine bessere und beständigere Gesinnung, als er vor seiner Reife haben konnte. Von seinem fünfzigsten Jahre an aber verläßt erst der Mann sein kindisches und unbeständiges Gehabe, und er wird eine gefestigte Gesittung erreichen. Wenn er lebensfrisch und von Natur zeugungskräftig ist, kann er die Glut der geschlechtlichen Begierde ungefähr um das siebzigste Lebensjahr schwinden fühlen; ist er schwächer, schon um das sechzigste Jahr — und so wird es bis zum achtzigsten Jahre wechseln. Von seinem achtzigsten Lebensjahre an erlischt sie völlig in ihm.

Ein Mädchen spürt von seinem zwölften Lebensjahre an den Geschmack des Geschlechtstriebes und vermag dann auch schon leicht in schlüpfrigen Gedankenspielerien den Schaum der Wollust auszugießen, wenn auch diese Wollust noch

nichts Reifes für den Samen an sich hat. Da das Mädchen zu dieser Zeit noch in der Unreife lebt, soll es mit aufmerksamster Beobachtung gehütet werden, auf daß es nicht der Schlüpfrigkeit anheimfällt, weil es gerade in diesem Alter mit seiner umherschweifenden Gesinnung sehr zum Leichtsinne neigt. Weil es aber von Natur aus noch nicht fruchtbar sein kann, soll es hauptsächlich deshalb in Hut gehalten werden, wie oben gesagt, damit ihm nicht das Gefühl für Anständigkeit und Schamhaftigkeit und die rechte Gewissenhaftigkeit verlorengehen, wie es bei solch unreifer Begierde und Gelockertheit leicht geschehen kann, woraus solche Mädchen dann später infolge dieser schlechten Gewöhnung mehr die Sitten von Tieren als die von Menschen nachzuahmen pflegen. In seinem fünfzehnten Lebensjahre wird, wenn das Mädchen lebensfrisch und von saftreicher Natur ist, die Geschlechtsbegierde schon reif und fruchtbar geworden sein; ist es aber schwächlich und von kränklicher Konstitution, dann gelangt es erst im sechzehnten Jahre zur Reife der Fruchtbarkeit; danach wird es ebenfalls einen reiferen und volleren Verstand und beständigere Sitten als zuvor erlangen. So um das fünfzigste Lebensjahre herum legt auch die Frau die mädchenhaften Sitten und ihr Gehabe der Unbeständigkeit ab und erreicht einen gesetzteren und beständigeren Grundton in ihrem gesamten Verhalten. Wenn sie eine saftreiche und lebensfrische und kräftige Konstitution besitzt, dann mindert sich bei ihr die Wollust des Fleisches so um das siebzigste Jahr, ist sie aber eine schwächliche und kränkliche Natur, schon um das sechzigste Jahr; diese wird sie um das achtzigste Lebensjahre gänzlich im Stich lassen, so wie dies auch vom Mann gesagt wurde.

Diejenigen Menschen, die in ihrer Leidenschaft den Samen wie die Esel ausschleudern, bekommen davon rote Augen und eine trockene Haut um die Augen, wie sie überhaupt viel mit Augenkrankheiten zu tun haben. Wer aber maßvoll und mit Zucht dieses Werk verrichtet, hat nicht viel unter Augenkrankheiten zu leiden.

Der Mensch sät seinen Samen in einer Jahreszeit aus, die zwischen Kälte und Wärme ausgeglichen ist: so kann dieser sich zur Frucht erheben. Wer wäre auch so töricht, seinen Samen in der größten Sommerglut oder bei strenger Winterkälte auszusäen? Dieser würde dann ja zugrunde gehen und könnte sich nicht erheben. Dasselbe aber passiert Menschen, die weder die Reifezeit ihres Lebensalters noch auch die Zeit des Mondstandes beachten, vielmehr wollen sie zu jeder Zeit und nur nach dem Gutdünken zeugen. Infolgedessen erkranken ihre Kinder an vielfältigen körperlichen Leiden. Obwohl sie aber eine so hingefällige leibliche Existenz haben, nimmt der liebe Gott seine jungen Knospen zu sich.

Daher soll ein Mann die Zeit der körperlichen Reife wohl im Auge haben und danach trachten, sorgfältig den richtigen Mondstand zu finden, ganz wie einer, der seine Gebete in lauterer Weise hervorbringt, das heißt aber, daß er

zu einem Zeitpunkt Kinder zeugen soll, wo diese nicht aus Schwäche zugrunde gehen müssen. Nicht soll er es so halten wie ein Mensch, der sein Mahl wie ein Vielfraß hinunterwürgt, indem er nicht achtgibt auf die Mahl-Zeiten; er soll es vielmehr so machen wie einer, der die rechte Zeit einhält, auf daß er nicht so handle wie jener Vielfraß. In dieser Weise soll der Mensch sich verhalten und die rechte Zeit für die Zeugung aussuchen.

Ein Mann soll der Frau nicht zu nahe treten, wenn diese noch ein junges Mädchen ist, sondern erst, wenn sie zur Jungfrau herangereift ist; auch soll er kein Weib anrühren, ehe er einen Bart hat, sondern erst dann, wenn ihm der Bart gesproßt ist, weil dies ein Zeichen der Reife und der Fähigkeit ist, Nachkommenschaft zu erhalten.

Ein Mensch, der in Unmäßigkeit und Trunksucht dahinlebt, wird oftmals an seinen Gliedern aussätzig und verkrümmt; wer aber mäßig in Speise und Trank ist, der wird ein rechtes Blut und einen gesunden Leib behalten. Ähnlich wird auch der Mensch, der immer nur in Leidenschaften und strotzender Körperkraft seine Befriedigung sucht und unter dem Geschlechtstrieb seinen Samen verschwendet, oft an diesem seinem Samen zugrunde gehen. Wer aber seinen Samen recht ergießt, der wird auch rechte Kinder bekommen<sup>(21)</sup>.

Wenn ein Mann sowohl mit dem Erguß eines kräftigen Samens als auch in der rechten Liebe und Zuneigung zu seiner Frau den Beischlaf ausübt, und wenn dann die Frau gleichzeitig und gleichermaßen die rechte Zuneigung zum Manne aufbringt, dann wird ein männliches Wesen empfangen, weil es Gottes Ordnung so will. Es kann gar nicht anders sein, als daß dann ein Knabe empfangen wird, weil ja auch Adam so gestaltet wurde aus der lehmigen Substanz, die eine kräftigere Materie darstellt als das Fleisch. Dieses männliche Wesen wird klug werden und tüchtig sein, eben weil es empfangen wurde durch den kräftigen Samen wie auch unter einer gegenseitigen rechtschaffenen Liebeseigung.

Wenn aber des Weibes Liebe zum Manne mangelhaft ist, so daß zwar der Mann in diesem Augenblick das geordnete Liebesverhältnis zur Frau will, diese es aber nicht erwidern kann, dann wird, falls der männliche Samen zeugungskräftig genug ist, gleichwohl ein Knabe empfangen, weil die Glut der männlichen Liebe der überwiegende Anteil bleibt. Doch wird ein solcher Knabe schwächlich sein und nicht tüchtig werden, weil hier die weibliche Liebe zum Manne nur mangelhaft mitwirken konnte.

Tritt nun der Fall ein, daß der Samen des Mannes dünnflüssig ist, gleichwohl aber die Liebesfülle sich zur Frau hinüberneigen kann und sie von gleicher Liebe zu ihm erfüllt ist, dann kann aus solchem Verhältnis ein tüchtiges Mädchen gezeugt werden.

Wenn weiterhin die Liebesglut zum Weibe beim Mann vorhanden ist, jedoch nicht umgekehrt, oder wenn ebenfalls unerwidert das Weib in der

Liebesglut zum Manne hin entbrennt und zudem noch der männliche Samen in diesem Zeitpunkt dünnflüssig ist, dann wird gleichfalls zufolge der Schwäche des männlichen Samens ein Mädchen geboren werden.

Endlich kann noch der männliche Samen wohl kräftig genug sein, aber das gegenseitige Liebesverhältnis wird von keiner Seite in der rechten Weise aufgebracht: es kann dann zwar ein Knabe entstehen, weil der Samen kräftig genug war, aber ein solches Kind wird verbittert bleiben wegen der damals vorherrschenden Bitterkeit seiner Erzeuger.

Schließlich wird auch ein Mädchen von bitterer Grundmischung entstehen, wenn der Samen dünnflüssig war und kein regelrechtes gegenseitiges Liebesverhalten zur Zeit der Zeugung zustande kam. Es kann aber die Glut von Frauen mit fettreicher Natur die Samenkraft des Mannes überwiegen, so daß das Kind in seinen Zügen mehr ihr ähnelt wird. Magere Frauen indes gebären Kinder, die mehr dem Vater gleichen<sup>(22)</sup>.

Das Mark ist in den Knochen des Menschen das feste Gefüge für den ganzen Körper, und dieses Mark ist bisweilen trocken und nicht fließend; es besitzt in den Knochen des Menschen solche Kraft und Mächtigkeit wie das Herz im übrigen Organismus und vermag in einem so äußerst heftigen Feuer zu brennen, daß seine Glut stärker als eine Feuerflamme ist, weil ein solches Feuer ausgelöscht werden kann, das Feuer im Mark jedoch nicht verlöschen wird, solange der Mensch lebt. Mit dieser seiner Glut und seinen Ausschwitzungen durchtränkt es die Knochen und befestigt sowohl den Knochenbau als auch den ganzen Körper des Menschen. Die Feuersglut im Mark ist nämlich wie das Feuer im Stein und hat drei Vermögen in sich. Mit dem einen zündet sie das Blut an, so daß es zu strömen vermag; auf eine andere Weise läßt sie hin und wieder das Blut sowohl beim Manne als auch bei der Frau ausfließen, und drittens erzeugt sie den brennenden und süßen Lustgeschmack und den ausschwitzenden und glutvollen Geschlechtswind bei der überaus süßen Liebe im Zeugungsvorgang (*ventum suavissimi amoris geniturae*).

Dieser brennende Wind erhebt sich bisweilen in einem müßigen und von keiner ernsthaften Besorgung in Anspruch genommenen Mann, bläst in seine Brust und erzeugt dort ein frohes Gefühl; von der Brust steigt er dann ins Gehirn hinauf und erfüllt dieses insgesamt und auch die Gefäße mit seiner hitzigen Glut; von da ab ergreift er die Lunge, rührt an das Herz und erreicht auf diese Weise die Geschlechtsorgane, beim Manne die Lenden, bei der Frau die Nabelgegend. Und darauf schläft das Gewissen des Menschen ein, weil er nicht mehr weiß, was er tut. Dann aber vermag die teuflische Einflüsterung in der Tyrannei einer solchen Leidenschaft sich diesem Menschen zu verbinden, so daß er, von Leidenschaft entflammt, alle Scham und Ehrfurcht verliert.

Wenn die Sonne aufgeht, eilen ihr Luft und Tau zu Hilfe, insofern die Luft ihr die Frische bringt und der Tau ihr mit seiner Feuchte dient; durch beide

wird die Sonnenglut gemäßigt, so daß Hitze, Kühle und Feuchte gleichermaßen zu vollständigem Nutzen für die Pflanzen herabsteigen. Wie die Sonne der Erde Wärme spendet, so versorgt auch das Mark des Menschen den gesamten Organismus mit Wärme; aber der starke Wind, der wie ein Luftzug vom Magen ausgeht, kühlt die Glut des Markes etwas ab, und die Feuchtigkeit, die wie Tau aus der Blase trieft, benetzt das Feuer und befruchtet es, so daß es selbst dem menschlichen Körper die richtige Wärme spenden kann, weil es nun durch Kälte und Feuchtigkeit gezügelt wird. Wie aber die Schrecknisse der Unwetter und Hagelschläge die Luft in Verwirrung bringen, so daß sie bei ihrer Leistung der Sonne gegenüber nicht mehr die richtige Kälte und auch die Sonne für sie nicht die rechte Wärme aufbringt, so erregen auch die verschiedenartigen Speisen manchmal den Magen, so daß er unter ihrem Einfluß die rechte Abkühlung für die Glut des Markes nicht mehr aufbringen kann und so das Mark mehr in einen stürmischen Zustand und in eine Schwellung als in die richtig temperierte Wärme bringt.

Wenn ein Mensch verschiedenartige Fleischspeisen und maßlos heiße und andere wohlschmeckende Mahlzeiten ohne Auswahl und Unterschied zu sich genommen hat, erregt der Saft dieser Speisen den Saft seines Markes zu einem naturwidrigen Sturm, so daß dieses sich zur Begierde (*delectatio*) erhebt. Daher soll der Mensch, wenn er Fleisch essen will, dieses mäßig und mit einfachen Gewürzen gekocht zu sich nehmen, nicht allzu heiß und nicht zu wohl-schmeckend durch verschiedene Zusätze und Gewürze angerichtet und dadurch aufreizend gemacht; hat doch der Saft solcher Speisen eine gewisse Gemeinschaft (*societas*) mit dem Saft des Fleisches im Menschen: er flößt leicht dem Mark die Geschlechtslust ein, wie ja auch ein unreiner und trockener Wind die Kräfte des Taus derart mindert, daß er nicht mehr der Wärme der Sonne die angemessene Feuchtigkeit zuteil werden lassen kann; ebenso trocknet auch ein starker und kostbarer Wein die Kraft der menschlichen Blase ein, so daß diese nicht mehr seinem Mark die rechte Lebenskraft (*viriditas*) spenden kann. Der Wein ist das Blut der Erde und ist in der Erde wie das Blut im Menschen: er hat eine gewisse Gemeinschaft mit dem menschlichen Blut und leitet deshalb wie ein geschwind sich drehendes Rad seine Wärme aus der Blase zum Mark hin und versetzt es in eine äußerst heftige Glut, so daß nun seinerseits das Mark wieder dem Blut die Glut der Geschlechtsbegierde verleiht. Darum soll ein Mensch, wenn er einen edlen und starken Wein trinken will, diesen mit Wasser mischen, damit seine Kraft und Glut etwas herabgesetzt und gezügelt werden. Auch jenem Wein, den man den Hunsrücker (*Hunonicum*) nennt, soll man mit Wasser mischen, damit das Wasser seine Bitterkeit und Schärfe mildere und besänftige; denn ebenso wie das Blut trocken ist und ohne die Feuchtigkeit des Wassers nicht fließt, so würde auch der Wein, ohne die Beimischung des Wassers getrunken, den Menschen austrocknen und verletzen.

den Gesundheitszustand seines Leibes herabsetzen und die fleischliche Begierde steigern.

So soll jede Speise und jeder Trank in geziemender Weise, abgemessen und gemäßigt, genossen werden, damit der Mensch nicht durch die verschiedenartigen Säfte in seinem Organismus beeinträchtigt werde und seine angeborene Natur nicht in ordnungswidriger Geschlechtslust ihr Maß überschreite. Wie nämlich die Erde in der Fruchtbarkeit ihres Ertrages beeinträchtigt wird, wenn die Sonne ohne Mäßigung der Luft und des Taus sie maßlos verbrennt, so wird auch der Mensch in seinem körperlichen Gesundheitszustand beeinträchtigt und zu fleischlicher Begierde aufgestachelt, wenn er sich die Hitze aus Speisen und Getränken maßlos einverleiben würde. Auch wenn der Mensch an seinem Leibe gesund ist, soll er — wie gesagt — Obacht geben auf alles, was er isst und trinkt, damit er auch gesund bleibt. Ist er aber schwächlich, dann soll er sich mit besonderer Vorsicht und mit Maß an Fleischspeisen kräftigen, Wein aber nur dazu trinken, wenn er mit Wasser gemischt ist.

Der obenerwähnte heiße Wind, der sich zur Geschlechtslust des Fleisches aus dem Marke erhebt, ruft auch bisweilen eitle Gedankenspiele hervor und führt sie vor Augen: dann beginnt der Mensch zu grübeln, was er sei, woher er komme und was es mit jenem besonderen Lustgeschmack auf sich habe, den Adam bei der Überschreitung von Gottes Gebot durch den Genuß des Apfels an sich erfahren hat; weiter denkt er darüber nach, weshalb ihn eine geschlechtliche Begierde befällt, wenn er etwas sieht oder hört. Dann ziehen jene Vorstellungen wie durch teuflische Einflüsterungen gleichsam wie auf einen Wink den erwähnten brennenden Wind der Begierde aus dem Marke, so daß er sich erhebt, über die Brustregion hinzieht, das Gehirn anrührt, Leber und Herz durchbohrt und auf die Geschlechtsorgane fällt, wie oben beschrieben. Das sind die Vorgänge bei denen, die ihre Lust im Geschlechtsakt zu erfüllen trachten.

Auch wenn der Mensch schläft, erhitzt sich oft das Blut in ihm durch das Feuer seines Markes, und zwar recht heftig; so wird durch die Hitze des Blutes das Wasser, das auch im Blute ist, ausgetrocknet. Dann erhebt sich die teuflische Kunst, die schon bei der ersten Einflüsterung der ersten Gerinnung, wenn der Mensch empfangen wird, vorhanden ist, zuweilen mit Gottes Zulassung zum zweitenmal und erzeugt ein stürmisches Fluidum um den schlafenden Menschen, wobei sie ihm in seinen Träumen Angst einjagt. Unter dem Druck der Phantasie sieht es dann so aus, als sei der Teufel wahrhaftig zugegen; dies ist aber nicht der Fall, denn wenn er wirklich da wäre, könnte es der Mensch nicht aushalten.

In ähnlicher Weise machen es auch die Gewitter, indem sie fürchterliche Donnerschläge aussenden und damit den Menschen Schrecken einjagen, so daß diese in Furcht erbeben. Immerhin haben diese Unwetter noch nicht ihre volle

Kraft; erst am Jüngsten Tag zeigen sie ihre ganze Gewalt in voller Stärke, wenn sie alles Irdische zusammenschlagen. Genau so macht es der Teufel, wenn er sich wie in nebeligem Wirbelwind zeigt und den Menschen so lange quält, bis seine Seele aus den Traumereignissen wieder zu sich kommt, stark beunruhigt, weil sie nicht mehr genau weiß, was für Schrecken sie ausgestanden hat. Solche Schrecknisse befallen leicht alle Menschen, sobald sie eingeschlafen sind, mit Ausnahme derer, die eine sehr sichere und sehr fröhliche Natur besitzen. Solchen begegnen derartige Schreckanfalle im Schlaf selten, weil die große und ehrenhafte Freude, die sie naturhaft in sich tragen, nicht ohne den Geschmack des guten Geistes sein kann; aus der gleichen Veranlagung heraus sind sie auch friedliebend und in ihrer Lebensführung nicht räkhevoll noch hinterlistig. Hingegen gibt es andere Menschen, in deren Blut sich öfters die Schwarzgalle erhebt, die das Blut dunkel macht und den wäßrigen Bestandteil austrocknen läßt, wodurch diese Menschen sowohl im Wachen wie im Schlafen oft stark mitgenommen werden.

*Die ausführliche, immer wiederholte und intensivierete Beschreibung der Geschlechtlichkeit in Hildegards Lehre vom gesunden und kranken Menschen braucht uns nicht in Erstaunen zu versetzen. Liegt doch hier ein letztes und innigstes Urphänomen vor uns, dem wir alle entstammen und dem wir ausgesetzt sind, über das wir uns bilden müssen und durch das wir reifen sollen. Hier tun sich die inneren Lebensräume der Gesellschaft wie die intimsten Kammern personaler Gemeinsamkeit auf, hier öffnet sich die Bedeutungsfülle der eigenen Tiefenperson, und in all diesen individuellen, sexuellen und soziologischen Einzelphänomenen enthüllt sich der religiöse Hintergrund, die geheimnisvolle Sinnggebung dieser menschlichen Hülle des Geschlechts, in das sich Gott selber verhüllt hat, um Sein Wesen zu offenbaren.*

Gott schuf von Anfang an den Menschen in seinem Geschlecht: darin sollte er in ganzer Fülle und in voller Herrlichkeit Gottes Bild werden und in der breiten Lebendigkeit eines leibhaftigen Gespräches seinen Schöpfer verherrlichen. Gott selber spricht: „Von Urbeginn an setzte Ich Mann und Frau in aller Ehrenhaftigkeit ein“ (935 D). Sie sollten „füreinander in einer Liebe leben“ (P. 140). Diese Urverfassung entspricht „göttlicher Disposition und Ordination; hat sie doch Gott selber ganz aus Seinem Willen heraus geschaffen“ (393 C). Der ganze Mensch sollte sexual durchstrukturiert werden: „Gott schuf den Menschen; dies will besagen: den Mann als ein Wesen mit größerer Kraft und die Frau als ein Wesen mit schwächerer Stärke; so ordnete Er sie im rechten Maße nach der Länge und nach der Breite in ihrer ganzen Gliederung durch“ (945 C). Diese fundamentale Anlage mit ihrer Berufung auf ein Du gibt dem Menschen sein Profil und seine Bestimmung: sollte doch im Menschen abbildhaft geschehen, was als Gott ist seit Ewigkeit.

*Dieses wunderbare Geheimnis kommt in dem einfachen und liebenswürdigen*

*Bild am Beginn dieses Abschnittes zum Vorschein, da Gott der hellen Ahnung, die Er dem ersten Menschen geschenkt hatte, entgegenkam und dem Adam eingesenkten Liebesverlangen eine Gestalt und eine Antwort gab und mit dieser ausgebildeten Antwort-Gestalt ihm schöpferische Kraft und Fruchtbarkeit verlieh. So ist der Mensch Gottes Gleichbild.*

*Des Menschen Geschlechtsanlage bedarf einer langsamen körperlichen und seelischen Entwicklung. Die Reifung des Menschen will Kultur. Hildegard nennt sie eine Gärtnerkunst, sie holt ihre Vergleiche aus der Bewirtschaftung des Landes und der Pflege der Obstgärten. Die Pubertätskrisen gleichen den Frühlingsstürmen, durch die auch das reifende Jahr hindurch muß. „Gleichermaßen wie der Monat Mai das Herz des Menschen mit Freude erfüllt, so soll auch der Mensch mit der Schau seiner Augen den vollen Gebrauch der natürlichen Dinge auf ganz natürliche Weise erkennen, damit er mit seiner Reife unter den Dingen das Sehenswürdige unterscheiden lerne, um sich dann dafür mit aller Schärfe seiner Vernunft zu entscheiden“ (879 B).*

*Wie nirgendwo bedarf hier der Mensch einer Pflege und Führung, ehe er dann selbständig die ihm anvertraute Kraft verwaltet. „Mit gutem Grunde ist das Weib keinem Kindskopf, sondern einem ausgewachsenen Manne geschenkt worden, und zwar als ein vollerblühtes Weib, und so soll ihm nur, wenn er in der Vollkraft seines Mannesalters fruchtbar ist, eine ebenso reife Frau anverbunden werden; das kann mit einem Baume verglichen werden, der ja auch unter dem ersten Sprießen seiner Blüten sorgfältiger Pflege bedarf. Dann aber zeigt sich der Mann wie ein Säer, während die Frau das Erdreich für die Aufnahme des Samens bildet; deshalb bleibt sie unter der Macht des Mannes. Ähnlich wie sich die Härte des Steines zur Nachgiebigkeit der Erde verhält, so ist auch die Zeugungskraft des Mannes im Verhältnis zur Weichheit und Geschmeidigkeit der Frau“ (392 B/C).*

*Mit der Geschlechtsreife wird die geschlechtliche Vereinigung sinnvoll. Diese besteht in der Kopulation der Geschlechtsteile als der Zeugungsorgane. „Das ist so ganz natürlich eingerichtet worden“ (489 D). Der Sinn ist der Akt der Fortpflanzung, aber auch die Gemeinsamkeit der Partner, die in diesem Geschehen in einem dauernden Aufeinanderangewiesensein, einer ständigen gegenseitigen Beanspruchung und fortwährenden Entfaltung stehen sollen; „darum verband Gott das Starke und das Schwache zu einer Einheit, damit eines vom anderen (alterum ab altero) gehalten werden konnte“ (546 B). Eines sollte des anderen Halt und Hilfe sein. „Wohl hat der Mann größere Kraft, die indes die Frau ihrerseits zur Vollendung führen kann. Die Frau aber ist ein Bronnen der Weisheit, ein Quell der vollen Freude, ein köstlicher Anteil, den der Mann (mit der Mitteilung seines mehr schöpferischen Wesens) seinerseits zur Vollkommenheit führt“ (167 B). Empfängliche Anteilnahme und schöpferische Mitteilung, wachsender Anspruch und hingebende Antwort bilden und verwirklichen das große Gespräch der Zuneigung unter den Menschen.*

Dies ist bei Hildegard von Bingen der nicht auszuschöpfende Sinn des immer wiederkehrenden Passus der Heiligen Schrift: „zwei in einem Fleische sein“, wobei die geschlechtliche Vereinigung ausdrücklich distanziert wird von einem rein animalischen Geschehen, das im Akt selber seine Einheit fände. Hildegard betont die vorübergehende seelische Einigung und damit des Menschen Verantwortlichkeit; denn „auch in diesen Geschlechtsteilen blüht eine Art Vernunft, so daß der Mensch wissen sollte, was er zu tun oder zu lassen hat“ (801 D). Ebenso dokumentiert das natürliche Geschehen schon die Ausschließlichkeit und Unauflösbarkeit dieser fundamentalen Verbindung. „Bei der Erschaffung des menschlichen Geschlechtes nahm Gott Fleisch vom Fleisch und fügte es zu einer einzigen Bindung, womit klar festgelegt war, daß eine solche Verbindung nicht Hals über Kopf wieder voneinander gelöst werden sollte“ (489 D). Es wird betont, daß Gott aus dem Geheimnis Seiner Weisheit diese geschlechtliche Kopulation auf eine ganz und gar dezente Weise (*decenter instituta est*) eingerichtet und auch in einer gütigen Art (*benigne disposuit*) angeordnet hat.

„Drei Beweggründe leiten den Mann bei diesem Werk (*opus*): die Begierde (*concupiscentia*), die Zeugungskraft (*fortitudo*) und der eigentliche Akt (*studium*). Die Begierde muß erst die Potenz in Brand stecken, woraus dann mittels dieser beiden sich der Eifer in der Anstrengung und im brennenden Begehren der Partner entwickelt. Dies verhält sich aber so, weil auch mit der Erschaffung Adams drei solcher Beweggründe aufgezeigt werden können; denn Gottes Wollen (*voluntas*) gestaltete in seiner Schöpferkraft (*potestas*) den Menschen und vollendete dies mit großer Güte (*pietas*), da Er ja den Menschen schuf nach Seinem eigenen Bild und Gleichnis. In dem Wollen Gottes nämlich sollst du des Mannes Begierde erkennen und in Gottes Schöpfermacht des Mannes Zeugungskraft und in der Güte von Gottes Wollen und Können den leidenschaftlichen Eifer aus Begierde und Zeugungskraft des Mannes. Auf diese Art und Weise wird durch den Mann das menschliche Geschlecht aus dem Weibe hervorgebracht“ (460 D — 461 A).

Mit dem Begriff des „opus“ wird nicht nur das Tun des Menschen bei der Begattung mit dem ersten Wirken des Schöpfers am Menschen mit dem gleichen Namen belegt, es wird auch noch ausdrücklich auf die Ähnlichkeit der einzelnen Phasen des Zeugungsvorganges mit dem Walten der Dreifaltigkeit aufmerksam gemacht. Stärker gottverbunden kann die Sexualstruktur des Menschen nicht gesehen werden als hier bei dieser mittelalterlichen Äbtissin.

„Mann und Frau gehören sich bei diesem Werk so sehr an, daß einer den anderen verwirklicht und wirklich einer des anderen Werk wird (*opus alterum per alterum*)“ (885 C). Denn bei dieser Art von Gemeinsamkeit werden Mann und Frau solchermaßen mit gegenseitiger Materie durchmischt, mit Schweiß und Blut und allen Säften durch und durch gekocht und durchdrungen und

umgeackert, daß sie wahrhaftig ein Fleisch werden. Hildegard betont, daß der Mann dabei ruhig seinen Weg bei der Frau suchen und finden soll, daß er sich hierin seiner Lehrmeisterin, der Natur, anvertrauen und sich ganz natürlich führen lassen darf. Die Frau dagegen ist darin dem Manne unterlegen und unterworfen, weil sie nicht den festen Kern aus Erde und Fleisch hat, weil ihr Leib leichter und köstlicher, ihr Leben empfindsamer und ihre ganze Erscheinung gebrechlicher ist, weshalb sie das Gefäß des Mannes ist.

„Bei der Frau brennt die Leidenschaft des geschlechtlichen Begehrens nicht so kräftig und nicht so glühend wie beim Manne, der da kraftstrotzend wie ein Löwe in seinem Begehren nach dem Zeugungswerk steht; spürt er doch diese selbständige Kraft sowohl für das Begehren wie auch für den Akt, während die Frau dabei durch größere Mühsal belastet ist, da sie sich dem Befehl seines Wollens zu fügen hat und auch deshalb, weil sie mit dem Austragen der Kinder die ganze Zeit über so viel auf sich nehmen muß, bis sie diese ans Licht der Welt bringen kann“ (461 B). Somit ist der Mann der Verwalter der schöpferischen Kräfte, die Frau aber mehr der Empfängnisgrund und ein Wesen, welches fruchtbare Antwort gibt. „Im ersten Zustand war die Frau wie die Erde, die damals noch ohne Pflug ihre Grünkraft hervorbrachte; jetzt geschieht dies alles unter großen Schmerzen. Ist doch die Frau wahrhaftig wie ein Ackerland, das von der Schärfe des Pfluges aufgebrochen wird, damit der Samen hineingeworfen werden kann; den hat sie zu empfangen und aufzunehmen und in großer Geduld zum Gedeihen zu bringen.“

Ihre weibliche Reife und die Begegnungsmöglichkeiten mit dem Partner sind die Voraussetzungen, damit die Frau in solcher Empfänglichkeit zu ihrem eigenen Wesen kommen kann. „Wie Gott den Mann aus dem Lehm der Erde bildete, damit er sich wie die Erde in der Keimkraft eines fruchtbaren Ackerlandes verhalte, so ist auch die Frau in ihrem Säftehaushalt auf die geschlechtliche Fruchtbarkeit hin angelegt. Wie ist das zu verstehen? Die Frau hat einen Zeitpunkt, wo die ihr innewohnenden Säfte offenbar werden, dann nämlich, wenn sich die flüssigen Kräfte in ihr mit den feurigen verteilen. Aber sie würde keine Kinder gebären können, wenn sie nicht aus freiem Verlangen den Mann aufnehmen würde, wenn sie ihn also abweisen würde und mit seinem Wünschen nicht in Übereinstimmung käme. Hätte sie nämlich nicht dieses säftereiche Vermögen zusammen mit dieser Wärmekraft in ihrem Organismus, so würde sie unfruchtbar bleiben wie ausgedörrte Erde, die sich kein bißchen Frucht mehr abzwängen läßt. Aber auch diese besondere Kraft des Saftes (*virtus humoris*) hat die Frau bei allem Brennen einer leidenschaftlich entfalteten Glut nicht jederzeit, sondern erst dann, wenn sie durch einen Mann berührt worden ist und die brennende Hitze seiner Leidenschaft wahrgenommen hat“ (461 A/B). Die Erweckung durch den Mann ist deshalb das große Erlebnis für die Frau; ihre Empfänglichkeit wird bei solchen geheimnisvoll-produktiven Zuständen eine umfassende Quelle, ein Entdecken und Enthüllen des

*Intimen, ein Empfangen in zärtlicher Verborgenheit. Diese reine schöpferisch-empfangliche Haltung aber ist für Hildegard transparent für eine höhere Ordnung: für die unmittelbare Unio von Mensch und Gott in der Jungfräulichkeit. Die Jungfrau trägt die lichteste Farbe des lebendig-produktiven Grün, Maria aber ist die „viridissima“, die „integerrima virgo“.*

Bei aller Freiheit und Verantwortlichkeit, mit welcher der Mensch sein Zeugungsvermögen ausübt, ist der Mensch doch besonders gefährdet. Bei seinem Fall, dessen geistige und nicht fleischliche Wurzel klar herausgestellt wird, ging die „integritas“ in jene verhängnisvolle „diversitas“ über, die sich im Sexualverhalten als „perversitas“ auswirkt. Hinzu kommt, daß der Teufel einen Haß auf das Weib, wie übrigens auf alles, was schön ist an der Welt, behalten hat und seinen dämonischen Anspruch auf das Geschlecht geltend macht; sieht er doch hier nicht nur das natürliche Einfallstor in die moralische Integrität des Menschen, sondern auch eine Möglichkeit zur geistigen Verwirrung; Hildegard läßt diesen Teufel mit einer gefälligen und bestechenden Logik als den Verteidiger eines sexuellen Naturalismus auftreten, aber sie zeigt auch, wie der Satan sich gerade in diesem seinem Anspruch geirrt und wie er gerade hier seine endgültige Niederlage einzustecken hat.

Die Psychopathologie des Geschlechtslebens nimmt auch in Hildegards Visionen einen großen Raum ein. Die Geschlechtsverirrung wird weder als diabolische Verzauberung noch als eine pathologische Entgleisung aus der Normalbahn oder als der Grenzfall einer physiologischen Breite angesehen, vielmehr ist sie eine Fehlhandlung und eine Mißhandlung des ganzen Menschen und damit die wirkliche Umkehrung (perversio) der eigentlichen Wirklichkeit:

So beschmutzt der Ehebrecher die Vernunft, jenen tiefsten personalen Bezug im Bereich menschlicher Verantwortlichkeit. Auch der Unzüchtige vergeht sich vornehmlich an der Person eines Mitmenschen, die er anspricht und kettet, ohne ihr gerecht werden zu können; deswegen nennt Hildegard ihn einen Menschenmörder, der keine Rücksicht auf die göttliche Ordnung nimmt, der eine große Grausamkeit begeht und sich wie ein Raubtier benimmt, das vom anderen nur den faulen Kadaver übrigläßt (P. 139). Der Sodomit schändet die Würde der Natur und entehrt Schöpfer wie Geschöpf (P. 142). Der Onanist und der Homosexuelle sündigen nicht nur, weil solches Tun „unmoralisch“ ist, sondern weil sie dem Weibe den Anspruch auf Fruchtbarkeit entziehen. Gerade in diesen Ansichten zeigt sich, daß die Sünde in der Respektlosigkeit liegt, die nicht mehr sehen will, daß alles aufeinander angewiesen ist und verantwortlich Rücksicht zu nehmen hat (unumquodque in aliud respicit) und daß im Menschen um so mehr das Verantwortungsgefühl lebendig ist, je mehr er im anderen Menschen gerade das spürt, was er selber in sich nicht weiß und hat. Selbst der Kleideraustausch wird als Perversität angesprochen, weil er das Gewand als charakteristisches Attribut der Persönlichkeit mißachtet; nur unter Lebensgefahr oder bei Bedrohung der Unschuld ist solches erlaubt (545 D).

In diesen Vergehen wird grundsätzlich die so herrliche menschliche Natur (gloriosa humana natura) verlassen; darum beschmutzen Menschen, die von dieser Ordnung abgehen, „sich selbst und entweihen ihr Wesen, weil sie sowohl bei sich selber als auch bei den anderen die natürliche Menschlichkeit durch schändliche Beschmutzung verdrehen und zerpflücken, indem sie die von Gott schicklich eingerichtete Zeugung zerstören und mit unreinen und unmenschlichen Berührungen die ehrfurchtsvolle Zucht zersetzen und preisgeben und so ihre Leiber in Verkehrtheit verbilden“.

Aus diesen Gründen heraus zeigt Hildegard zum Beispiel die „Wollust“ in der Psychomachie des „Liber Vitae Meritorum“ mit angezogenen Knien, „weil sie die Zeugungskraft, in welcher sie doch zu Gott ausgerichtet stehen sollte, in die Gebrechlichkeit des Fleisches verdreht hat“ (P. 126). Diese Figur der „luxuria“ ist eindrücklich gezeichnet, und sie läßt sich vielsagend vernehmen.

„Die geschlechtliche Zügellosigkeit zeigt sich als ein wollüstiges Weib, das es sich mit angezogenen und verdrehten Beinen auf einem weichlichen Lager bequem zu machen versucht. Sie liegt auf der rechten Seite, so wie einer, der sich müßig auf sein Bett geworfen hat. Die Haare dieser Frau sind wie Feuerflammen, ihre Augen aber ganz weiß. Auch hat sie weiße Schuhe an den Füßen, die aber ganz schlüpfrig sind, so daß sie auf ihnen weder stehen noch gehen kann. Aus ihrem Mund kommt ein übelriechender Hauch. Einen jungen Hund säugt sie an ihrer rechten Brust und an der linken eine Schlange. Mit den Händen sieht man sie spielerisch Blüten von Bäumen oder Gräsern zerrupfen und deren Geruch mit der Nase einziehen. Besondere Kleider hat sie nicht angezogen, vielmehr ist sie nackt wie Feuer, und wer sich ihr naht, wird von ihrer Brunst wie Heu gedörvt. — Diese Gestalt läßt sich vernehmen: ‚Jene Figur von einem Gottes-Bild ziehe ich ruhig in den Schmutz. Das ist dem lieben Gott sehr lästig. Denn auf diese Weise kann ich ihm sein Konzept verderben. Aber schließlich habe ich meine eigene Glorie und bin auch auf der Höhe. Da erlaube ich mir eben alles und wie es mir — so wie ich nun einmal bin — gerade paßt. Warum sollte ich mich enthalten und die Neigungen eines so fröhlichen Lebens und einer so lustsprühenden Sinnlichkeit von mir werfen? Wenn ich ein so winziges Teilchen meiner Natur zur Vollendung bringe, soll denn das schon eine besondere Schuld sein? — Mag der Himmel seine Gerechtigkeit haben, auch die Erde hat ihre besonderen Verpflichtungen. Wenn die Natur des Fleisches Gott wirklich so lästig wäre, dann hätte er es doch selber einrichten können, daß das Fleisch sie nicht so schön befriedigen kann.‘ — Aber Himmel und Erde werden diese Gestalt in Verwirrung bringen, und alle Welt wird sie einmal in dieser ihrer nackten Verwirrtheit zu sehen bekommen“ (P. 112/113).

Die perverse Einstellung zur Geschlechtlichkeit ist aber nicht nur unnützlich, „da solche Menschen weder sich selbst noch anderen von Nutzen sein können“ (P. 127) und auch „keine Erquickung und keinerlei Heil aus solchem Ver-

halten zu ziehen vermögen" (P. 128), sondern sie ist auch unfrei und knechtisch, weil sie dieses Heil von der Kreatur, der sie sklavischer erlegen ist, fordert, während doch gerade diese Kreatur dem Menschen dienen sollte und niemals vergötzt werden dürfte (P. 128). Jede geschlechtliche Unsauberkeit ist aber eine Schändung der Natur und Schädigung der menschlichen Substanz (804 C: *immunditia hominem enervat*).

Deshalb werden Vergehen gegen die Geschlechtsordnung streng bestraft. Hildegard erläutert dies beispielsweise am Ehebruch: „Dieses Vergehen ist ein großes Unrecht. Es ist ausnahmslos unschicklich und sollte nicht geduldet werden. Denn als Gott den ersten Menschen gestaltete, führte er das Weib aus seiner Rippe heraus: so wurden beide ein Fleisch. Ganz durchströmt von diesem göttlichen Geschenk, lebten sie in inniger einziger Liebe. Menschen, die also durch eine rechtmäßige Ehe verbunden und durch den Vertrag uralter Bürgschaft geheiligt sind, verlieren, wenn sie später diesen Vertrag brechen und zu Fremden gehen, die Kraft ihres Vermögens und werden in ihrer eigenen Kraft geschwächt, so wie Samson geschwächt wurde, als ihn sein Weib betrog" (P. 140). Das Strafkapitel endet schließlich mit einem feierlichen juristischen Spruch: „Gott, der alles recht entschieden, wird mit rechtem Gericht das Rund der Erde richten (*justo iudicio iudicabit*), das er eingesetzt hat, dem Menschen zu dienen . . . Und die Menschen sind dafür geschaffen worden, daß sie nach Gottes Satzung und in dieser Einrichtung mit ruhigem Herzen fort und fort dauern sollten" (P. 143).

Zu einem so diffizilen Kapitel gibt Hildegard ihre klare und ungeschmälerte Antwort: Die Natur des Menschen ist gut, jedoch geschwächt. Leidenschaft gehört zum Wesen des Menschen und bedingt seinen vollen Einsatz. Im gefallenem Fleisch bleibt aber bei aller Schwäche und Hinälligkeit die sittliche Entscheidungsfreiheit. Freilich geht die Tendenz des Fleisches zum Bösen, nicht seiner Natur wegen, sondern aus einer aufrührerischen Einstellung heraus, aus jenem geistigen Hochmut (*superbia*), der Keim und Stoff (*materia und matrix*) aller Übel ist. Bei allem Ernst der sexuellen Verfehlung bleibt diese doch menschlich, unmenschlich dagegen ist nach Hildegard die Lüge, abscheulich vor Gott ist die Verhärtung des Herzens, ungeheuerlich ist die Bosheit des Hochmuts. Gerade der Lasterreigen des „*Liber Vitae Meritorum*“ zeigt, daß die Sünde in der angerufenen und verantwortlichen Person liegt, nicht aber unmittelbar in der Sexualität. In ihrem wunderbaren und beseligenden Eintauchen in das lichtgrüne Geheimnis des Geschlechtes sind Mann und Frau auch dort noch der schenkenden Liebe nahe, wo sie verschwinden und zerstören können, wenn sie nur nicht gleichgültig und herzenshart, rücksichtslos und in sich selber isoliert sind.

Weil der Mensch sich aber auch in der Geschlechtlichkeit am erlösungsbedürftigsten fühlt, kann er an dieser Stelle erlöst werden. Denn hier ist ein wirkliches Bedürfnis, kein dunkler Trieb, sondern ein hell hinausschwingender

Zug menschlicher Sehnsucht. In diesem lichtesten und dunkelsten Bereich unseres Bildes vom Menschen zeigt Hildegard, daß der Mensch in seinem Geschlecht den Ausweis einer hohen Abkunft trägt<sup>(23)</sup>, eben weil er Hinweis, Symbol, irdisches Abbild ist für den höchsten, den göttlichen Akt, die innertrinitarische Produktion.



XIII.  
VON DEN GEMÜTSBEWEGUNGEN

TRAURIGKEIT / VERZWEIFLUNG / HASS /  
OBERDRUSS / LANGEWEILE / EKEL /  
BITTERKEIT / ZORN UND WUT / REUE /  
VOM WEINEN UND LACHEN

Als Adam das Gute erkannte und durch den Genuß des Apfels doch das Böse tat, da erhob sich im Wechsel dieser Umwandlung in seinem Organismus die Schwarzgalle, die ohne die teuflische Verführung nicht im Menschen wäre, weder im Wachen noch im Schlafen. Traurigkeit und Verzweiflung aber erwachsen erst aus dieser Melancholie, die Adam bei seiner Übertretung empfand. Im gleichen Augenblick nämlich, da Adam das göttliche Gebot übertat, gerann in seinem Blute die Schwarzgalle (melancholia); dies geschah so, wie die Helligkeit schwindet, sobald das Licht ausgelöscht wird und wie dann nur noch der glimmende Docht mit seinem Gestank zurückbleibt. So geschah es mit Adam; denn als der Glanz in ihm erloschen war, gerann die Schwarzgalle in seinem Blute, aus der sich dann in ihm die Traurigkeit und Verzweiflung erhoben, denn der Teufel blies bei Adams Fall die Melancholie in ihm zusammen, durch die er den Menschen bisweilen so zweifelsüchtig und wankelmütig macht. Weil aber der Mensch durch seine leibliche Gestalt so gebunden ist, daß er nicht maßlos aus sich herausgehen kann, deshalb fürchtet er Gott und ist betrübt; so verfällt er in dieser Traurigkeit oft der Verzweiflung, und er will nicht mehr glauben, daß Gott noch ein Auge auf ihn hat.

Weil aber der Mensch als Ebenbild Gottes gestaltet ist, kann er nicht unterlassen, gottesfürchtig zu sein; drum ist es so schwierig für den Teufel, mit dem Menschen ins Gespräch zu kommen (conversari); denn der Mensch leistet dem Teufel Widerstand; weil er doch Gott mehr fürchtet als der Teufel, hat der Mensch die Hoffnung auf Gott gesetzt, der Teufel aber kann keine Aussicht mehr auf ihn haben. Die Verführungskunst der Teufels windet sich aber oft gerade in diese Melancholie hinein und macht den Menschen trübsinnig und verzweifelt, so daß viele Menschen sich in der Verzweiflung ersticken und aufreiben, viele aber sich so heftig gegen dieses Übel wehren, daß sie wie Märtyrer aus diesem Kampf hervorgehen. So plagt der Teufel den Menschen im Schlafen wie im Wachen und setzt ihm bisweilen noch im Schlafe so zu, daß er glaubt, ihn drücke etwas.

Weil der Teufel die Kraft (virtus) des Menschen haßt, haßt er auch alle übrigen Kreaturen, die unter Tieren und Pflanzen Kräfte haben und sauber

VON DEN GEMOTSBEWEGUNGEN

und nützlich sind. Wer aber von dem teuflischen Wahngelbde bei Tag und Nacht, wachend oder schlafend, geplagt wird, soll das Heilmittel suchen, welches von Gott dagegen verordnet ist.

Befindet sich der Mensch in freudiger oder trauriger, in sanftmütiger oder zorniger Verfassung oder sonst in einer derartigen Stimmung, dann kann er nicht lange in ihr verweilen, wendet sich vielmehr bald wieder anderen Stimmungen und Tätigkeiten zu. Und wenn er nun gerade mitten im Wechsel von zwei solchen Existenzweisen ist, indem er die eine läßt, um die andere zu beginnen, dann spürt die Seele natürlich diesen Wechsel und bekommt einen gewissen Ekel; das ist dann so, als wolle sie ihren Leib im Stich lassen, wie sie es dann wirklich tun wird, wenn sie den sterbenden Körper verläßt: sie öffnet dann weit den Mund des Menschen und beginnt zu gähnen. Wenn nun der Mensch sich mit Eifer auf andere Veränderlichkeiten und wechselnde Arbeiten stürzt, dann kommt die Seele in ihrem Überdruß über dieses dauernde Wechseln allmählich wieder zur Ruhe. Auch wenn ein anderer Mensch in ekliger Stimmung ist und dieses Gähnen bei dem einen Menschen beobachtet, dann macht es bei ihm die Seele natürlich ebenso, als wolle sie mit diesem Mundaufsperrn den Körper verlassen, wenn sie nämlich seinen Mund jetzt zum Gähnen aufsperrt.

Wenn schlechte Fieberarten im Organismus auftreten und die schlechten Säfte in ihm zu überwiegen drohen, dann befällt den Menschen die Schwerfälligkeit des Körpers und das Ekelgefühl des Geistes. Die Seele spürt natürlich etwas von diesem Wechsel, wird mit vom Ekel ergriffen und weicht von ihrem Körper zurück; dadurch reckt sie diesen Körper und seine Gefäße etwas in die Höhe und streckt ihn aus, so wie sie es dann macht, wenn sie den Körper verlassen muß.

Manchmal erzeugen die schlechten Säfte bei einzelnen Menschen einen Rauch, der bis zu ihrem Gehirn aufsteigt und es so ansteckt, daß sie davon töricht und vergeßlich werden und von allen Sinnen verlassen.

Jenes Unbehagen, das Schlucken (singultus) genannt wird, entsteht in der Kälte des Magens; diese Kälte wird um die Leber herumgeleitet und erstreckt sich auf die Lunge, so daß dabei auch die Funktion des Herzens mitbetroffen wird; das ist so, wie wenn ein Mensch vor Kälte zittert und dabei mit den Zähnen knirscht; genau so hat dann der Mensch mit dem Ton der Stimme den Schlick.

Oftmals erhebt sich die Schwarzgalle im Menschen und verteilt in seinem Organismus einen qualmenden Rauch, der die Gefäße sowie Blut und Fleisch so lange zusammenzieht, bis er wieder aufhört, sich im Körper weiter auszubreiten, also entweicht. Häufig kommt es auch vor, daß die Galle im Menschen überhandnimmt, so daß sie sich in ihrem Überschuß bisweilen durch

den ganzen Organismus verteilt. Dann leidet der Mensch in seinem Fleisch wie von spitzen Nägeln gestochen so lange, bis sich der Überschuß der Galle wieder setzt.

Bevor Adam das göttliche Gebot übertreten hatte, leuchtete das, was jetzt als Galle im Organismus existiert, in ihm wie ein Kristall und hatte den Geschmack aller guten Werke in sich; das, was jetzt im Menschen als Schwarzgalle ist, leuchtete in ihm auf wie die Morgenröte und hatte in sich das Wissen und die Vollkommenheit aller guten Werke. Als aber Adam gefehlt hatte, wurde der Glanz der Unschuld in ihm verdunkelt; seine Augen, die vorher die himmlische Herrlichkeit geschaut hatten, erloschen, seine Galle wurde in Bitterkeit umgewandelt und die Schwarzgalle in die Finsternis der Gottlosigkeit. So wurde er ganz und gar in eine andere Existenzweise umgewandelt (totus mutatus est). Da befahl Traurigkeit seine Seele, und sie suchte bald eine Entschuldigung dafür im Zorn. Denn aus der Traurigkeit entsteht der Zorn. Und so haben sich die Menschen vom ersten Elternpaare her die Traurigkeit und den Zorn sowie sonstige schädliche Affekte zugezogen.

Wenn aber die Seele für sich selbst und ihren Leib Widerwärtigkeiten spürt, dann zieht sie das Herz, die Leber und das Gefäßsystem zusammen; dabei erhebt sich um das Herz gleichsam ein Nebel und verdunkelt das Herz: so fällt der Mensch in Trübsinn; aus der Traurigkeit aber erhebt sich der Zorn. Wenn nämlich der Mensch dann noch etwas sieht oder hört, oder wenn er grübelt, woher denn die Traurigkeit in ihm komme, dann erzeugt zuweilen dieser Nebel der Traurigkeit, der sein Herz befallen hat, einen warmen Rauch in allen Säften und um seine Galle, bringt die Galle in Bewegung, und so erhebt sich unmerklich (silenter) der Zorn aus der Bitterkeit der Galle. Wenn er nun diesen Zorn nicht zur Ausführung bringt, vielmehr stillschweigend (silenter) aushält, dann weicht die Galle zurück. Wenn aber dann der Zorn nicht weicht, dann greift jener Rauch auf die Schwarzgalle über und erregt sie; diese schickt dann einen ganz schwarzen Nebel aus sich heraus, der zur Galle hinüberzieht, um aus ihr einen äußerst bitteren Dampf auszuquetschen. Mit diesem Dampf zieht sie zum Gehirn des Menschen hinauf, und beide machen ihn zunächst im Kopf verwirrt, um dann wieder in den Bauch hinabzusteigen, dort die Gefäße und Baueingeweide zu erschüttern und den ganzen Menschen wie besinnungslos werden zu lassen. So bringt denn der Mensch, nicht mehr Herr seiner Sinne, den Zorn zur Ausführung. Denn durch Zorn kommt der Mensch mitunter heftiger in Raserei als durch eine andere Geistesstörung. Durch solchen Zorn verfällt der Mensch oftmals in schwere Krankheiten, da die entgegengesetzten Säfte aus Galle und Schwarzgalle bei einem häufiger vorkommenden Erregungszustande den Menschen einmal krank machen müssen; bliebe er indes von der Bitterkeit der Galle und der Schwärze der Schwarzgalle verschont, so würde er immerfort gesund bleiben.

Jener Mensch, bei dem die Galle größere Kräfte hat als die Schwarzgalle, vermag den Zorn leicht zu beherrschen; bei wem aber die Schwarzgalle stärker ist als die Galle, der neigt zum Zorn und wird leicht zornig. Und wie aus gutem Wein starker und scharfer Essig wird, so wächst auch die Galle aus guten und bekömmlichen Speisen und nimmt durch schlechte ab. Die Schwarzgalle aber nimmt durch gute und bekömmliche Speisen ab, aus schlechten aber und bitteren sowie aus schmutzigen und schlecht zubereiteten wie auch infolge der verschiedenen Säfte bei verschiedensten Krankheiten nimmt sie zu. Wer aber im Gesicht rot wird, wenn er zürnt, dessen Blut erhitzt sich aus der Galle und wird so zum Gesicht geleitet; solch einer entflammt plötzlich und heftig zum Zorn, sein Zorn läßt sich aber auch leicht dämpfen, wie eine heftige Glut, die rasch zusammensinkt; aus diesem Grunde wird er durch den Zorn nicht besonders beeinträchtigt und trocknet auch in seinem Körper nicht aus. Oft macht er sich nämlich davon, ohne Rache zu fordern und ohne Genugtuung zu bekommen. Wer aber bleich im Gesicht wird, wenn ihn der Zorn überkommt, dessen Zorn ist von der Art, daß in ihm die Schwarzgalle erregt wird; diese bringt zwar das Blut nicht weiter in Bewegung, aber verwirrt nach und nach so sehr seine Säfte, daß er hiedurch abgekühlt wird und auch die Kräfte in ihm abkühlen und schlapp machen; und so wird er, seinen Zorn noch verbergend, bleich im Gesicht. Inzwischen aber steigert sich in ihm der böse Wille nach scharfer Genugtuung, der so lange anhält, daß er sich nicht mehr enthalten kann, seinem Zorn Genüge zu tun.

Solche Menschen können oft aus ihrer zornmütigen Gesinnung heraus körperlich herunterkommen und austrocknen; die Seele aber behält dabei ihr Wissen und ihre Einsicht. Wenn sie dann bedenkt, woher sie stammt und was sie ihrem Wesen nach sein sollte, zieht sie die Seufzer tief in sich hinein, wobei der Mensch gar nicht merkt, woher ihm dieses Aufseufzen kommt. Denn wenn sie zwischendurch all die Bedrängnisse und Mühseligkeiten oder sonstige Widerwärtigkeiten durch ihren Leib hindurchziehen fühlt und wenn sie dann nicht weiß, wie sich solches verhindern läßt, seufzt sie tief in sich hinein.

So tritt infolge dieser Traurigkeit aus den Säften im Inneren des Menschen etwas wie ein bitterer Rauch heraus und sammelt sich um das Herz; dieser durchtränkt eine Flüssigkeit (tabes), das heißt das Blutwasser vom Herzen und den übrigen Gefäßen, überwältigt es unter Ausstoßen von Stöhnen und leitet es auf dem Gefäßwege zu den kleinen Gefäßen des Gehirns gleich wie eine Rauchwolke und führt sie durch dieselben an die Augen heran, weil ja die Augen eine gewisse Verwandtschaft mit dem Wasser haben. So strömt jenes Wasser aus den Augen, und das sind die Tränen. Nun wird aber das Wasser auf die gleiche Art und Weise aus dem Blut des seufzenden und stöhnenden Menschen herausgesogen, wie der Samen des Mannes aus seinem Mark und seinem Blut ausgeworfen wird. Tränen aber, die der Traurigkeit

entsprungen sind, steigen wie mit einem bitteren Rauch zu den Augen auf, so wie oben geschildert wurde, dörren das Blut des Menschen aus und schädigen sein Gewebe, wobei sie den Menschen wie eine verdorbene Mahlzeit herunterbringen können und auch eine Schwäche der Augen bedingen. Tränen indessen, die aus der Freude ihren Ursprung nehmen, sind milder als die, welche aus der Traurigkeit entstehen. Wenn nämlich die Seele bei aller Traurigkeit aus ihrer Einsicht heraus immer wieder sich erinnert, daß sie ja himmlischen Ursprungs ist und auf dieser Welt nur eine Pilgerin, oder wenn ihr der Leib im Guten beistimmt, so daß sie in den heiligen Werken sich mit ihm als eine Einheit fühlen kann, dann sendet sie ohne jene Nebel und ohne jene Verwirrung mit den Seufzern der Freude und Fröhlichkeit auf dem Weg der erwähnten Gefäße in einer milden Weise die Tränen zu den Augen und läßt sie wie einen süßen Quell ausströmen. Solche Tränen schädigen in keiner Weise das Herz des Menschen, sie dörren auch sein Blut nicht aus, verletzen seine Gewebe nicht und bringen den Augen keine Schwäche.

Wenn ein reumütiger Mensch seine Sünden beweint, dann sind solche Tränen ein Gemisch von Trauer und Freude; sie werden trotz des bedrückten Gemütes ohne Rauch ausgesandt. Wohl dörren auch sie das Blut ein wenig aus, verletzen die Gewebe und schwächen, weil sie aus einem bedrückten Gemüt kommen, die Augen ein wenig, bis dann mit den strömenden Tränen endlich nur noch die Freude vorherrscht.

Menschen von fettreicher Konstitution haben auch fetthaltige Gefäße und ein weiches Herz; sie weinen leicht und lachen schnell. Die aber eine trockene Natur besitzen, haben ein hartes Herz wie von Kalk, das härter ist als das übrige Gewebe; deshalb weinen sie auch schwer und selten und haben ein sprödes Gemüt. Jene Tränen aber, die von den Seufzern zu den Augen gezogen werden, müssen, wenn sie von den Augen nicht abfließen können, wieder in den Säftehaushalt des Menschen zurückkehren; dort verursachen sie etwas Bitteres und Essigsaueres und machen die Brust trocken. Diese Tränen aber, die wohl zu den Augen gelangen, aber nicht ausfließen, vielmehr wieder nach innen genommen werden müssen, schädigen die Augen nicht besonders, da sie ja nicht ausgeflossen sind.

Adam besaß vor seinem Fall eine engelgleiche Stimme und kannte alle Arten von Musik; er hatte eine wohltönende Stimme, die wie eine Laute erklang. Mit seinem Übertritt aber erhob sich durch die List der Schlange in seinem Mark und in seinen Schenkeln ein gewisser Wind, der auch jetzt noch in jedem Menschen ist. Durch diesen Wind wird die Milz des Menschen fett, und unangebrachte Ausgelassenheit und lautes Lachen und rohes Gewieher platzen aus dem Menschen heraus. Denn wie mit der Übertretung Adams dessen heilige und reine natürliche Veranlagung zur Erzeugung der Nach-

kommenschaft in eine andere Weise des fleischlichen Geschlechtsbegehrens umgewandelt wurde, so wurde auch die Stimme der höheren Freude, die Adam zuvor besessen hatte, in die entgegengesetzte Art und Weise des Lachens und Kicherns verwandelt. Solch unpassende Fröhlichkeit und Lachen haben nämlich eine gewisse Beziehung zu der fleischlichen Begierde, und so erschüttert denn auch jener Wind, der das Gelächter erregt, vom Mark des Menschen ausgehend, seine Schenkel und Eingeweide. Mitunter führt auch das Lachen bei allzu heftiger Erschütterung das Tränenwasser aus dem Blut der Gefäße zu den Augen, und das auf dieselbe Weise, wie der Schaum des Samens von Zeit zu Zeit aus dem Blut der Gefäße durch die Glut des Geschlechtsbegehrens hinausgetrieben wird.

Wenn aber das Wissen der Seele im Menschen nichts Trauriges und Widerwärtiges und Böses mehr spürt, dann vermag sich das Herz der Menschen der wahren Freude zu öffnen, so wie sich Blumen vor der Wärme der Sonne auf tun; alsbald nimmt dann die Leber die Freude auf und hält sie bei sich, so wie der Magen die Speisen hält. Wenn der Mensch sich so freut, seien die Dinge, die ihm gefallen, gut oder böse, dann befällt der obenerwähnte, aus dem Mark aufsteigende Wind zuerst seine Schenkel, besetzt darauf die Milz, füllt die Milzgefäße an, greift auf das Herz über und füllt die Leber an — und so läßt er den Menschen auflachen und seine Stimme in rohem Gelächter ähnlich dem Vieh herauswiehern. Jemand, der in seinen Vorstellungen leicht wie ein Wind hin und her geschleudert wird, hat eine etwas starke Milz und wird deshalb leicht erfreut und lacht leicht aus sich heraus. Wie aber Traurigkeit und Zorn den Menschen schwächen und ausdörren, so verletzt auch ein maßloses Gelächter die Milz, ermüdet den Magen und läßt infolge der Erschütterungen den Säftehaushalt durcheinanderfließen.

*Die Anthropologie des Affektlebens wird unter einen einheitlichen Gesichtspunkt gestellt: alle Gemütsstörungen sind Folgen des Sündenfalles und jeweils wieder die spezifische Reaktion auf diesen Fall. Der Mensch erinnert sich des Paradieses und wird traurig; er ist bekümmert über sein Versagen und wird wütend. Wie der Teufel hat er einen Haß auf das Gute und Schöne in der Welt; er sieht oft nicht mehr ein noch aus und verzweifelt. Weil er nicht unter der Stimme seines Schöpfers steht und anderen Stimmen folgt, hat er diese wankelmütige Stimmung, die ihm doch nur Ekel, Überdruß und Langeweile einbringt. Erinnert er sich an das Leben in Unschuld, so überkommt ihn das Weinen, und er beginnt zu bereuen; will er lachen, so gelingt auch das nicht mehr, denn immer grinst der Teufel, dieser Affe Gottes, mit. So steckt in jeder rein affektiven Äußerung oft etwas Diabolisches. Ein Affekt läuft dem anderen nach und reicht ihm die Hand, und keiner kann sich halten: immer wieder stehen wir betroffen da vor der erschütternden Turbulenz des menschlichen Herzens.*

Der Mensch als der „homo operans“ kann im jetzigen „status destitutus“ nicht mehr auf sich vertrauen; er handelt nicht so, daß er sich auf sich selber verlassen könnte. Mißstimmungen mit sich selbst und Unstimmigkeiten mit seiner Umwelt reizen ihn zu einem Effekt, der meist nicht sitzt und nicht trifft und sich als Affekt schädlich auswirkt. Dabei ist es nicht so, als ob die Gemütsbewegungen an sich schlecht seien: sind sie doch gerade die Möglichkeit eines sinnbegabten Wesens, zum Ausdruck zu kommen und diesem Ausdruck Nachdruck zu verleihen. Leidenschaft gehört zum Menschen, der zu sich selbst stehen will, der sich behaupten muß und der zu sich selber kommen soll in einer kraftvollen und totalen Existenz. „Wenn ein Mensch an einem Gliede schwach ist, dann leiden auch die anderen Glieder mit und haben an dem kranken Teil keine wahre Freude und keine rechte Unterstützung. Auch eine Speise, die nicht durchgekocht ist oder ungesalzen blieb, verleiht dem Menschen weder Kraft noch Geschmack; sie dient ihm vielmehr gerade für seine Notdurft. So kocht auch jemand, der das Feuer der Liebe nicht hat, alle Gebote des Gesetzes nicht richtig durch, er schleppt sie vielmehr wie ein verkrüppeltes Glied mit sich herum“ (234 BiC).

Es sind also eher die halben Leidenschaften, das kalte Einhalten der formalen Gesetzmäßigkeit, das Unentschiedene und das Sichhinreißenlassen sowie alle Zwangslagen und Veränderungen, die sich schädlich auswirken. Denn die beherrschte Lebensführung gelingt einem Menschen nur unter großer Geduld und dauernder Zucht. Alles, was nicht dieser Zucht entspricht, das Unzüchtige in der Traurigkeit, die Unzucht der Langeweile, das unzüchtige Lachen — alles das schädigt den Organismus. Die geschlechtliche Unzucht ist nur ein Teil davon; viel häufiger und verheerender wirkt sich die Unzucht der Augen, die Unzucht der Galligkeit, die Unzucht der Verzweiflung aus. Auch im Haushalt der Leidenschaften ist der temperierte und regulierte Stoff-Austausch eine Voraussetzung des Lebens. Lebt der Mensch schon im Stoff-Wechsel ständig die Materie der Außenwelt durch sich hindurch, so ist er hier im Gemüts-Haushalt gleichermaßen beteiligt, und zwar nicht nur als Tausch-Objekt, sondern sogar als Tausch-Subjekt, indem er in seinem Herzen die Verhältnisse der Welt widerzuspiegeln hat. So ist der Mensch in Aneignung und Ausstrahlung Teilhaber am All. In der Anteilnahme und Mitteilung des innerlichen Lebens trägt der Mensch Verantwortung für seine Affekte, die er zu „ordnen“ hat.

Der Sinn des leidenschaftlichen Erlebens ist für Hildegard Freude, jenes Gottes-Geschenk des schönen Lebens, des süßen Lebens, das die Heilige so sehr bejaht und immer neu preist. Einst hatte der Mensch die Freude und das Glück, souveräner Herr seiner Leidenschaften zu sein. Dieses Regiment ist verlorengegangen, seitdem die Schwermut die Schwungkraft der Seele gebunden hat; unter dieser Schwermütigkeit bleibt alles Regen des Gemütes, alles Tun daraus im Halben stecken.

In der vierten Schau des ersten Buches im „Scivias“ hat Hildegard ausführlich geschildert, wie die Seele mit ihren beiden Hauptkräften, dem Erkenntnisvermögen und dem Willen, gleichsam wie mit zwei Armen wirkt. Wie ein Meister durchschaut die Erkenntnis alles, nimmt Einsicht in die Handlungen des Menschen, würfelt alles durch und erforscht den Wert einer Tat; ohne sie bleiben die übrigen Seelenkräfte einsichtslos und stumpf, wie die Speisen ohne Salz schal sind. Sie hat die Aufgabe in der Seele, die im Körper das Schulterblatt hat, und wie der Leib seine Herzkraft hat, so hat auch die Seele diese Erkenntniskraft (426 A/B).

In gleicher Weise ist auch der Wille eine große Gewalt in der Seele. Diese Seele selbst steht im Herzensgrund wie in einem Winkel des Hauses und schaut nach dem Rechten; wie ein Familienvater hält sie das Hauswesen in Gang und gibt mit dem erhobenen rechten Arm ihre Zeichen. So vermag sie alle Kräfte auf den Straßen der gesamten leiblichen Organisation zu lenken. „Dabei ist der Wille ihr rechter Arm, mit dem sie Adern und Mark in Zucht nimmt und den ganzen Körper bewegt; denn der Wille ist es, der jedes Werk vollbringt, sei es gut oder böse. Wie ein Feuer kocht er es in seiner Glut. Er mahlt es gleichsam, wenn er es in Angriff nimmt, er gießt als Sauerteig seine innere Kraft hinein und zerstößt es im Mörser seiner Energie. Dann läßt er sein Werk in der Erwägung gären und bringt es endlich durch die Glut-hitze seiner vollen Einwirkung zur Vollendung. Auf diese Weise bereitet er dem Menschen eine größere Nahrungskraft in den Leistungen als im Brote, denn beim Speisen macht der Mensch immer wieder eine Pause, das Werk des Willens aber dauert in ihm an, bis sich Leib und Seele trennen. Mag auch die Tätigkeit in der Kindheit, in der Jugendzeit, im Vollalter und im gebeugten Greisentum verschieden sein: immer schreitet sie einher im Willen, und in ihm gelangt sie zu ihrer Vollkommenheit“ (426 C/D).

Ein Gehäuse für diesen Willen ist im Herzen des Menschen das Gemüt, das mit seiner Reichhaltigkeit Thema dieses Abschnittes ist. Alle Seelenkräfte senden ihren Hauch hinein und werden hier erwärmt und verschmolzen. Wenn Zorn aufsteigt, schwillt die Galle und ergießt ihren Brodem in dieses Gehäuse (tabernaculum): so kommt es zum Wutausbruch. Regt sich die böse Lust, so entbrennt in ihrem Zunder das Feuer der Begierlichkeit: es kommt zur sündigen Tat. Aber auch die lebenswürdigen Freuden werden hier entzündet und verwaltet. Die Traurigkeit kann ebenfalls dieses Gemüt niederschlagen: so entwickelt sich die geistige Lähmung und erzeugt Überdruß, Verhärtung und Halsstarrigkeit. Traurigkeit unterbindet die Schwungkraft der Seele. Auch wenn diesem Gehäuse sonstige Widerwärtigkeiten zustößen, erregt es sich leicht in Haß und anderen verderbenbringenden Leidenschaften, „die die Seele morden und sie in Trümmern und Verderben zurücklassen“ (427 A).

Daß Gemütsregungen im labilen Säftegleichgewicht des menschlichen Organismus relevant werden müssen, ist einleuchtend. Die Organe reagieren sehr

fein auf die einzelnen affektgeladenen Bewegungen. Die Milz braucht Heiterkeit und Stille; unmäßiges Lachen verfettet die Milz; lachen kann nur ein reiner Mensch. Die Leber will ein fröhliches Herz, so wie die Blume Sonnenschein; sie lebt davon wie der Magen von seiner Speise. Ist doch die Leber die Stoffwechselzentrale, durch die alles hindurch muß und in der alles mit gleicher Mäßigkeit durchgekocht werden soll.

Für die Entstehung einer Krankheit aus der Sünde, den dadurch gesetzten geistigen Zwiespalt und die dementsprechenden psychophysischen Korrelationen gibt Hildegard hier ein Modell und bringt auch ein Paradigma. Weil Adam das Gute wußte, aber das Böse tat, geriet er in den Widerspruch und verfiel der Melancholie. Diese beginnende affektive Kettenreaktion war das Werk eines Augenblicks (in ipso momento) und führte spontan und generell zu einer folgenreichen körperlichen Veränderung: die „Schwarzgalle“ wurde jetzt schwarz, während sie vorher wie der Glanz der Morgenröte leuchtete; ebenso wurde die Galle, die vordem wie ein Kristall erstrahlte, verdüstert. Diese „melancolia“ ist fortan das organische Substrat jeder Pathogenese innerhalb des fragil gewordenen Organismus. In seiner labilen Stimmungslage kann sich der Mensch weder halten noch lassen; jede Veränderung zieht einen seelischen Widerwillen nach sich und erhöht dadurch wieder die körperliche Anfälligkeit. Solche Unstimmigkeit und Verdrossenheit ist die Grundlage der körperlichen Affektion wie auch einer geistigen Gefährdung. Zwischen Ungewißheit und Zuversicht schwankt der Mensch und verfällt seiner unproduktiven Stunde, bis er sich mit neuem Mut ans Werk wagt.

Hiezu ein Einzelfall:

Auf dem Boden der beschriebenen konstitutionellen Befindlichkeit schafft der situationsgegebene Affekt eine Disposition. Es hat zum Beispiel etwas nicht geklappt. Der Mensch ist deprimiert. Er ärgert sich. Als wenn er sich damit entschuldigen könnte! Er gerät in Wut, unmerklich und immer mehr. Im Flusse dieser affektvollen Bewegungen verliert er sein biologisches Gleichgewicht, nachdem er sich in einem dramatischen Wechselspiel zwischen seinem soziologischen Milieu und seinem individuellen Anpassungsvermögen noch eine Zeitlang Mat halten können. In einem einfachen Bild wird geschildert, wie die organischen Strukturen und die Säftefunktionen mitbeteiligt werden, wie die Alteration sich der vaskulären Mechanismen bedient, wie der Affekt sich an Leber und Herz herantastet, um dort seine Stimulation zu hinterlassen, die dann wieder auf spezifische Organe hin tendiert. Der circulus vitiosus kann sich auffangen; die beginnende Reaktion wird durch äußere Reize unterhalten, durch soziale Rücksichten gedämpft, wieder aufs neue durch das Äußere wie innere Milieu stimuliert, durch die vorbereitete Disposition gesteigert, um sich schließlich in einem organverhafteten Ausbruch Luft zu machen: die Galle wird befallen — und läuft über. Das alles geschah unterschwellig (silenter). Noch ist nichts passiert. Der Mensch kann sich beherrschen, psychisch stabili-

sieren, sein sittliches Verhalten aktivieren und — *ethice quam physice* — wirksam werden lassen. Nun, das gelingt diesmal nicht. Klug und scharfsinnig wird demonstriert, wie und in welchen Phasen der pathogenetische Prozeß (der ja für Hildegard kein Geschehen, sondern ein Unterlassen, ein Versagen, eine Miß-Handlung ist!) weiterrollt: Der traurige „Dunst“, der das Herz besetzt hielt, reizt die Schwarzgalle, löst einen „schwarzen Rauch“ aus, der die Galle attackiert und abermals einen „bitteren Rauch“ frei macht; beide befallen das Gehirn und erklären die Bewußtseinstrübung, sie legen sich dann auf die Bauchorgane, erschüttern die Eingeweide: und so steht der Mensch von Kopf bis Bauch im Anfall! Er kennt sich selbst nicht mehr und tut, was er nicht verantworten kann.

Bleibt ein solches Trauma vereinzelt, so ist es weiter nicht schlimm. Erst die Daueraffektion setzt den organischen Schaden, wie auch umgekehrt im psychosomatischen Funktionsgetriebe der einmal gesetzte Schaden seinerseits zu immer neuer Quelle affektiver Fehlleistungen und Mißhandlungen werden kann. So wird der Mensch krank.

Das Beispiel besagt, daß Affekte nicht isoliert betrachtet und behandelt werden können. Wie die Seele den Körper ordnet und entordnet, so bildet und verbildet auch der Leib seine Seele. Wer sich mit dem einen beschäftigt, sollte das andere berücksichtigen: eines ist der Schlüssel für das andere, wenn auch in beiden das große Rätsel bleibt. Hildegard zeigt, wie tief die Affekte im körperlichen Mühlwerk, diesem Getriebe der Leiblichkeit, verhaftet sind, aber sie stellt sich durchaus positiv dazu ein, wie ihr Loblied der Seele auf das Fleisch beweist: „O Fleisch und ihr, meine Glieder, in denen ich Wohnung fand: wie freue ich mich von Herzen, daß ich in euch gesandt ward; denn wo immer ihr mit mir übereinstimmt, da sendet ihr mich zurück zur ewigen Belohnung“ (818 B). So innig in die körperliche Verfassung einbezogen, sind die Affekte auch der leibliche Ausdruck aller seelischen Verstimmtheiten und Mißlagen und somit ein Symbol für menschliche Unrast, Schwermut, Unproduktivität und Sorge, für die verzerrte Gestalt der Welt und die Häßlichkeit aller Dinge. Auf der anderen Seite können sie aber aus aller Depression heraus zu einer Triebkraft für neuen schöpferischen Schwung, zu einem Prüfstein der Mißverhältnisse und damit zu einem Anruf zur Heilung und Heiligung werden. In beiden Fällen zeigen sie lebendig, was der kranke Mensch aus sich machen kann.

Die „melancolia“ war dafür das Beispiel und wird bei Hildegard geradezu zu einer Modellvorstellung für die Krankheit überhaupt. Sie zeigt die Ursache der Krankheit auf, die im (keinesfalls zu individualisierenden) Grunde in der Sünde wurzelt; sie vermag sich überall auf dem breitschillernden Spektrum der Symptome zu manifestieren; sie ist letztlich symptomatisch auch für den geistigen Zwiespalt des Menschen, sein lähmendes Lebensgefühl und seine ausbrechende Affektivität, die in einem äußersten Fall in jene desperate Daseinsstimmung

übergeht, die alles auf eine Karte setzt und in einem weiteren Kreislauf der Leidenschaften den Menschen seiner Entwurzelung und Selbstvernichtung preisgibt. Hier schließt sich der Zirkel der pathologischen Möglichkeiten und wird zum Bild für das Böse im Metaphysischen: jene erste Schöpfung, die nur zu sich selber stehen wollte und dadurch fallen gelassen wurde in die absolute Verzweiflung.

Aus der Hildegardischen Perspektive wird somit ganz deutlich zu bedenken gegeben, daß der Leib nicht nur Anteil nimmt an der Persönlichkeit des Menschen, von der er sich angesprochen fühlt und auf die er reagiert, sondern daß er auch — weit über das Indifferentsein der bloßen Natur hinaus — mit in die persönliche Verantwortlichkeit hineingestellt ist, daß er sich einer Wertordnung zu stellen hat und daß diese sich in ihm wirksam zu erweisen vermag. Hätte die Seele nicht dieses Wissen um Gut und Böse und würde diese Wertordnung sich nicht bis in die leiblichen Bereiche manifestieren, dann wäre das Ganze nur ein Instrumentum beliebiger Verfügung oder — wie Hildegard sich drastisch ausdrückt — „ein Blasebalg, mit welchem der Schmied nichts anfangen kann“ (855 D).

Eine derartige pathognomonische Problematik wird heute kaum gesehen; in Hildegards Visionen ist sie eine dominierende Fragestellung, wofür nur einige Beispiele angegeben werden können:

„Sooft die Seele von ihrem Leibe gezwungen wird, etwas Böses zu tun, erfüllt sie dieses mit Traurigkeit“ (403 B). Es ist gänzlich ausgeschlossen, eine Schlechtigkeit mit Freude auszuführen; sofort würde die Seele die dunklen Affekte alarmieren, die dem Menschen als Signal dienen. „Wenn die Seele spürt, daß ihr Leib ohne alle Grünkraft der Tugenden (*viriditas virtutum*) ist und dahinwelkt, dann verfällt sie in Trauer und Klagen und bedrängt mittels des Wissens ihrer Vernunft und im Geist der Zerknirschung ihren Leib zu Seufzern und Tränen, weil sie ja einsieht, daß sein Tun schlecht ist. Auf diese Weise läßt sie den ausgedörrten Leib durch die Feuchtigkeit göttlicher Gnade wieder ergrünen.“ — „Somit wird der Leib durch die Seele, welche ein lebendiger Funken und ein Lebendiges aus Gott ist, wieder dahingebacht, auf Verzeihung zu hoffen und alle Werke recht zu entscheiden und zu verfolgen“ (846 B/C).

Welche Bedeutung für den Organismus diese affektiven Restitutionskräfte haben können, zeigt Hildegard von Bingen in ihrer großartigen Anthropologie des Lachens und Weinens. Beide werden zunächst in einer eigenartigen Analogie zu den Geschlechtsfunktionen gesehen. Der Mensch lacht eigentlich nicht mit seiner mimischen Muskulatur, sondern gleichsam aus seinen Zeugungsorganen herauf, wie jedes vulgäre Gelächter beweist, und wenn er weint, erinnert er sich eines verlorenen Glücks. Der Tränenschwall ist dann gleichsam der Samenerguß; das erschütternde Lachen gleicht der sexuellen Erschütterung

beim Orgasmus. In beiden steckt die gleiche Lust, das gleiche libidinöse Verhalten und Begehren, das gleiche Suchen nach einer Beziehung, um auf eine kurze Weile in einem gleichen Beziehungssystem stehen zu können.

Wer Hildegards Doktrin und auch ihre eigene Erscheinung, diese selbstbewußte und prophetenhaft kündende Gestalt, verstehen will, darf an ihrer pathischen Existenz nicht vorbeisehen. Aus der eigenen Leidenserfahrung hatte sie Verständnis für alles Sensible, für den Adel des Leidens, für die Gabe der Tränen, das „*donum lacrimarum*“ der Väter und die ihrer Zeit noch lebendige Weisheit des Vergil, daß das Wesen unserer Existenz — Tränen sind: *sunt lacrimae rerum*. Nicht zufällig nehmen das Seufzen, Schluchzen, Klagen, Weinen einen so weiten Raum in ihren Visionen ein; dies ist nicht mit weiblicher Wehleidigkeit zu verwechseln. Erst wenn man diese „*suspiria*“, dieses „*anhelare*“ und alles „*gemitus*“, jede „*lacryma*“ wirklich ernst genommen hat, wenn man sie aufgenommen und ausgehalten hat, wird man ihre ontische Realität und ihr anthropologisch zu deutendes Wesen zu Gesicht bekommen.

Hildegard zeigt uns auch hier ein Bild, Vorbild und Prototyp der Tränen: Maria Magdalena!

„Der Mensch, welcher wie Maria Magdalena, die auf des Herren Füße weinte, durch die Tränen wahrhafter Reue seine Sünden abgewaschen hat, braucht fürderhin nicht mehr darüber zu erröten. — Immerzu aber fordert die Seele vom Menschen eine solche reumütige Gesinnung; hat er doch zu tief in sich den sündhaften Grundgeschmack. Die Seele verlangt danach, durch Reue wirken zu können, wie auch die Frau danach verlangt, durch das feine Wissen ihrer Kunstfertigkeit den Mann bedecken zu können. — Des Menschen Untugenden aber sind so fruchtbar wie seine Tugenden, indem ein Fehler weitere Fehler, eine Tugend andere Tugenden gebiert. Der Mann aber, der nach Gott stark und kräftig ist, vollendet alle seine Werke, ob gut oder böse, zusammen mit der Frau, jenem Wesen, das zuerst den Fall brachte und durch welches hernach eben dieses Böse zum Besseren wiederhergestellt wurde“ (852 A).

Wie viele Motive in einem Bild: die Frau bringt den Fall und das Heil; Böses wird fruchtbar durch Reue; die Schuld ist Vehikel der Reifung und Vollendung, und sie wird — zum Erstaunen und zur Freude der Engel — „*felix culpa*“. All das wirkt die Reue; dies bleibt zu beachten, wenn wir nunmehr zunächst die Phänomenologie der Tränen noch weiter aufdecken. „Wenn ein Mensch von Freude oder Trauer in seinem Herzen bewegt wird, dann werden die kleinen Gefäße seines Gehirns, des Brustbereiches sowie der Lunge erschüttert; als Folge davon senden die kleinen Gefäße der Brust und Lunge wiederum Säfte zu den Hirngefäßen; diese nehmen sie auf und ergießen sie in die Augen. Und so bringen sie den Menschen zum Weinen. Das ist so zu verstehen, wie auch das Firmament zu Beginn des steigenden oder abnehmenden Mondes, durch die Winde bewegt, mit großem Getöse das Meer und die anderen

irdischen Gewässer in Erschütterung versetzt, so daß sie Dünste und Flüssigkeiten aus sich herausschleudern. — Ebenso wird das Gewissen des Menschen in reuevoller Durchforschung durch die Furcht Gottes bewegt und zum Aufseufzen und Aufschluchzen gebracht. — Und dann erhebt sich aus diesen Seufzern und Tränen die Grünkraft der Reue (*viriditas poenitentiae*). — Seele und Leib gehen bei diesem Akt einmütig ein Bündnis ein, und einstimmig klagen sie auf zu Gott. — Am Sündigen hat ja die Seele keine Freude, obwohl sie in der Tat immer mit dem Körper mitbeteiligt ist; ebensowenig nötigen auch die Elemente, die den Naturbestand erhalten, den Menschen jemals zum Sündigen. — So wird denn aus den seelischen Kräften heraus der Mensch mit Reue durchtränkt, indem er voll Eifer seine Sünden in Reue angeht, so wie Regen Feuer löscht. — Ist doch der Mensch in beiden Existenzmöglichkeiten, dem Guten wie Bösen, zu Hause. — Daher ist er im Guten wie lichter Tag und schwarz wie die Nacht im Bösen. — Auf diese Weise ist die Reue wirklich eine Leuchtkraft, und die Seufzer und Tränen gehören wahrhaftig mit dazu“ (829 D ff.).

In Hildegards theologischer Sicht ist die Reue Hinweis auf die Restitution des destituierten Menschen, der mit jeder Umkehr ein Stück der endgültigen Reparation und Rehabilitation wiedererlangt. Im Rahmen einer Anthropologie und im Hinblick auf die Heilkunde interessieren uns mehr die psychologischen Seiten dieses Kapitels „Tränen“. Ist doch der Effekt dieser reumütigen Gesinnung ganz generell die „*viriditas*“, jene erfrischende, verjüngende, produktive Lebensgrüne. Reue ruft im Menschen, „der ja immer ein Sünder ist“ (1036 B), eine solche Erschütterung hervor, daß „jegliches Bindeglied (*compago*) des Menschen in Bewegung versetzt wird“ (1035 B); aus erschüttertem Innern aber führt „die Heilkraft unter großen Mühseligkeiten die Menschen zum Leben zurück“ (P. 254). Über die kritische Umschlagstelle hinweg „wirkt sich die Reue im Menschen geradezu als Arznei (*quasi medicina*) aus“ (836 A).

Nur so sind die Bezüge zur „*viriditas poenitentiae*“<sup>(24)</sup> zu verstehen: Mit dem Lockeruf seines zerknirschten Schluchzens (*gemitus*) sehnt sich der Mensch nach Heil und lechzt (*anhelare*) nach dem Heilmittel. Dieses lechzende Sehnen ist ein Sichöffnen und Bereithalten im innersten Herzen für das stets bereite Entgegenkommen des Heiligen Geistes, die Eigenbewegung des innig gerührten Herzensgrundes auf Gottes Gegenbewegung hin. Dieses Seufzen (*suspiria*) wird von den Elementen aufgenommen und vor den Thron des Lammes getragen. Reue als eine in Tränen aufstrahlende Leuchtkraft ist hiedurch die Kontaktstelle mit dem göttlichen Licht, die offene Anwerthaltung auf den forschenden Eifer Gottes (*zelus Dei*) und das Zeichen einer fundamentalen Verantwortlichkeit. Auf diese Weise erquicken die Tränen den Menschen und machen ihn frei, damit er sich im Gastmahl der Reue „beim göttlichen Zusammen-Leben (*con-vivium*) wieder erfreue“ (869 A).

Die Bedeutung des Weinens für den kranken Menschen liegt in dieser Rolle eines nicht nur moralischen, sondern auch physiologischen Umkehrfaktors.

## VON DEN STOFFWECHSELSTÖRUNGEN

VON SPEIS UND TRANK / VERHALTEN  
IM RAUSCH / ERBRECHEN / DURCHFÄLLE /  
BLUTHUSTEN / GESCHWÜRE  
UND AUSSCHLAG / GELBSUCHT / VERHÄLTNIS  
ZWISCHEN LEIB UND SEELE / EPILEPSIE /  
WASSERSUCHT / WORMER UND LAUSE /  
BLASENSTEIN / VÖLLEREI /  
HAUTKRANKHEITEN / VON DER GICHT /  
FIEBERARTEN / ÜBER DIE RECHTE  
ERNÄHRUNG

Wenn ein Mensch Fleisch und andere Speisen mit zu viel Fett oder auch übermäßig blutreiche Mahlzeiten zu sich nimmt, wird ihm daraus eher Krankheit als Gesundheit zuteil, weil solche übermäßig fetten Gerichte wegen der ihnen eigentümlichen allzu reichen und schlüpfrigen Feuchtigkeit nicht bis zur richtigen und gesundheitsförderlichen Verdauung im Magen bleiben können. Darum soll der Mensch nur mäßig fette und mäßig blutreiche Speisen essen, damit er sie zu einer guten und rechten Verdauung bei sich halten kann.

Wenn ein Mensch sehr dürr am Leibe und seinen Gliedern ist, dann soll er mäßig fettes Fleisch und mäßig blutreiche Speisen, und zwar in Abständen, zu sich nehmen, damit Dürre und Trockenheit in seinem Organismus einigermaßen durchfeuchtet und temperiert werden. Denn der Genuß von Tierfleisch macht das Fleisch des Menschen fett, und der Wein vermehrt das Blut des Menschen mehr als andere Speisen und Getränke.

Wenn auf einem Boden, der für Getreide fruchtbar ist, Wein wächst, dann ist dieser für kranke Menschen bekömmlicher im Genuß als ein Wein, der auf obsttragendem Boden wächst, wo also nur mäßiges Getreide gedeiht, auch wenn ein solcher Wein kostbarer ist als der andere. Der Wein heilt ja und macht den Menschen mit seiner guten Wärme und seiner großen Kraft froh.

Bier aber macht die Gewebe des Menschen fett und verleiht seinem Antlitz eine schöne Farbe wegen seiner Kraft und wegen des guten Getreidesaftes. Wasser hingegen schwächt den Organismus und läßt manchmal bei kranken Menschen um die Lungen den Livor-Stoff entstehen, weil das Wasser schwach ist und kein besonderes Vermögen hat. Wenn aber der Mensch gesund ist, schadet es nichts, wenn er schon einmal zwischendurch Wasser trinkt.

Wenn ein Mensch über das Maß und ohne rechtes Verhältnis Wein oder eine andere berauschende Flüssigkeit (liquor) trinkt, wird sein ganzes Blut verflüssigt und in seinen Gefäßen hierhin und dorthin unordentlich herumgeschüttelt und verteilt, so daß auch die ganze Einsicht (intellectus) und das Empfindungsvermögen (sensus) eines solchen Menschen durcheinandergebracht werden, wie auch Flüsse bei zu großen Regengüssen austreten und plötzliche Überschwemmungen mit sich bringen. Weil bei einem solchen Menschen die menschliche Vernunft aus ihrer Fassung und ihrem Verhältnis gebracht ist, strebt das, was an guter Einsicht in ihm ist, zum Guten hin, so daß der Mensch daraus oft geradezu heilige Redensarten ohne Ordnung und Unterscheidung (indiscrete) in seiner Unwissenheit daherschwätzt; und weil das, was an schlechter Einsicht in ihm ist, zum Schlechten hinstrebt, bringt er ebenso unwissend auch schändliche und schlechte Redensarten ohne jedes Schamgefühl hervor; er hat dabei mehr einen ungesunden und unbeherrschten Verstand als die richtige Sinnesart, weil die Vernunft dann in ihm erstickt und ertränkt ist.

Wenn ein Mensch maßlos kalte Speisen zu sich nimmt und bald darauf warme, so aber, daß die kalten Speisen überwiegen, oder wenn er über das Maß flüssige Speisen nimmt und bald darauf wieder trockene, jedoch so, daß die flüssigen die trockenen überwiegen, dann hat der Mensch wegen der Verschiedenartigkeit dieser Anstürme in seinem Magen oft an Erbrechen zu leiden, weil er unter solchen Umständen keine Verdauung haben kann. Daher soll der Mensch Speisen zu sich nehmen, die zwischen kalt und warm recht temperiert sind, damit er sich nicht selber durch das Erbrechen Schaden zufügt. Leute aber, die an irgend einer Krankheit oder infolge unordentlicher Ernährung am Erbrechen leiden, sind innen in ihrem Magen kalt, weil sie nicht genügend Wärme zur Verfügung haben, um die Speisen hier bis zur völligen Verdauung durchzukochen; so kommt es, daß die halbgekochte Nahrung wieder nach oben steigt, weil sie eben nicht zum Ort der Ausscheidung herab gelangen kann. So hat der Mensch manches Ungemach durch das Erbrechen auszustehen. Wenn aber ein Mensch das Erbrechen provoziert oder ein Gewürz anwendet, womit er zum Brechen reizt, dann ist ihm dies nicht bekömmlich und nicht gesund, weil das so herausgeforderte Erbrechen die Gefäße und das Blut erpressen und in ein unrichtiges Verhältnis bringen müßte, da derartige Erbrechen nicht auf die rechte Weise den Weg nach außen finden kann und so der Mensch häufig Schaden nehmen müßte. Deshalb soll der Mensch das Erbrechen nicht künstlich hervorrufen, weil es seiner Gesundheit nicht zuträglich ist; das Erbrechen nämlich, das ohne besonderes Zutun sich einstellt, ist besser als das, was er durch irgendein Gewürz herausfordert.

Wenn die Säfte durch Krankheit oder durch krankmachende und ungesunde Speisen in Bewegung gebracht werden, so daß die Wärme mit der Kälte sich

verbindet und Kälte mit Wärme, ferner Feuchtigkeit mit Trockenheit und Trockenheit mit Feuchtigkeit, dann treiben und drängen mitunter die Säfte selbst die unverdauten Speisen und Getränke wieder heraus. Wenn derartige ungesunde Speisen herausgetrieben werden, ist das dem Menschen gut für seine Gesundheit. Sind aber die Speisen gut, dann schadet es dem Menschen an seiner leiblichen Gesundheit, wenn sie ausgetrieben werden, weil die Gefäße dann des guten Saftes dieser Speisen beraubt werden. Wenn die schlechten Säfte im Menschen überhandnehmen, dann bereiten sie bisweilen in seinem Organismus einen nebelartigen Rauch, der weder warm noch kalt ist. Dieser verteilt sich in den Eingeweiden und um den Magen und im gesamten Organismus und setzt die übrigen Krankheitsstoffe (pestes) darin in Bewegung; er gestattet den aufgenommenen Speisen weder auf dem rechten und natürlichen Wege in den Magen zu kommen noch sie auf dem rechten und natürlichen Wege zu verlassen; vielmehr macht er sie aufwallend und stürmisch bewegt wie Pfützen und Gossen; und weil die lebendige und natürliche Luft in ihm verdünnt wird, kann auch die Speise nicht in der rechten und natürlichen Weise durchgekocht werden, weshalb sie ihn halbgekocht und wie ein dünner Fluß wieder verläßt.

Einige äußerst zarte und blutführende Gefäße umgeben die Haut, jene Membran, in der das Gehirn aufgehoben ist; diese sind anderen größeren Gefäßen angeheftet, welche zum Herzen und zur Leber wie auch zu den Lungen, zum Magen und seinen ganzen Eingeweiden heruntersteigen und das Blut so den größeren Gefäßen entrichten, wie gewisse kleine Bäche es tun, die ihr Wasser den größeren Strömen zutragen. Die größeren Gefäße aber sind wie große Ströme, die ihre Fluten durch das Land tragen, und wie Kanäle, die das Wasser in die Gebäude leiten und von dort wieder wegführen. Wenn also bei einem Menschen die schlechten Säfte überhandgenommen und die in ihm liegenden Fieberarten in Bewegung versetzt haben, dann veranstalten sie in ihm sozusagen eine ordnungswidrige Überschwemmung, die dann einen dicken und schlechten Rauch zu seinem Gehirn aufsteigen läßt und die jene Gefäße, die das Gehirn umgeben, in ihrer Gesamtheit zu einer verkehrten Strömung veranlassen. Dann strömt das Blut darin übermäßig aus, erregt die größeren Gefäße, mit denen sie bekanntlich verknüpft sind, ebenfalls in ihrer Gesamtheit, so daß auch diese in verkehrter Strömung sich ergießen, ihr Blut durch den ganzen Organismus fließen lassen und dabei auch auf die Eingeweide und über den Verdauungsvorgang hin ausschütten. So macht dies Blut, in den Gedärmen und Eingeweiden mit den Verdauungsprodukten durchmischt, die Verdauung blutig, so daß schon einmal sogar Blut mit den Verdauungsprodukten austritt.

Wenn schlechte, geronnene und giftige Säfte in einem Menschen überhandgenommen haben, dann verlegen sie dem Blut, das durch die Gefäße im Organismus sich verteilt, den rechten Weg und zwingen dieses Blut, in lebenswichtige Organe und Eingeweide auf unrichtige Art einzutreten; infolgedessen



wirft dieser Mensch durch Stuhl wie Erbrechen Blut aus und trocknet inwendig aus. Andere schlechte Säfte, die wässerig und dünn sind, nehmen bisweilen im Menschen überhand und stellen sich dem Blut in den Gefäßen entgegen; so bewirken sie, daß auch ohne Verdauungsprodukte Blut aus dem Hinterteil (per posteriora) austritt, sie bringen den Menschen in Gefahr und führen zur Austrocknung seiner Lebenskraft (in ariditatem vitae ducunt). Sind sie aber mit Ausscheidung von Nahrung aus dem After ausgetreten, dann reinigen sie oftmals den Menschen und stellen seine Gesundheit wieder her (restituunt).

Manche Menschen haben so viel Bitteres in ihrem Herzen und ihren Gedanken, daß diese Bitterkeit die Milz zusammenzieht und austrocknet, weshalb auch der gesunde Saft, der die Milz ernähren soll, auf einem unnatürlichen Wege auf die Lunge übergeht und dort zusammen mit Blut zur Gerinnung kommt; und so bricht und hustet dieser Mensch bisweilen unter Lebensgefahr Blut aus. Andere Menschen gibt es, die sind traurig und haben ein betrübtes Herz; solche Traurigkeit zieht die inneren kleinen Gefäße, welche das Blut durch den Körper leiten, zusammen, so daß einige von ihnen etwas verletzt werden. Daher gibt es dann tropfenweise Blut von sich in die inneren Organe; auch so kommt es vor, daß der Mensch schon einmal Blut erbricht. Hat er aber die Heiterkeit und den Frohsinn seines Gemütes wieder erlangt, dann kehrt auch das kleine Gefäß wieder in seinen gesunden Zustand zurück, und der Mensch hört auf, Blut zu erbrechen.

Wenn Menschen sich in ihren Mahlzeiten über das Maß enthaltsam zeigen, so daß sie ihrem Leib die gerechte und entsprechende Erquickung beim Essen nicht gönnen und dabei die einen unbeständig und leichtlebig in ihrer Gesittung, andere dagegen von vielen und starken Mühsalen bedrückt sind, dann kann es oftmals geschehen, daß gleichsam Unwetter in ihren Körpern entstehen, weil die Elemente, die in ihnen sind, auf eine entgegengesetzte Weise erregt werden. Wenn nämlich Feuer und Wasser in den ebenerwähnten Menschen einander entgegenwirken, passiert es oft, daß sie in irgend einem Gelenk oder sonstwie einem Organ in paradoxer Wirkungsweise aufeinandertreffen und an der Stelle eine Beule (pustula) mit einer Gewebsschwellung (tumor) entstehen lassen. Von diesen Beulen kennt man drei verschiedene Arten:

Die eine ist von fast schwarzer Farbe; sie schwillt durch zu starke Kraft der Hitze an, ist lebensgefährlich für den Menschen und bedroht ihn mit dem Tode, etwa einem Wolkenbruch vergleichbar, der alles zerstört und zunichte macht, worüber er hereingebrochen ist. Die zweite Art ist mehr grau; sie ist entstanden aus dem Ansturm der eben aufgeführten Elemente, die gleichsam Blitze und jähe Regengüsse aussenden, die zwar dem Körper schaden, ohne ihn aber gleich zu töten, wie ja auch ein Hagelschlag die Früchte schädigt, aber ihre Wurzeln nicht ausreißen kann. Eine Art ist schließlich weißlich gefärbt; sie erhebt sich im Menschen durch zu starke Aufwallung der Elemente, wie ja

auch Flüsse übermäßig anschwellen können; diese schwächt zwar den Körper, vermag ihn aber nicht gänzlich anzugreifen, so wie auch ein jähes Anfluten und Überlaufen der Flüsse zwar einzelne Landstriche und Erntefelder zu überfluten vermag, diese aber nicht gänzlich wegschwemmt. Die Beule aber, welche als die schwarze beschrieben ist, ist gefährlich und beinahe nicht heilbar, die graue und die weißliche sind etwas leichter als die schwarze und können geheilt werden.

Durch die verschiedenartigen Säfte, gute wie schlechte, schwellen Gewebe und Gefäße des Menschen an, wie das Mehl durch Hefe aufgetrieben wird und aufquillt. Die Säfte aber, die vom Herzen, der Leber, der Lunge, vom Magen und anderen inneren Organen stammen, werden oft schwerfällig, schlüpfrig und lauwarm, falls sie sich einmal in einer falschen Widersprüchlichkeit und im Übermaß entwickeln. Wenn sie dann im Menschen zurückbleiben, bringen sie ihm Krankheit. Brechen sie aber aus ihm heraus, dann machen sie ihn gesünder. Wenn sie an eine oder mehrere Stellen im Menschen gefallen sind, so daß sie dort ein oder mehrere Geschwüre verursachen, dann soll der Mensch abwarten, bis sie dort zur Reife kommen, damit sie dort ausfließen können und er nicht, wenn sie inwendig bleiben, noch schwerer daran zu leiden hat. Sind aber diese Säfte im Reifezustand zum Ausfluß gekommen, dann soll der Mensch eine Behandlung mit Salben anwenden.

Wenn aber die schlechten Säfte als Ausschlag (scabies) am ganzen Körper des Menschen ausgebrochen sind, dann soll er gleichfalls eine Zeitlang bis zur Reife und zum Ausfluß abwarten, bis also die Haut zwischen den Geschwüren eine Rötung bekommt und austrocknet; dann soll er geeignete Salben anwenden, damit nicht durch zu langes Abwarten die Haut durch die Verschwärung noch schmerzhafter wird und der Fäulnis verfällt.

Die sogenannte Gelbsucht (pestitis ictericia) entsteht aus Überfluß an Galle, wenn durch kranke Säfte, Fieber und durch starken, andauernden Zorn die Galle ausfließt. Diesen Erguß der Galle nehmen die Leber und die übrigen Eingeweide auf; er durchdringt aber auch die übrigen Gewebe des Organismus derart, wie ein scharfer Essig ein neues Gefäß durchdringt, und schädigt den Menschen. So kann sie schon durch ihre naturwidrige Verfärbung am Menschen leicht erkannt werden.

Wie der Körper des Menschen nie ohne eine Tätigkeit (opus) ist und es nie unterläßt, sich irgend einem Werk hinzugeben, so hat auch die Seele im Menschen ihrer Natur nach die Aufgabe, sich mitunter, durch das verschiedenartige Wirken des Körpers mit Verdruß erfüllt, von ihrem Wirkbereich zurückzuziehen und so zu tun, als schlief sie; so hört auch schon einmal eine Mühle, durch zu großen Aufprall von Wasser an irgend einer Stelle zerbrochen, eine

Zeitlang mit ihrer Arbeit auf. Genau so verhält sich die Seele zwischendurch in der Stille des Schweigens, bis ihr Leib von irgendeiner Scheu oder irgendwelchen Schrecken wieder gezwungen und bedrängt wird. Dann bekommt die Seele ihre Kräfte wieder zurück, nimmt ihre Bahn wieder auf und wird wieder wach. Und dann ist es jenem Menschen zumute, als habe er eine neue Existenz und gleichsam einen neuen Charakter.

Einige Menschen haben von Natur aus Neigung zum Zorn. Wenn die Seele solcher Leute, voll innerlichen Überdruß, sich gleichwohl in Ruhe und Schweigen verhält, dann kann es geschehen, daß ihnen aus ihrem Zorn irgendein Nachteil erwächst; aus diesem wird dann ihr körperlicher Zustand unter Druck gesetzt; auf solche Weise nimmt die Seele aber ihre Kräfte wieder in die Hand und steht wieder auf. Anderen Menschen kann es oftmals geschehen, daß, während ihre Seelen voll Überdruß sich ruhig und schweigend verhalten, ihre Körper durch irgendwelche Belästigungen unter Druck gesetzt werden: so gereizt, nehmen diese Seelen ihre früheren Kräfte wieder auf (übernehmen wieder die Führung) und kommen wieder zu sich. Auch bei einer weiteren Gattung von Menschen gibt es diesen Zustand, daß von all der Mühsal und vor lauter Überdruß ihre Seelen bedrückt sind und sich ruhig verhalten, wobei dann ihre Körper durch eine Art von Ungeduld oder Zweifelssucht gelähmt sind; dann erheben sich die Seelen, die in ihnen jetzt eben eingeschlafen waren, durch den Reiz wieder zu ihren früheren Kräften.

Schließlich gibt es Menschen, die rein aus ihrer Veranlagung heraus häufiger im Zorn entbrennen. Der Zorn, der in ihnen steckt, erregt oftmals ihr ganzes Blutssystem zu einer blutvollen und gewaltigen Überschwemmung; durch diese Überflutung befällt eine Art von Dunst und Feuchtigkeit ihr Gehirn und läßt sie rasend werden, da auch ihr Bewußtsein (*scientia*) beeinträchtigt wird. Wenn solche Menschen einmal zum Zorn gereizt und von alltäglichen Schwierigkeiten behelligt werden, dann richtet der Teufel sein Augenmerk darauf und verwirrt sie mit dem Hauch seiner Einflüsterung. Die Seele sinkt dann in ihnen ermattet zusammen und zieht sich zurück, während der Körper zusammenbricht und so lange daliegt, bis die Seele ihre Kräfte wiedergewonnen hat und sich erheben kann. Die an solchem Übel leiden, haben einen zornmütigen Blick und Gesichtsausdruck und auch zornige Bewegungen. Während sie zu Boden stürzen, stoßen sie manchmal einen unnatürlichen Schrei aus. Doch passiert ihnen der geschilderte krankhafte Zustand nur selten, er kann allerdings auch nur mühsam im Zaum gehalten werden.

Aus dem gleichen Zustandsbild gibt es noch eine andere Art von Kranken: unbeständig in ihrer Art, leichtfertig im Lebenswandel und unduldsam, bringen sie ihre Seele, die sich bei solcher Gesinnung maßlos erschöpft, dazu, daß sie sich häufig in ihnen zurückzieht und ans Unterliegen kommt. Der Seelenkräfte gleichsam beraubt, stürzt ihr Körper dann zu Boden und bleibt wie tot liegen,

bis die Seele wieder zu Kräften kommt. Solche Menschen haben einen gewinnenden Gesichtsausdruck und ein verbindliches Wesen. Werden sie von der Krankheit zu Boden geworfen, geben sie auch wohl schon einmal einen Schrei von sich, aber mehr mit einer kläglichen und natürlich klingenden Stimme; auch werfen sie viel Schaum aus ihrem Mund aus; gleichwohl aber kann ihnen leicht geholfen werden.

Bei Menschen, die ihrer Anlage nach kein Fett auf dem Leibe haben, vielmehr mager sind und von trauriger Gemütsart, überdies von vielfältigen Gedankengängen beansprucht, trocknet diese Traurigkeit das Blut aus; die schwerwiegenden und vielfältigen Gedanken in ihrem Innern vermindern übermäßig das Phlegma in ihrem Organismus, und so kommt es denn, daß das Wasser in ihnen zunimmt und das Übergewicht bekommt. Blut und Phlegma nämlich, wenn sie im Organismus eingetrocknet sind, scheiden die Endprodukte ihres Stoffwechsels (*faeces digestionis*) zur Blase und im Harn aus; wenn dann aber die Blase ihre natürliche Hitze aus Blut und Phlegma nicht hat, kann sie den Harn nicht genügend auskochen und scheidet ihn roh und ungekocht nicht an seiner natürlichen Stelle aus, sondern ergießt ihn gegen alle Natur zwischen Haut und Fleisch. Denn sobald bei solchen Leuten das Blut verjagt und das Phlegma vermindert wird, kommt das Wasser zum Durchbruch und läßt den ganzen Körper aufschwellen. Weil das Blut in ihnen eingetrocknet und das Phlegma ausgedörrt ist, leiden sie immerfort an Durst, da ja, was sie auch trinken, nicht in Blut und Phlegma umgewandelt wird, sondern in Gewebwasser. Sobald bei einem solchen Kranken das Wasser unter der Haut erscheint, muß man ihm mit einer Arznei zu Hilfe kommen; wartet man nämlich zu lange ab, dann wandelt sich das Wasser in eine laue Flüssigkeit um und nimmt eine blutartige Färbung an, die mit Zersetzungsprodukten vermischt ist (*tabe permixtus*), und so kommt der Mensch in große Gefahr.

Menschen aber von mittlerer Konstitution, die in ihrer Muskulatur nicht zu fett und nicht zu mager sind, haben auch meist einen mittleren Flüssigkeitshaushalt und werden selten von jenem Krankheitsbild, das man „*vich*“ nennt, befallen, weil ja die Säfte, aus denen dieses Übel kommt, in ihnen nicht übermäßig anzutreffen sind. Menschen aber, die allzu fett oder allzu mager sind, leiden oft an einem Übermaß von schlechten Säften, weil sie nicht die rechte Beschaffenheit und Ausgewogenheit in sich tragen; so kommt es, daß sich zuweilen vom Herzen, von der Leber, der Lunge, vom Magen und von den Eingeweiden aus die schlechten Säfte erheben; diese dehnen sich dann auf die Schwarzgalle aus und lassen dort einen Dunst und einen äußerst schlimmen „*livor*“ im Organismus entstehen. Das ist so, wie wenn mitunter bei einem stehenden, nicht strömenden Gewässer fauliger Schlamm das Ufer überwuchert und überschwemmt. Dieser „*livor*“ gelangt dann entweder in die Nähe des Magens oder der Eingeweide oder sonst an eine Stelle zwischen Haut und Fleisch und lagert

sich dort ab; dort quält er dann jenen Menschen mit ungemeiner Schärfe, so als ob er ihn zerreißen und fressen wollte. Er hat aber nicht den Lebensgeist in sich, als wenn er den Menschen wirklich verzehren könnte, sondern nur diese Art von scharfer Bitterkeit. Gleichsam Augen erscheinen in ihm, und er liegt im Fleisch des Menschen wie eine Linse in ihrem Gewebe. Manchmal zieht sich dieser „livor“ in die Länge, manchmal rollt er sich auch zur Kugelgestalt, etwa wie Eidotter, zusammen, und bisweilen liefert er einen Schaum, der sich über den ganzen Organismus verbreitet und dem Menschen Schmerzen zufügt. Greift dieser Schaum einmal auf den Magen über, dann läßt er in ihm eine gewisse Art von Würmern herausprudeln und gewisse besonders bösartige, winzige Läuse (pediculi = Kleinstlebewesen?) in seinem Gewebe entstehen. Dort, wo sich jener „livor“ im Organismus abgelagert hat, können aus dem eben erwähnten Schaum äußerst feine Würmchen, die man „tarmi“ nennt (eine Art Termiten, Holzwürmer, Speckmaden), entstehen, wie auch manchmal solch kleine Würmchen in einem Wasser auftreten, das zum Stehen gekommen ist und nicht mehr abfließt. Wenn dann diese kleinen Würmchen im Menschen zurückbleiben und nicht mehr aus dem Organismus herauskönnen, fügen sie ihm schweren Schaden zu. Aus den schädlichen und schlechten Säften, die sich im Organismus wie Gift auswirken und die wie „livor“ sich im Menschen zusammenziehen und die in eine schadenbringende Länge ausgezogen werden können wie ein lauwärmer und verdorbener Wein, können leicht im Menschen Würmer entstehen, besonders bei Säuglingen und Kleinkindern, weil deren Säfte noch etwas mit Milch vermischt sind. Dagegen entstehen im Menschen keine Würmer aus den gewöhnlichen Säften noch aus jenen Säften, die sauer wie Essig sind; sollten sie dennoch einmal bei Leuten, die einen regelrechten Lebenswandel führen, entstehen, so verschwinden sie doch binnen kurzem wieder. Wenn aber solcherart Würmer im Organismus zum Auswachsen kommen, dann bringen sie ihn von Kräften.

Bestimmte Menschen haben einen graziilen Knochenbau, ebensolche Gliedmaßen und ein feines Gefäßsystem, dabei aber ein fettes, gesundes und gut entwickeltes Gewebe, das weder zu verstopft ist noch zu offen daliegt. Sie haben ein festes Mark, in der richtigen Wärme temperiert, und daher auch eine feste und leistungsfähige Gesinnung, die allerdings in eitlen Übermut ausarten kann; auch sind sie leicht zu beeindrucken und zartfühlend. Weil sie ein so vollwertiges Mark besitzen, haben sie auch ein festes, aber feingebautes, weißes und gesundes Fett und sind frei von Läusen. Scheidet aber dieses Fett einmal Schweiß aus, so läßt dieser Schweiß an der äußeren Haut vereinzelt Ungeziefer (pediculi) entstehen und unterhält es auch.

Dann gibt es Menschen mit derbem Knochenbau, plumpen Gliedmaßen und grobem Gefäßsystem, während ihr Mark nur wenig entwickelt ist und nicht besonders brennt; wegen dieser Schwäche ihres Markes haben sie einen nur mäßigen Verstand, legen Völlerei an den Tag und essen oft, können aber für kurze

Zeit tüchtig arbeiten, ohne es lange dabei auszuhalten, weil ihr Gewebe ziemlich durchlässig ist, gleichsam lauwarm, und weil ihr Gefäßsystem weithin zusammengezogen ist. Weil sie ein unterentwickeltes Mark haben, ist auch ihr Fettgewebe um so dünner und schwächer. Schwitzen sie einmal, dann dringt ihr Schweiß rasch durch das Gewebe, weil es durchlässig ist, und läßt im Gewebe eine Menge Läuse entstehen, die übermäßig aus dem Menschen herausprudeln. Gleichwohl sind solche Leute nicht besonders schwächlich und können mitunter lange leben.

Noch andere Menschen besitzen grobe Knochen, plumpe Gliedmaßen und ein derbes Gefäßsystem, dabei aber ein festes, fettes Mark. Und weil ihre Knochen so von festem, brennendem Mark angefüllt sind, sind sie wegen dieser Festigkeit, Fettigkeit und Menge des Marks klug und tüchtig; auch ihr Gewebe ist gut entwickelt und ziemlich derb und wenig durchlässig, weil es von straffen Blutgefäßen durchzogen ist. Genau wie bei einem Netz die einzelnen Fäden ineinander sich verflechten, so sind auch hier die Gefäße innerhalb des ganzen Organismus untereinander verbunden. Und weil ihr Gewebe so derb und stark ist, liefern sie nur wenig und dünnen Schweiß, halten doch die groben und starken Gefäße das Gewebe so zusammen, daß es nur geringfügig Schweiß ausscheiden kann. Durch die große Menge und die Hitze des Marks und infolge des Überschusses an Säften, die in ihnen sind und die nicht austreten können, wird das Körperfett mitunter in die rote Farbe des Blutes umgewandelt und ist dann schwach und nicht gesund. Dann wachsen in ihm reichlich Läuse, die aus dem Gewebe keinen Ausweg finden und so im Körperfett zurückbleiben, um dies allerorts zu durchbohren und aufzuzehren. Aus diesem Grunde haben solche Menschen an ihrem Leibe manches auszustehen und wissen nicht einmal, woran sie leiden; sie werden träge, haben an nichts mehr recht Lust, essen wenig, leiden öfters an Herzanfällen; auch lassen sie in ihren Allgemeinkräften nach und bekommen eine fahle Gesichtsfarbe, die aber mehr grünlich als wachsbleich aussieht. Solche Menschen können nicht lange leben, sondern sterben rasch dahin, weil ihr Fettgewebe, so wie weiter oben beschrieben, inwendig von den Läusen geschädigt wurde.

Ein Mensch, in der Blüte seiner Lebensjahre, mit weichem, saftreichem Gewebe, der zudem noch allerlei wohlschmeckende Speisen regelmäßig zu sich nimmt und schweren, guten Wein, der zieht sich leicht den Blasenstein (calculus) zu. Denn aus den eben genannten Speisen und Getränken gerinnt, zumal sein Gewebe weich und feucht ist, eine Art von Bodensatz (faex) an der Stelle, wo der Harn auszufließen pflegt, und verhärtet sich zu einem Stein. Durch die Wärme und Kraft des Harns aber ist er ziemlich weich, solange er sich noch im Menschen befindet; so kann dieser, wenn auch beschwerlich, den Harn langsam und in geringer Menge von sich geben. Wenn nämlich der Stein schon innerhalb des Organismus hart werden würde, müßte der Mensch bald sterben. So ver-

hält es sich beim Weibe wie beim Mann; der männliche Harn aber ist stärker wie der des Weibes; dennoch leidet der Mann stärker daran als das Weib. Wenn aber Kinder oder Säuglinge vom Stein geplagt werden, kommt dies von der schlechten und unbrauchbaren Milch der Ammen, mit der sie ernährt wurden und noch ernährt werden. Denn wenn die Amme nicht gesund ist oder wenn sie häufig verschiedenste Speisen und Getränke und starken Wein genießt, verliert die Milch ihren rechten Geschmack und wird sozusagen übelriechend; solche Milch erzeugt dann jenes schlechtriachende Gerinnsel am Ort der Harnausscheidung sowohl beim Kind wie auch beim Säugling; und dieses verhärtet sich dann zu einem Blasenstein.

Bei Menschen, die gesund und kräftig gebaut sind, dabei auch starke Sehnen haben, die aber zum Trunk neigen und gierig nach Fleischspeisen und anderen wohlschmeckenden Mahlzeiten und Getränken sind, nimmt das Blut eine wächserne Farbe an und verdickt sich nach und nach. Und weil es wegen der Verdickung nicht mehr den rechten Lauf nehmen kann, auch nicht durch Fieber und sonstige Schwächezustände verdünnt wird, da solche Leute ja gesund sind, dringt es durch ihre Gewebe und ihre Haut und verseucht sie mit einem schädlichen Saft, macht sie gleichsam schmutzig und erfüllt sie mit Geschwüren.

Aber auch bei armen Leuten, die gesund an ihrem Leib sind und die die gleiche Neigung zu Völlerei haben, wengleich sie auserlesene Speisen und Getränke nicht dauernd zu sich nehmen können, wird sich in drei oder zwei, ja schon in einer Woche der obenbeschriebene Leidenszustand bilden, wenn sie die Speisen und Getränke, die ihnen zur Verfügung stehen, in unordentlicher Weise nach Schlemmerart zu sich nehmen. Das gleiche kann man schon bei Jugendlichen und Kindern beobachten. Denn von Fleischspeisen, verschiedenartiger Milch wie auch vom starken Wein nimmt diese Krankheit oft zu, dagegen nicht von Brot oder Gemüse und auch nicht vom Bier.

Es gibt nun andere Menschen, die eine derbe Beschaffenheit der Körpergewebe haben und die eine Anlage zu Jähzorn besitzen; deren Zorn vermag das Blut in ihrem Innern derart zu bewegen, daß es in die Gegend der Leber strömt; die Härte dieser Leber und deren Blut vermischen sich mit jenem Blut, so daß es sich durch den gesamten Organismus verteilen kann und Gewebe und Haut durchdringt, bis schließlich seine Haut aufreißt und seine Nase zu schwellen anfängt und unter Rissigwerden aufquillt.

Eine andere Art von Menschen ist in ihrer Wollust unenthaltlich; sie üben in keiner Weise Zucht und trachten auch nicht danach. Daher wird ihr Blut zu häufig und in unregelmäßiger Weise in Erschütterungen versetzt, gleichsam wie der Inhalt eines Topfes auf dem Feuer, der weder richtig durchsiedet noch auch völlig kalt ist und der deshalb allen Unrat bei sich behält, weil er zu schwach ist, ihn herauszuwerfen. Wenn nun diese Menschen derart in Wollust brennen,

daß ihr Blut häufig in unregelmäßiger Weise erschüttert wird, so daß es weder die rechten Bluteigenschaften haben kann noch richtiges Wasser oder richtiger Schaum ist, dann wird es in einen verderblichen „livor“ und in eine zersetzende Flüssigkeit (tabes) umgewandelt, richtet so das Gewebe und die Haut des Menschen zugrunde und verursacht geschwürige Veränderungen.

Derartige Krankheitsbilder aber lassen sich in folgender Weise unterscheiden:

Der Aussatz (lepra), der von Schlemmerei und Trunksucht herrührt, läßt rötliche Geschwülste (tumores) und rötliche Hautausschläge (ebullitiones) entstehen, die den Drachengeschwülsten (dragunculae) ähneln. Der durch die Leber verursachte Aussatz macht an der Haut und im Gewebe des Menschen bis auf die Knochen herab Risse und schwarzgefärbte Stellen. Aussatz aber als Folge der Wollust verursacht breitflächige Geschwüre, einer Baumrinde ähnlich, während unter ihnen die Gewebe rötlich gefärbt erscheinen.

Die beiden erstgenannten Arten sind nur schwer zu heilen, die dritte dagegen ist leicht wieder in Ordnung zu bringen.

Menschen mit weichem und grobporigem Gewebe, welche dem starken Wein in übermäßiger Trunksucht ergeben sind, werden häufig von einem Leiden heimgesucht, das man „gutta“ nennt. Bei Leuten mit weichlichem Gewebe fallen nämlich infolge der unmäßigen Trunksucht die schlechten Säfte in ihrem Innern plötzlich über irgendein Organ her und zerstören es, so wie brennende Pfeile oder gewaltige, unvorhergesehene Überschwemmungen, die zuweilen die Mühlen und andere Gebäude in der Nähe vernichten. In gleicher Weise würden diese Säfte jene Organe, über die sie herfallen, zerstören, wenn es nicht die Gnade Gottes und der Lebensgeist in ihrem Organismus verhinderten. Gleichwohl zerstören sie doch manches Organ und machen es unbrauchbar, als wenn es schon abgestorben wäre.

Oft kommt es auch vor, daß die Unwetter und Stürme der schlechten Säfte über ein Organ des Menschen herfallen und dort in ihrer Blindheit den Blutstrom innerhalb der Gefäße verschließen, so daß es dort in den Gefäßen nicht mehr fließen kann; infolgedessen trocknen diese Gefäße ein, weil ihnen das strömende Blut fehlt. Und so beginnt jener Mensch dann zu hinken.

Weil der Mensch aus den Elementen geschaffen ist, wird er auch durch die Elemente unterhalten, lebt im Verkehr mit ihnen und unterhält sich mit ihnen (in eis ac cum eis conversatur). Daher hat der Mensch in sich die verschiedenartigen Fieberzustände von den verschiedenartigen Zuständen der Luft und der übrigen Elemente her, das heißt von der Wärme, der Kälte, der Feuchtigkeit, welche ihn an sich nicht herunterbringen und ihm keinen Schaden zufügen, vielmehr ihm zur Gesundheit dienen, da sie Brust, Magen und alle seine inneren Eingeweide durch Schweiß und Harn reinigen, wenn sie nur ihr Maß

nicht überschreiten, wie ja auch der Zustand der Luft im Mittelmaß in seinen Grenzen bleibt.

Wenn nun in der Luft sich allzu große und ungewöhnliche Hitze erhoben hat, dann können bei einigen Menschen jene Fieberzustände, übermäßig sich entzündend, in ein hitziges Fieber (*acuta febris*) übergehen. Im Falle einer allzu starken Kälte der Luft aber werden sie durch die Kälte so zusammengezogen, daß sie ein Dreitagefieber verursachen. Bei feuchter Beschaffenheit der Luft endlich, die dann auch wäßrig ist und übel riecht, werden sie oft in ein derartiges schleimiges Gerinnsel (*livosa coagulatio*) umgewandelt, daß daraus bei einigen Menschen das Viertagefieber entspringt.

Menschen aber, die körperlich gesund sind und nicht so labile Säfte haben, die mit Leichtigkeit hierhin und dorthin getrieben werden können, werden zuweilen infolge der wenig gemäßigten Wärme der Luft krank, während sie bei der rechten Wärme der Luft und deren Ruhezustand gesund sind. Leiden sie einmal an einem hitzigen Fieber und ist es Gottes Wille, daß sie genesen, so werfen sie am fünften oder siebten Tage unter Schmerzen Schweiß aus und genesen dann rasch, weil sie auch schon zuvor körperlich gesund waren. Menschen aber mit einem labilen Säftehaushalt, die keinerlei Stetigkeit rechtmäßigen Verhaltens weder in der Wärme noch in der Kälte noch in der Trockenheit noch in der Feuchtigkeit einhalten, deren Säfte vielmehr der Wechselhaftigkeit der Luft gleich hierhin und dorthin im Organismus geworfen werden, so wie manche Flüsse und Wasserwellen, die reichlich das Land verwüsten, und wie Eis, das nicht ordentlich durchgefroren ist und noch brüchig blieb: solche Leute werden durch derartige Säfte von der Lähmung, die man Gicht nennt (*paralysis, id est gutta*), befallen. Haben sie einmal das hitzige Fieber gehabt und sollte mit Gottes Gnade ihr Leben noch verlängert werden, dann werden sie oftmals, ehe sie unter Schmerzen zu schwitzen anfangen, in ihren Beschwerden bis zum zwanzigsten oder dreißigsten Tag oder noch länger daliegen, weil sie schon vorher so schwächlich und hilflos gewesen waren. Wenn nämlich ein Mensch in allerlei Mühsal und Bedrückungen wie auch an den Folgen von zu vielerlei Speise und Trank leidet, so daß durch diese verschiedenartigen Zustände von Speise und Trank verschiedenartige Säfte und „livores“ sich in ihm ansammeln konnten, dann erliegt die durch solche Verschiedenartigkeiten in ihm erschütterte und ermüdete Seele, so daß sie ihre Lebensregungen (*vitalis motus*) in gewissem Grade einstellt.

So geraten die schädlichen Säfte im Organismus in Bewegung und lassen die Fieberzustände anwachsen, weil die Seele ihre Lebensbewegungen eingeschränkt hat. Als Folge davon nimmt auch das Blut im Menschen ab, und die Eingeweide und andere innere Organe trocknen aus. Die Wärme, die in der Leber und in den übrigen inneren Organen lebensnotwendig ist, geht auf die äußere Haut über, indes die innere Kälte im Inneren des Organismus zurückbleibt.

Die Seele liegt dann im Körper da, recht bedrückt, und wartet zweifelnd ab, ob sie schon ihren Leib verlassen oder noch in ihm bleiben soll. So verhält sie sich meistens bis zu sieben Tagen, weil sie bis dahin sich von jenen Säften und „livores“ nicht losmachen konnte. Sobald sie dann aber merkt, daß der Ansturm jener Säfte mit Gottes Hilfe etwas nachzulassen beginnt, begreift sie, daß sie sich nun von ihnen losmachen kann: dann sammelt sie ihre Kräfte wieder und treibt jene Säfte und „livores“ mit Hilfe des Schweißes aus dem Organismus heraus. Und so gewinnt der Mensch seine Gesundheit wieder.

Oft geschieht es, daß die Seele wegen allzu großer Hitze oder Kälte dieser Säfte diese mit dem Schwitzen nicht völlig heraustreiben kann, sich auch in ähnlicher Weise durch frohe oder traurige Stimmung des Menschen oder Zorn oder Angst zurückzieht, von Zittern geschüttelt (*Schüttelfrost*) und abermals in Untätigkeit daliegt. Es kann dann manchmal bis zum dritten, fünften, siebten oder dreißigsten Morgen oder auch ein paar Tage mehr oder weniger dauern, wie schon geschildert, bis die Seele wieder spürt, daß sie mit Gottes Hilfe ihre Kräfte aufnehmen und den Körper wiederherstellen kann. Wenn solch ein Mensch wieder zur vollen leiblichen Gesundheit gelangt sein wird, dann wird er in der Folge weniger auszustehen haben als bisher, weil die Säfte, die vorher in ihm waren, durch den ersten Schweißausbruch schon einigermaßen an Menge eingebüßt haben. Wenn aber die Seele dermaßen in die schädlichen Säfte und „livores“ verstrickt ist, daß sie es nicht mehr vermag, diese aus dem Körper des Menschen herauszujagen, zumal wenn sie spürt, daß die Gnade Gottes ihr dabei nicht mehr zur Seite steht, dann gibt sie sich geschlagen und verläßt gemäß dem göttlichen Beschluß ihren Leib.

Wenn ein Mensch das hitzige Fieber hat, sind die Säfte in seinem Innern in heftig brennende Glut versetzt, und die Hitze dieser Säfte läßt nicht zu, daß der Mensch noch weiter Nahrung zu sich nimmt. Dagegen zwingt sie ihn wegen der allzu großen Ausdörrung seines Innern zum Trinken, weshalb er ruhig Wasser trinken soll, damit er weniger zu leiden hat. Nachdem aber das hitzige Fieber den Menschen befallen hat, ist es nicht mehr ratsam, Arzneien zu sich zu nehmen, etwa um es zu vertreiben, weil es ihn doch bis zum Schweißausbruch noch nicht völlig verläßt. Im Gegenteil wird es je nach dem eingenommenen Medikament sich nur um so länger in ihm verbergen und ihn nur noch kranker machen, weil die schädlichen Säfte nun nicht mehr so offen und so, wie sie es rechtmäßig müßten, herausgetrieben werden können.

Fieberzustände können zuweilen auch durch allzu vieles Essen und Trinken entstehen, desgleichen durch zu langes Schlafen oder infolge von Langeweile und Faulheit, wenn der Mensch rein gar nichts zu tun hat.

Das tägliche Fieber entsteht aus einem Überfluß an Wasser, das heißt an Phlegma, und zwar dem schaumigen, ferner aus ungesunder Nahrung und

reichlichem Weingenuß. Das Fieber aber, das jeden zweiten Tag den Menschen plagt, entwickelt sich aus der überschüssigen und schwächlichen Beschaffenheit der Luft, das heißt dem Feuchten. Das dreitägige Fieber endlich erwächst aus einer zu großen Trockenheit, also dem Feurigen; das Viertagefieber erhebt sich aus zuviel Schwarzgalle.

Ein Mensch mit weichlichem Körpergewebe, bei dem das Schaumige, das spröde, lauwarm und schwächlich ist, überhandnimmt, zieht sich leicht Würmer in seinem Gewebe zu. Weil nämlich sein Gewebe so weich und der Schaum darin schwächlich und spröde ist, schießen leicht Geschwüre in ihm auf (pustulae ebullunt), in denen sich rasch der Wurm entwickeln kann, der dann den Menschen schädigt.

Wie einem Käse, der in seinem Gefäß gepreßt liegt, immer so lange geronnene Milch zugesetzt wird, bis er völlig zubereitet ist, so muß auch dem Säugling und dem Kleinkinde dauernd Speise und Trank gereicht werden, bis es zum reifen Lebensalter gediehen ist; sonst könnten ja der Säugling und das Kind nicht heranwachsen und müßten zugrunde gehen. Aber auch dem Greis und einem Erschöpften sollen Speise und Trank gereicht werden, damit die Verluste in Blut und Gewebe in seinem Organismus durch Nahrung ergänzt werden.

Der Mensch ist nämlich in dieser Hinsicht wie die Erde. Hat die Erde zuviel Feuchtigkeit bekommen, wird sie dadurch Schaden nehmen; ist sie dagegen nur von wenig oder gar keiner Feuchte berührt worden, ist es gleichfalls für ihre Fruchtbarkeit nicht zuträglich. Hat sie aber die angemessene Feuchtigkeit erhalten, dann bekommt ihr das gut.

Genau so ist es beim Menschen. Hat der Mensch an vieler und reichlicher und zu flüssiger Feuchtigkeit zu leiden, sei es in den Augen, Ohren, an Nase, Mund, so wird er dadurch mehr krank wie gesund. Wenn er aber mäßige oder gar keine strömende Feuchtigkeit an diesen Organen bekommt, so ist dies für ihn gefährlich. Hat er aber in angemessener Weise seine Feuchtigkeit, so dient es ihm zur Gesundheit.

*Hildegards spezielle Pathologie lehnt sich eng an die Vorgänge im Stoffwechsel an. Hier, wo das Lebensmaterial durchgekocht wird, entstehen körperliche Schlacken und seelische Mißstände; hier wird zurückgehalten, einverleibt und ausgestoßen, in falsche Bahnen gelenkt und wieder reguliert. Vermittler ist das Blutsystem. Es besteht aus dem eigentlichen roten Blutstoff (sanguis), aus einem wäßrigen Anteil (tabes), aus einem weiteren Stoff, den Hildegard „livor“ nennt und der vermutlich rein pathologischen Charakter hat, sowie aus den Kardinalsäften. Aus den quantitativen und qualitativen Mischungsverhältnissen entsteht entweder der direkte Schaden oder eine Diathese, in der die komplexen Schädigungsfaktoren ein Krankheitsbild vorbereiten. Die dar-*

*aus resultierenden Bilder sind nicht von unserem pathologisch-anatomisch geschulten Blick aus zu fassen. Am besten läßt man sich von der schlichten Beschreibung leiten, ohne zu versuchen, die Termini einer modernen Nomenklatur anzugleichen.*

*Rausch, Erbrechen, Durchfälle sind solche einfach beobachteten Bilder. Als Beispiel für die Stoffwechselkrankheiten sei die Gelbsucht herausgegriffen. Es handelt sich um ein Überfließen der Galle, wie es ätiologisch durch bestimmte Säftekomplexion, durch fiebrige Zustände oder auch durch psychogene Faktoren bedingt wird. Die Diagnose wird nach dem Hauptsymptom, dem Gelbwerden der Haut, gestellt. Pathogenetisch liegt ein Erguß der Galle in Leber und Eingeweide zugrunde, wobei der Gallenstoff die Organe und Körpergewebe wie mit scharfem Essig durchsetzt. Als Therapie gibt Hildegard Umschläge auf den Magen an, ferner Nieswurz in Wein sowie Schwitzkuren. Den Wirkungsmechanismus stellt sie sich so vor, daß die Mittel der Bitterkeit der Galle und Schwarzgalle entgegenwirken; sie sind nüchtern zu nehmen, damit ein rascherer Effekt erzielt werde.*

*Ein zweiter, größerer Krankheitskreis manifestiert sich in den Hauterkrankungen. Hildegard führt drei Gruppen an: Aussatz, Ausschlag und Eiterbeulen. Die erste Gruppe umfaßt die eigentliche Lepra, ferner alle skrofulösen Hauterscheinungen sowie die syphilitischen Affektionen. Die Ätiologie ist ganz verschieden anzusehen: Schlemmerei und Trunksucht disponieren dazu, psychische Alterationen, besonders der Jähzorn, unterstützen die Pathogenese, bei der sich das Blut eindickt und wachsähnlich wird. Dementsprechend sind die Symptome: rötliche Gewebeauftreibungen, die den Drachengeschwülsten gleichen, Risse, Schwellungen und Nekrosen, ferner bei jenem Bilde, das durch sexuelle Ausschweifungen bedingt ist, die bekannten breitflächigen, baumrindenartigen Ulcerationen, wie sie für die Syphilis typisch sind. Die Prognose ist hier gut, während sie bei den ersten beiden Fällen mit Vorbehalt gestellt wird. Prophylaktisch wird Mäßigkeit, Enthaltbarkeit und Diät empfohlen.*

*Auch die zweite Gruppe, der Ausschlag (scabies), wird als Blutkrankheit aufgefaßt, entsteht also aus einer dyskrasischen Veränderung. Hildegard kannte nicht, wie behauptet worden ist, die Krätzmilbe, ebensowenig wie die Antike davon wußte; ihr Entdecker ist At-Tabari. Aber auch bei Avicenna und den späteren Arabern wird dieser Ausschlag noch als reine Blutkrankheit gedeutet. Symptome sind die geschwürigen Ausschläge bei einer trockenen, geröteten Haut, die in Nekrosen übergehen. Die Therapie ist zunächst exspektativ; erst nach dem Ausbruch der schlechten Säfte auf der Hautoberfläche geht man zu einer entsprechenden Salbenbehandlung über.*

*Grundsätzlich gleich wird die dritte Gruppe gesehen. Die Eiterbeulen (pustula, apostemata) entstehen aus unregelmäßiger Abstinenz, wobei die verschiedensten psychischen Komponenten mitwirken. Wie ein Unwetter brechen*

die widerstreitenden Elemente über den Organismus herein. An Symptomen werden verschiedene Arten scharf unterschieden, denen dann auch die Prognose entspricht.

Die „Gicht“ umfaßt einen weiteren großen Kreis von Stoffwechselstörungen. Das Mittelalter versteht darunter rheumatische Erkrankungen im weitesten Sinne. Vermutlich gehörte dazu auch unsere Gicht, die mit Harnsäureablagerungen einhergeht; darüber hinaus werden Gelenk- und Muskelrheumatismen, Arthritis und verschiedenste Lähmungserscheinungen mit eingeschlossen, ferner auch die Darmgicht, die sich in Koliken äußert. Schon die Namen weisen auf einen großen Kreis: gutta, podagra, paralysis, gutta paralyisi sowie die mundartlichen Termini: troffo, troffun, tropfe, gith. Symptomatisch sind die Schmerzanfälle in den Beinen, Gliederreißen und Gehbeschwerden. Dabei wird auf den psychischen Habitus geachtet: die Leute sind voreilig und zerstreut, manche auch herrschsüchtig oder schwermütig, im ganzen aber gutmütig und brauchbar. Mannigfaltige ätiologische Momente sind zu bedenken: die seelische Ausgangslage und eine konstitutionelle Disposition, die dyskrasische Labilität und der äußere Anlaß, der vor allem nach Diätfehlern und durch übermäßigen Weingenuß wirksam wird. Nach Art einer Überschwemmung sacken die schlechten Säfte ab, werden livor-artig und verhärten sich im Organismus. Die Prognose richtet sich vor allem nach dem Harnbefund (CC 224, 36 ff.), sie ist durchweg quoad vitam gut, quoad functionem jedoch schlecht. Der Verbreitung und Vielseitigkeit dieses Krankheitsbildes werden die Therapievorschläge angepaßt. Von den volksmedizinisch geläufigen Besprechungen, von Übertragungen oder Verbannungen der Krankheit auf Bäume oder Tiere finden wir bei Hildegard nichts; ebenso fehlen die sonst üblichen abergläubischen Prozeduren, wie das Schreiben von Gichtzetteln, das Anrufen von Gichtpatronen, das Tragen von Gichtringen usw. Gichtsegen finden sich erst im 14. bis 16. Jahrhundert. Da die feuchte Kälte eine Hauptursache ist, wird Wärme empfohlen, meist als länger andauernde Schwitzkuren. Da die Krankheit aus dem Blute kommt, ist der Aderlaß angezeigt; doch ist diese Kur wie auch das Schröpfen ohne gute Chance. An Medikamenten sei nur die Johannisbeere erwähnt.

Gute Beobachtung und klares biologisches Verständnis zeigt Hildegard auch bei der Epilepsie, die als die heilige Krankheit die Menschen seit Urzeiten beschäftigt hat. Die Symptomatologie mit Initialschrei, Bewußtseinsverlust, Hinfallen, Schaum vor dem Mund ist bekannt. Ätiologisch wird neben der diabolischen Suggestion die Veränderung im Gehirn verantwortlich gemacht, speziell besonders rauchige und feuchte Zustände; ferner kann die Krankheit durch gastrische Fieberkrisen manifest werden. Deutlich werden zwei Typen der Fallsucht unterschieden: während die einen Kranken einen unnatürlichen Schrei ausstoßen, einen zornwütigen Gesichtsausdruck bekommen und auch die zornverkrampften Bewegungen in ihrem Anfall mit Bewußtseinsverlust

beibehalten, fallen die anderen Kranken zwar auch hin, liegen aber bewegungslos und wie tot; ihr Schreien klingt natürlich und trauervoll; sie behalten ihren gewinnenden Gesichtsausdruck und ihr verbindliches Wesen; diese sind ausgesprochen labile Typen, mit einer ungeduldigen und wankelmütigen Gesinnung. Die Diagnose ist eindeutig.

Recht schwierig dagegen sind andere Stoffwechselstörungen zu deuten, so besonders der Kreis, in dem Hildegard von Würmern, Läusen, Maden spricht. Offensichtlich meint sie damit körpereigene Kleinstlebewesen (gracillimi vermiculi), welche in den livor-durchsetzten Körperflüssigkeiten entstehen, die Gewebe auftreiben, durchsetzen, anschwellen lassen, durchbrechen (transire, ebullire). Die Pathogenese bleibt unklar, die Symptomatologie ist reichhaltig, die Prognose schlecht. Wahrscheinlich sind hier schwerste Stoffwechselstörungen gemeint, die zu raschem Organzerfall und zum körperlichen Marasmus führen.

xv.  
VON DEN HEILMITTELN

NATUR UND WIRKUNG DER HEILMITTEL /  
REZEPTBEISPIELE / NATURHEILMITTEL /  
ADERLASS, SCHRÜPFEN UND BRENNEN /  
VOM BADEN / HEISSE QUELLEN / BÄDERHEILKUNDE /  
HEILUNG DURCH EDELSTEINE /  
KOSMETISCHE MITTEL / BESCHWÖRUNGEN /  
HEILUNG DURCH MUSIK / HEILUNG  
DURCH DAS SAKRAMENT

„Für die oben besprochenen Krankheiten sind von Gott die nachstehenden Heilmittel angewiesen worden: sie werden entweder den Menschen befreien, oder er wird sterben, oder Gott will ihn nicht von seiner Krankheit frei machen.“

Hildegard gibt nach diesem überleitenden und grundlegenden Passus, der in der Kopenhagener Handschrift zwischen geschlängelte Linien gesetzt ist und der sich gegen Schluß dieses Abschnittes wiederholt, eine systematische Aufzählung der Arzneimittel; sie deckt sich im wesentlichen mit der Pharmakologie der „Physica“ und soll deshalb in der später erscheinenden „Naturkunde“ abgehandelt werden, zumal die Medikamente durchweg nur fachhistorisches oder kulturgeschichtliches Interesse finden würden. Es folgen deshalb nur Beispiele. Das therapeutische Schema ist einfach und einheitlich: nach der rekapitulierten Natur des Leidens werden Art und Gattung des Heilmittels mitsamt seiner spezifischen Wirkungsweise besprochen.

„Die verschiedenartigen und oft recht edlen Kräuter und Pulver, wie auch Gewürze aus edlen Pflanzen, werden einem gesunden Menschen nichts nützen, wenn sie ohne feste Anordnung zu sich genommen werden; viel eher bringen sie ihm Schaden, und zwar dadurch, daß sie sein Blut austrocknen und sein Gewebe abmagern lassen, weil sie ja nicht jene Säfte in ihm vorfinden, an denen sie ihre spezifischen Kräfte (vires) ausüben könnten. So fördern sie weder die Kräfte des Organismus, noch lassen sie sein Gewebe gedeihen, vermindern vielmehr nur die schlechten Säfte, denen sie entgegenwirken. Wenn sie aber von jemandem genommen werden, dann soll dies mit aller Umsicht (discrete) und nur im angebrachten Falle (rationabili necessitate) geschehen. Die Mittel sollen mit Brot oder auch in Wein oder mit einer anderen Speisenzutat, nur ausnahmsweise nüchtern, eingenommen werden. Im anderen Falle

VON DEN HEILMITTELN

beengen sie beim Genuß die Brust und schädigen die Lunge, machen auch den Magen schwach, wenn sie in ihn hineinfallen, indem sie ohne Zutat genommen werden. Wie nämlich der Staub der Erde dem Menschen, der ihn schlucken muß, schadet, so führen auch diese sinnlos gebrauchten Mittel dem Menschen mehr Schädliches als Nützliches zu. Deshalb sollen die Gewürze hauptsächlich mit oder nach der Mahlzeit aufgenommen werden, weil dann die Speisesäfte sie verdünnen und den Organismus fähig machen, sie zu verdauen. Als Ausnahme darf gelten gelassen werden, wenn der Mensch ein solches Leiden hat, gegen das er edle und kräftige Kräuter oder kostbare Pulver in ausgesprochen nüchternem Zustand einnehmen soll“ (CC 185, 2—23).

*Rezept gegen Haarausfall*

Wenn bei einem jungen Mann schon vor der Zeit die Haare auszufallen beginnen, nehme er Bärenfett und ein bißchen Asche, die aus Weizenstroh und Winterweizen bereitet wurde. Dies soll er verreiben und sich dann damit den ganzen Kopf einsalben, hauptsächlich dort, wo die Haare anfangen zu schwinden. Danach unterlasse er es für eine Woche, diese Salben abzuwaschen. Und die Haare werden, soweit sie noch nicht ausgefallen sind, durch die Einreibung so durchfeuchtet und gekräftigt, daß sie für eine längere Zeit nicht mehr ausfallen. Dies soll er häufiger tun und unterdes seinen Kopf nicht waschen. Denn die Wärme, die dem Bärenfett eigen ist, vermag reichlich Haarwuchs zu fördern, und die Asche vom obenerwähnten Stroh stärkt die Haare, daß sie nicht zu rasch ausfallen. In der angegebenen Mischung aber schützen sie das Haar um so länger vor dem Ausfallen<sup>(25)</sup>.

*Rezept gegen Migräne*

Wer an halbseitigem Kopfschmerz leidet, soll Aloe und doppelt soviel Myrrhe nehmen und beides zu einem äußerst feinen Pulver verreiben; dann nehme er Weizenmehl, füge dem Ganzen Mohnöl hinzu und mache daraus eine Masse wie einen Sauerteig. Mit diesem Teig muß er den ganzen Kopf bis an die Ohren und bis zum Hals herunter bedecken, darüber eine Mütze stülpen und dies drei Tage und drei Nächte auf seinem Kopfe liegenlassen. Die Wärme der Aloe und die Trockenheit der Myrrhe beseitigen mit der milden Wirkung des Weizenmehls und der Kälte des Mohnöls diesen Kopfschmerz, und der solcherart zubereitete Teig gibt dem Gehirn seine Feuchtigkeit wieder.



*Rezept gegen Augenschwäche*

Werden Blut und Wasser in den Augen eines Menschen, sei es durch hohes Alter oder durch eine Krankheit, zu stark mitgenommen, so soll der Mensch hinausgehen auf eine grüne Wiese und sie so lange anschauen, bis seine Augen wie vom Weinen naß werden: das Grün dieser Wiese nämlich beseitigt die Trübe in den Augen und macht sie wieder sauber und klar. — Er kann auch an einen Fluß gehen oder frisches Wasser in ein Gefäß schütten und darüber gebeugt die Feuchtigkeit mit den Augen auffangen: diese Feuchtigkeit regt dann das austrocknende Wasser in den Augen wieder an und macht sie klar. — Man kann aber auch ein leinenes Tuch nehmen, in sauberes und kaltes Wasser tauchen, um es dann über die Augen und Schläfen zu legen und festzubinden; dabei soll man sorgfältig vorgehen, damit das Auginnere nicht berührt und so durch das Wasser geschwürrig werde.

*Rezepte gegen Zahnleiden*

Wer gesunde, kräftige Zähne haben will, soll frühmorgens, wenn er sich aus dem Bett erhebt, reines und kaltes Wasser in den Mund nehmen und es eine geraume Weile in seinem Mund halten, damit der „livor“, der sich um die Zähne angesammelt hat, aufgeweicht werde. Mit demselben Wasser, das er in seinem Munde hält, soll er die Zähne putzen; dies soll er häufiger tun, damit der „livor“ um die Zähne nicht zunehme. Dann werden diese gesund bleiben.

Der, dem das Fleisch um die Zähne fault und dem die Zähne krank sind, soll warme Asche der Weinrebe in Wein legen, wie wenn er ein „lixivium“ machen würde. Dann soll er mit diesem Wein Zähne und Zahnfleisch putzen. Dies muß er häufiger tun, und das Fleisch wird heil und die Zähne werden fest werden. Aber auch wenn die Zähne gesund sind, wird ihnen die Reinigung guttun, und sie werden schön werden (1244 B).

Der Mensch, der beim Zahnen eitert und bei dem die Zähne schwach und brüchig werden, möge vom Knochen des Salm-Fisches ein Pulver machen und ein wenig Salz (*modicum assi salis*) beifügen. Dieses Pulver soll er nachts mehrmals um die Zähne legen und den Speichel für das Zahnfleisch herausfließen lassen. So reinigt er sein Zahngewebe und macht es gesund (1274 D).

Wer an den Zähnen leidet, soll mit einem kleinen Phlebotom oder mit einem Dorn das Fleisch um den Zahn mit einem Schnitt etwas einschneiden, damit der Eiter dort herauskann, und es wird ihm dann besser gehen.

Die *Naturheilmittel* spielen in der medikamentösen Therapie eine große Rolle. So enthält der Meeressand Gewürze und Kräuter von einer großen

Heilkraft, die jedoch dem Menschen nicht zur Verfügung stehen (CC 23, 34); Blätter vom Apfelbaum sind beim ersten Ausschlagen im Frühling so mild und heilsam wie junge Mädchen, die noch nicht geboren haben (1215 D). Die tugendsame Kühle der blauen Lilie soll die Geschlechtsbegierde überwinden helfen (CC 194, 21).

Bei allem spielt eine Rolle, ob die Medikamente mit der Nahrung eingenommen werden sollen oder „nüchtern, damit sie den Organismus schneller durchdringen“; bei bestimmten Dispositionen soll der Mensch fasten, bei depressiven Zuständen aber einfach tüchtig durchessen. „Wenn ein Mensch zu Zorn oder Trübsinn gereizt wird, dann soll er sich rasch Wein<sup>(20)</sup> auf dem Feuer warm machen, ihn ein wenig mit kaltem Wasser mischen und trinken. Dann wird der Rauch der ‚melancolia‘, der sich in ihm zum Zornanfall erhoben hat, besänftigt werden.“ Erst wenn einer körperlich unter seinem Zornanfall leidet, soll er sich einer drastischeren Kur unterziehen.

Beim Gebrauch der Arznei hat der Kranke mitzuwirken und immer auf jene einfache und natürliche Anwendungsweise achtzugeben, wie sie der gesunde Menschenverstand vorschreibt. Bevor jemand zum Beispiel ein Abführmittel trinkt, „soll er sich zu kalter Jahreszeit am Feuer wärmen und es erst dann einnehmen. Nachdem er es aber genommen hat, soll er noch eine Zeitlang auf dem Bett wachend ausruhen, dann aufstehen, langsam hin- und hergehen, jedoch so, daß er keine Kälte zu leiden braucht. Nach dem Erfolg soll er milde Speisen zu sich nehmen, keinen Käse, keine grünen Kräuter und kein rohes Obst. Wein jedoch darf man mäßig trinken, Wasser soll man meiden. Sonnenhitze und heißes Feuer sind zu fliehen. So soll man es drei Tage hindurch halten“ (CC 191, 35 — 192, 11).

*Vom Aderlaß<sup>(27)</sup>*

Wenn die Gefäße eines Menschen voll von Blut sind, müssen sie durch einen Einschnitt von dem schädlichen Livor-Saft und ihren flüssigen Zersetzungsstoffen gereinigt werden. Wenn aber nun eine Ader des Menschen angeschnitten wird, wird sein Blut wie durch einen plötzlichen Schock erschüttert: was dann zuerst austritt, ist Blut, das faulige und zersetzte Blut fließt aber gleichzeitig mit ab. Daher zeigt das Ausfließende eine verschiedenartige Färbung, weil es aus Fäulnis (*tabes*) und Blut (*sanguis*) besteht. Sobald nun die Fäulnis mit dem Blut abgeflossen ist, folgt reines Blut: dann hat man mit dem Aderlaß aufzuhören. Entzieht man einem Menschen, der im übrigen gesund und kräftig ist, Blut, so soll die Menge des gelassenen Blutes so viel betragen, wie ein kräftiger und durstiger Mann mit einem Zug an Wasser trinken kann. Wenn einer körperlich schwach ist, soll der Aderlaß so viel betragen, wie in ein Ei von gewöhnlicher Größe hineingeht. Ein übermäßiger Aderlaß schwächt

nämlich den Körper gerade so wie ein Regenguß, der ohne Maß auf die Erde stürzt und diese schädigt. Jene Blutentziehung aber, die das richtige Maß einhält, nimmt die schlechten Säfte weg und hält den Körper gesund; genau so macht es auch ein Regen, der milde und in nicht zu reichlicher Menge über die Erde fällt, um sie zu bewässern und bereit zu machen, ihre Früchte hervorzubringen.

Wie schon gesagt, ist das erste, was aus der Wunde und der angeschnittenen Ader austritt, das Blut, und gleichzeitig mit ihm fließen die verderblichen und krankheitbringenden Stoffe ab. Wenn dann das Ausgeflossene seine richtige rote Farbe und eine andere Farbe angenommen hat, stehen Blut und Säfte im gleichen Verhältnis zueinander. Fließt dann dieses Blut noch weiter ab, so folgen die guten und schlechten Säfte gleichzeitig mit dem übrigen Blut nach. Dann muß man mit dem Aderlaß aufhören.

Würde man die Blutentziehung noch weiter fortsetzen, so würden die Livorsäfte in dem zurückgelassenen Blut über ihr Verhältnis zunehmen und die Schwarzgalle und andere krankheitserregende Stoffe in einem solchen Organismus reizen, und zwar so, daß das beeinträchtigte Blut diesen keinen Widerstand leisten kann. Denn wie der Hunger die Kräfte des Körpers schwinden läßt, so macht auch ein übermäßiger Aderlaß den Körper schwach, während der gemäßigte Aderlaß dem Körper Gesundheit bringt, ebenso wie auch mäßiges Essen und Trinken den Körper auf der Höhe halten.

(Es folgen dann breite Ausführungen über die äußeren und inneren Bedingungen bei einem Aderlaß:

Ein kräftiger Mann soll jeden dritten Monat zur Ader lassen, weil das Blut nach zweimaligem Mondwechsel seinen maximalen Bestand und seine optimale Fülle hat. Der Eingriff soll am ersten Tage des abnehmenden Mondes durchgeführt werden, jedenfalls aber in den ersten sechs Tagen dieses Mondwechsels. Aderlaß bei zunehmendem Mond ist nicht anzuraten, weil sich die Blut- und Tabes-Bestandteile im Blutsystem dann nur schwer voneinander trennen lassen. Das wird mit Strömungsverhältnissen in einem Fluß in Vergleich gesetzt.

Weil bei alten Leuten der Tabes-Stoff natürlicherweise überwiegt, ist hier der Aderlaß eher anzuraten. In besonderen Fällen darf aber schon beim männlichen Geschlecht im zwölften Lebensjahr zur Ader gelassen, jedoch nur soviel Blut entnommen werden, wie in die beiden Schalen einer Nuß hineingeht. Bis zum fünfzehnten und nach dem fünfzigsten Lebensjahr soll einmal im Jahr zur Ader gelassen werden. Im Alter ist der Aderlaß eher schädlich; in besonders angezeigten Fällen soll man sich lieber mit dem künstlichen Setzen von Pusteln helfen, etwa durch die schwarze Eberwurz (*cardi nigri*), eine ätzende *Carlina*-Art oder ähnliche Heilkräuter, damit beim Aufbrechen der Pusteln die schädliche Flüssigkeit zwischen Haut und Fleisch ausfließen kann.

Die Frau hat in ihrem Organismus mehr schädliche Säfte und zersetzte Stoffe als der Mann und bedarf deshalb einer gründlicheren Reinigung ihres Blutsystems, wofür ja schon die monatliche Regelblutung spricht. So kann sie ruhig noch bis zu ihrem hundertsten Lebensjahr die künstliche Blutentziehung durch den Aderlaß vornehmen lassen; dann ist sie in ihrem Säftesystem endlich sauber.

Es werden weiter die Gefäßsysteme der *Vena cephalica*, der *Vena hepatica* und der *Vena mediana* durchgesprochen sowie Stellen angeführt, an denen je nach den verschiedenen Krankheitserscheinungen und der übrigen körperlichen Disposition der Eingriff zu erfolgen hat. Diese Vorstellungen decken sich mit den im Mittelalter häufig vorkommenden schematischen Aderlaßfiguren und Brennstellen, wie sie vor allem in den nächsten Jahrhunderten in regelrechten Aderlaßkalendern überliefert sind. Hildegard betont dabei die dynamischen Gesichtspunkte und zieht wiederholt Vergleiche zu Flüssigkeits- und Strömungsverhältnissen bei einer Flußregulierung. Die weitere Beschreibung wendet sich der Betrachtung des Blutkuchens und seiner diagnostischen und prognostischen Besonderheiten zu.)

Ein Mensch, dessen aus der Ader entleertes Blut einen trüben Hauch zeigt, so wie der Atemhauch eines Menschen ist, wobei dann in dieser Trübung noch schwärzliche Flecken auftreten und ringsum am Rande wachsartige Veränderungen in Erscheinung treten, wird bald sterben, falls Gott ihn nicht zum Leben zurückbringt. Denn die trübe Färbung in seinem Blut zeigt an, daß die Säfte in ihrer Kälte auf den Tod zugehen; die schwarzen Streifen im Blut aber lassen erkennen, daß die Schwarzgalle dem Tod entgegenkommt, und die wachsartige Umrandung ist ein Zeichen dafür, daß sich auch die Galle auf dem Weg zum Tod hin bewegt. Ist dagegen die Farbe des Blutes bei einem Menschen trübe und wachsartig, jedoch ohne die schwarzen Flecken, dann kann er dem Tode enttrinnen. Wohl wird er schwer krank, weil ja die Säfte in ihrer Kälte schon am Absterben sind, obwohl die schwärzlichen Streifen der Schwarzgalle sich noch nicht gebildet haben. Daher kann er dem Tod enttrinnen.

Wenn aber das Blut schwarz und trüb ist, jedoch ohne die wachsartige Verfärbung, dann handelt es sich um einen verzweifelten Fall: der Mensch kann nicht mehr von seinem Leiden befreit werden, wenn Gott ihn nicht erlöst. Dennoch kann er dem Tod enttrinnen; obwohl nämlich die Schwarzgalle und die Säfte vor dem Absterben stehen, bleibt die Galle doch an ihrem Ort und in ihrer Haltung; deshalb braucht dieser Mensch nicht zu sterben. Wenn aber diese Farben beim Einschneiden des Gefäßes alle zugleich sichtbar werden, dann ist höchste Lebensgefahr, und der Mensch kann dem Tod nicht mehr entgehen, es sei denn, daß Gott selber ihn am Leben erhält. Denn sowohl die Säfte als auch die Schwarzgalle und die Galle haben in gleicher Weise die Richtung zum Tod hin eingeschlagen. Sind dagegen die Farben voneinander

getrennt, so daß eine von ihnen fehlt, dann kann der Mensch, wenn auch mit großen Beschwerlichkeiten, dem Tod entkommen.

Dies ist das Vorauswissen aus der Farbe des Blutes bei Menschen, sei es, daß sie es schon wissen oder noch nicht, daß sie krank sind.

(Es folgen Regeln über das Verhalten beim und nach dem Aderlaß. Der Mensch soll sich nach der Blutentziehung drei Tage lang nicht der direkten Sonnenglut und auch nicht sonstiger zu heller Bestrahlung aussetzen, weil sonst das Blut erschüttert werde und vor allem das Herz Schaden nehmen könnte. Mäßiges Tageslicht schadet nichts. Ferner soll man nach dem Aderlaß ungewohnte Speisen oder auch gebratenes und saftreiches Fleisch, ferner den Genuß von Obst und rohem Gemüse meiden. Selbstverständlich ist auch starker Wein verboten, ein leichter und reiner Wein wie auch gediegene Mahlzeiten sind dagegen zu empfehlen. Vor Käse wird wegen seines Fettgehaltes gewarnt. Erst am dritten Tag nach dem Eingriff hat das Blut seine alte Kraft und Souveränität wiedergewonnen. Beim Aderlaß selbst soll der Mensch nüchtern sein, weil dann die Saft- und Blutverhältnisse noch nicht durcheinandergemischt sind und sich leichter voneinander trennen lassen. Lediglich schwache und hilflose Personen dürfen vor dem Eingriff etwas zu sich nehmen, damit sie unter der Prozedur nicht ohnmächtig werden. Das gleiche gilt für das Schröpfen, das in seiner blutigen und unblutigen Form besprochen wird. Während letztere durch die „ventosa“ das Blut nur an bestimmten Stellen unter der Haut ansammelt, werden beim blutigen Schröpfen durch ein Horn (cornu) Blutverluste nach außen gesetzt. Es folgen Sonderbestimmungen über Lebensalter, Jahreszeiten, körperliche Konstitution, Dauer und Häufigkeit des Schröpfens sowie die diätetischen Verhaltensmaßregeln.)

Wenn bei einem Pferd, Rind oder Esel zur Blutentziehung ein Gefäß angeschnitten wird, dann soll, falls das Tier kräftig und gut gebaut ist, so viel Blut entnommen werden, wie in einen Becher Wasser hineingeht. Wenn aber das Pferd, das Rind oder der Esel schwach und mager sind, dann soll ihnen nur ein halber Becher Blut entzogen werden, das heißt so viel, wie der Zustand und das geschwächte Leistungsvermögen angemessen erscheinen lassen. Nach dem Aderlaß gebe man dem Tier weiches Futter und trockenes, zartes Heu zum Fressen. Dann soll es ein bis zwei Wochen lang oder doch zumindest bis zu vier Tagen seine Ruhe haben, bis es wieder zu Kräften gekommen ist; steht es doch in fortwährender Arbeit. Nach Ablauf von drei Monaten, im vierten Monat also, soll demselben Tier noch einmal Blut entzogen werden, nicht aber vor diesem Termin, es sei denn, daß ein Schwächezustand dies dringend erforderlich erscheinen läßt; denn so viele schlechte Säfte wie im menschlichen Organismus herrschen in diesen Tieren nicht. Beim Schaf soll man öfter einen Aderlaß vornehmen, aber stets nur in geringen Mengen, weil es sonst

unter dem häufigen Luftwechsel leicht krank wird. Bei Schafen ist der Aderlaß bei feuchtem und wohltemperiertem Wetter zu machen, weil dann die schlechten Säfte bei ihnen zunehmen. Hingegen soll man den Eingriff bei trockenem Wetter vermeiden, weil dann bei ihnen die Säfte abnehmen.

Das Brennen, das heißt die Anwendung von Brennkegeln (coctura) ist zu jeder Zeit gut und nützlich, weil es bei vorsichtiger Ausführung die Säfte und Livor-Stoffe im Unterhautgewebe vermindert und dem Organismus Gesundheit bringt. Es ist sowohl jungen als auch alten Leuten anzuraten. (Es folgen Maßregeln über Lebensalter und Jahreszeiten, die Technik der Prozedur und die Häufigkeit der Anwendung, die Brennstellen, die therapeutische Wirksamkeit und die Nachbehandlung.)

#### Vom Badewesen

Es ist nicht gut für den Menschen, wenn er zu häufig ein Wasserbad nimmt, es sei denn, daß er mager und dürr ist; ein solcher Mensch wird leicht kalt und wieder warm, weil er ein dünnes Gewebe besitzt: er kann ruhig baden, damit er seinem Körper etwas Wärme zuführt und ihn durchfeuchtet. Fettleibigen Menschen aber bekommt das Baden weniger, weil sie in ihrem Inneren schon warm und feucht sind und weil sie ihren Organismus schädigen würden, wollten sie ihm noch mehr Wärme und Feuchtigkeit zuführen. Ausnahmsweise dürfen sie, aber nur ganz selten, ein Wasserbad nehmen, um den Schmutz abzuwaschen, dann aber sollen sie rasch wieder das Bad verlassen. Alle Wasser, die zum Trinken geeignet sind, sind auch für die Bäder brauchbar. Sie sollen etwas erwärmt sein; denn so kann der Mensch lange in ihnen sitzen, wenn er will, weil die Bäder ihn nicht schwächen, sondern ihm eine gute und frische Farbe verleihen. Wasser aber, die schlecht zum Trinken sind, taugen auch nicht für Bäder. Ergibt sich die Notwendigkeit, daß einer in ihnen baden muß, so sollen sie erst richtig durchgekocht werden, damit der Unrat (livor), der sich darin befindet, etwas weniger wird; auch soll sich der Mensch nicht zu lange darin aufhalten, weil sie nicht gesund sind.

Das Regenwasser ist recht scharf und stark, weil die Wolken und die Luft den Regen aus den verschiedenen guten wie schlechten Flußwässern und aus der Feuchtigkeit der Erde zu sich heraufziehen; deshalb ist es nicht gesund. Das Regenwasser fließt durch die Luft herab wie die Lauge durch die Asche; dabei wird es so scharf und stark. Macht man es heiß, weil jemand ein Bad darin nehmen möchte, so durchdringt es mit seiner Schärfe die Haut und kann einem ziemlich zusetzen. Auch das Schneewasser ist recht unrein, und wenn einer ein Bad darin nehmen will, kann er sich die schlechten Livor-Säfte sowie einen Hautausschlag in heftigem Ausmaße zuziehen, weil das Wasser vom Schnee aus den Schuppen der Elemente sowie aus der Kälte und dem Schmutz

der Erde stammt. Die Wasser der Zisternen hingegen sind zum Baden milder und nützlicher als das Schnee- und Regenwasser, weil sie einigermaßen gereinigt sind.

Wer zur Sommerszeit im strömenden Flußwasser ein Bad nimmt, kann dies ohne Schaden tun, weil die Flüsse durch die Glut der Sonne und der Luft so durchtemperiert sind, daß sie nicht zu warm und nicht zu kalt, sondern grad geeignet sind. Gleichwohl beeinflussen sie die schädlichen und schlechten Säfte nicht besonders, wie auch anderseits die schlechten Säfte durch sie nicht wirksamer werden.

Gewisse unauslöschliche Feuer liegen, angezündet durch die verschiedenartigen Werke der Menschen, in der Luft; sie, die diesen zur Ehre gereichen sollten, werden nun durch die Verrichtungen der Menschen zu strafenden Feuern; und auf diese Weise steigen sie in gewisse irdische Orte hinab. Dort strömen sie zusammen, und zwar an den Stellen, an denen auch die Flüsse entspringen und ausströmen können, welche die Glut und den Brand der besagten Feuer zusammengezogen haben, wie ja auch durch Gottes Richterspruch gewisse Seelen in solchen Feuern und in eben diesen Wassern geprüft werden. Gewisse Bäche aber fließen aus diesen Wassern bisweilen in verschiedenen Erdstrichen unter die Menschen, Bäche, die immerfort warm sind, weil sie aus den unauslöschlichen Feuern stammen.

Es gibt aber auch einige Gegenden, auf die zuweilen als göttliche Strafe das Feuer herabfällt, wie geschrieben steht: „Er wird über die Gottlosen regnen lassen feurige Kohlen, und der Geist der Stürme wird ihres Bechers Gabe sein“ (Ps. 10,6). Das Land und die Berge und die Steine, die von jenem Feuer betroffen wurden, werden bis zum Jüngsten Tage brennen, und an jenen Orten, die so brennen, entspringen bisweilen Bäche, die davon erwärmt werden und warm fließen. Die Menschen können nun durch kunstreiche Erfindungen gewisse Bäche zu solchen Stellen hinleiten, damit sie sich daran erwärmen; sie fließen dort hindurch, nehmen die Hitze an und fließen als heiße Quellen weiter. Den Menschen, die in solchen Gewässern ein Bad nehmen wollen, schaden diese nicht, bringen ihnen vielmehr Genesung, weil deren Hitze die ungeordnete Hitze in ihrem Organismus ausgleicht und die schlechten Säfte in ihnen aufzehrt.

Einem Menschen, der mager und trocken ist, bekommt ein heißes Bad, das auf glühenden Steinen bereitet wird, nicht besonders, weil er dadurch nur noch mehr austrocknet. Wer aber fettes Fleisch hat, dem ist ein solches Schwitzbad gut und nützlich, weil er die überflüssigen Säfte in seinem Organismus dadurch eindämpft und vermindert. Besonders einem Gichtkranken sind diese auf heißen Steinen bereiteten Bäder bekömmlich, weil die Säfte, die sich immer wieder in ihm erheben, durch das heiße Bad einigermaßen unterdrückt

werden. Nach einem Wasserbad beginnen sich diese Säfte in unregelmäßiger Weise zu erheben und zu regen, weil die Gewebe, das Blut und die Gefäße solcher Gichtleidenden in Unbeständigkeit auseinanderfließen. Die Steine aber haben Feuer in sich sowie verschiedene Feuchtigkeiten. Wenn sie ins Feuer gelegt werden, kann die Feuchtigkeit in ihnen nicht vollständig weggenommen werden; deshalb ist es nicht heilsam, aus ihnen ein heißes Bad zu bereiten, vielmehr ist dies gesünder mit Ziegelsteinen, weil diese gebrannt und trocken sind; alle Feuchtigkeit in ihnen ist ja durch das Brennen im Feuer verzehrt und weggenommen worden. Wer also in einem Schwitzbad baden will, soll dies mit Ziegelsteinen herrichten. Kann er keine bekommen, so nehme er Sandsteine, weil diese milderes Feuer und mildere Feuchtigkeit besitzen als die anderen Steine. Kieselsteine aber soll er nicht verwenden, weil diese ein starkes Feuer in sich tragen und weil sie durch allerlei Feuchtigkeit im Wasser aufgefüllt wurden.

Hildegards Auffassung von der *Heilkraft der Edelsteine* zeigt Beziehungen zu dem spätantiken Physiologus und dem mittelalterlichen Lapidarius, dem Steinbuch des Marbodius, ohne daß sich konkrete Entlehnungen nachweisen ließen. Beim Verfall der Natur durch den Sündenfall — so sagt Hildegard — ließ Gott nicht zu, daß die Kraft und die Zierde der Edelsteine verlorenginge, und so blieben sie „in aller Ehrenhaftigkeit und Segenskraft sowie als Heilmittel“ (1250 A) weiterbestehen, zugleich als eine Erinnerung an den Glanz des Paradieses. Daher hat der Teufel einen Haß auf sie, weil sie auch ihn an seine frühere Herrlichkeit gemahnen. Diese Edelsteine entstehen aus der Kraft der Sonne sowie aus ihrer eigenen feuchten Natur: über verschiedene Phasen der Erwärmung und Erstarrung bekommen sie Farbe und Nutzkraft (1247—1266). Der Smaragd, zum Beispiel, entsteht aus der Grünkraft der Luft; er schützt gegen Seitenstechen, Herzbeschwerden und Magenleiden. In schweren Fällen soll er in den Mund genommen werden, damit er über den erwärmten Speichel in den Organismus eindringen kann. Bei der Epilepsie wird diese Wirkung noch unterstützt durch ein Gebet, das man sprechen soll: „Wie der Geist des Herrn das Erdenrund erfüllt (Sap. 1,7), so soll Er auch mit Seiner Gnade das Haus meines Körpers erfüllen, damit dieses nicht mehr geschüttelt werden kann“ (1249 D). Das soll der Kranke neun Tage hintereinander jeden Morgen tun, und er wird genesen.

Ähnliche „Beschwörungsformeln“ finden sich mehrfach, jedoch verhältnismäßig selten und niemals ohne eine sinnvolle Begründung. Gegen krankhafte Einbildungen soll man einen Gürtel vom Fell des Elen und des Rehs tragen, welcher mit Stahlstiften zusammengeheftet wird. Beim Befestigen der einzelnen Stifte soll man sprechen: „Bei der allgewaltigen Kraft des allmächtigen Gottes beschwöre ich dich zu meinem Schutz!“ — „Im Stahl nämlich ist die Stütze (firmamentum) und die Zierde (ornamentum) aller Dinge: so bildet er

gleichsam eine Ergänzung der menschlichen Kräfte, wie stark der Mensch auch aus sich heraus sei. Im Elen aber liegt eine gewisse Kraft, und das Reh ist ein reines Tier: so mögen die teuflischen Geister die beiden nicht und schrecken vor ihnen zurück“ (CC 194, 24 f.).

In einem anderen Falle wird gegen die Traurigkeit Mandragora verordnet und der schöne Spruch hinzugegeben: „O Gott, der Du den Menschen aus dem Lehm der Erde ohne jeden Schmerz gebildet hast, ich lege nun dieses Stück Erde, das sich niemals vergangen hat, an meine Seite, damit auch meine Erde wieder jenen Frieden zu spüren bekomme, mit welchem Du sie erschaffen hast“ (1152 A).

Die *kosmetischen Mittel* nehmen in Hildegards Heilkunde einen kleinen Raum ein, aber sie sollen nicht unerwähnt bleiben, weil sie auf einen größeren anthropologisch bedeutsamen Zusammenhang hinweisen, nämlich auf Hildegards Ästhetik. In der *Physica* beschreibt Hildegard Hautmittel: „Wer in seinem Gesicht eine harte und rauhe Haut hat und wer vom Wind leicht eine aufgerissene Haut bekommt, der soll Gerste in Wasser kochen, sie durch ein Tuch seihen und sich mit dem mäßig warmen Wasser mäßig im Gesicht waschen: die Haut wird davon mild und lind und bekommt eine schöne Farbe“ (1031 C).

Die Richtlinien für die Kosmetik sind recht einfach: „Die Frau hat sich für den Mann zu schmücken, ihm zur Ehre und Huldigung, auf daß sie in seinen Augen um so schöner erscheine“ (1009 C). Schön ist also an der Frau, was dem Auge des Mannes gefällt. Die Frau ist des Mannes Augenweide. Dieses einzige Richtmaß für alle Kosmetik wird noch deutlicher formuliert: „Die Frau darf nicht für sich die Haare hochtragen, noch sich schmücken, noch einen Kranz oben drauf setzen oder Gold anlegen, vielmehr nur, wenn es ihr Mann will und nur in dem Maße, wie er Gefallen daran findet“ (337 D). Schönheit ist kein Selbstzweck; es gibt keine Autonomie in der Kosmetik, sondern nur das Gefallen für den Mann, dem die Frau gefällig sein will. Dies gilt nicht für die gottgeweihte Jungfrau, wie Hildegard ausdrücklich hinzufügt, weil diese gottunmittelbar ist und schon ganz im schönen Licht des Lebens steht. Denn das ist Hildegards ästhetischer Grundsatz: Leben ist schön, weil es aus dem Geheimnis Gottes quillt; auch der Leib ist schön, in all seiner Sinnlichkeit, die nur Tor ist zu Seiner geheimnisvollen Schönheit. Hier sind ja — selbst in der destituierten Form noch — die Ganzheit und der Glanz zu erkennen, die edlen Proportionen und alles Zusammenklingen: alles Kriterien für jene „pulchritudo“, die wir einstmals wieder erlangen werden und an der wir jetzt schon mitwirken, da „wir bauen an den Gliedern Seines schönen Leibes“.

In einem gleichen universalen Zusammenhang muß Hildegards Beitrag zur

*Musiktherapie* gesehen werden, die im frühen Mittelalter über nachwirkende Pythagoreische Zahlenspekulationen eine so große Rolle gespielt hat.

„Jedes Element hat einen Klang, einen Urklang aus der Ordnung Gottes; all dieses Tönen vereinigt sich wie der Zusammenklang aus den Harfen und Zithern. Dieser einheitliche Klang des Himmels erstreckt sich jedoch nicht auf jene Harmonie der Elemente, die mit dem Menschen in Austausch stehen“ (1049 C). Steht der Mensch auch nicht mehr im Einklang mit der Sphärenharmonie, so erinnert er sich doch bei jedem Gesang an die Natur dieser himmlischen Stimmung. „Weil beim Anhören eines Gesanges der Mensch zuweilen seufzt und stöhnt, da er sich an die Natur der himmlischen Harmonie der Seele erinnert, so ermahnt der Prophet, der die Natur des Geistes erwägt und weiß, daß die Seele musikalisch gestimmt ist, im Psalme den Herrn auf der Harfe zu preisen und ihm lobzusingen mit zehnsaitigem Spiele und dem Psalter. Nach seiner Ansicht sollen die Harfe, deren Klang unten tönt, auf die Zucht des Körpers, der Psalter, welcher nach oben hin seinen Ton entwickelt, auf die Richtung des Geistes und die zehn Saiten sich auf die Betrachtung des Gesetzes beziehen“ (221 B/C).

Dieses musikalische Gestimmtsein des Menschen (*symphonialis est anima*) ist nicht nur eine theoretische Richtschnur für die rechten Verhältnisse, sie kann auch, in der therapeutischen Praxis angewandt, sich als heilsam erweisen. „Alle Künste, welche den nützlichen und notwendigen Belangen der Menschen dienen, sind ja durch den Lebenshauch, den Gott in des Menschen Leib sandte, erfunden worden“, und auf diese Weise „ist der Leib das Gewand der Seele, die eine lebendige Stimme hat; deswegen ziemt es sich, daß der Leib mit der Seele durch die Stimme Gottes Lob in Liedern verkündigt“ (221 B).

Alle Heilmittel haben für Hildegard fraglos eine *Beziehung zum Heil*, wird doch der Mensch mit Leib und Seele zur Anschauung des Heiles Gottes gelangen. Gott, der Herr des Lebens, hat auch die Macht der Entscheidung über jedes Heilmittel. Deshalb sagt Hildegard: „Der Kranke wird geheilt werden oder aber Gott will nicht, daß er gesund werde.“ Oder sie betont bei einem Mittel gegen die Unfruchtbarkeit: „... damit sein Samen die Zeugungskraft erlange, wenn der gerechte Richterspruch Gottes zuläßt, daß es so geschehe“; desgleichen bei der Frau: „... damit sie um so leichter, wenn es Gott will, empfangt; denn nach göttlichem Richterspruch kommt es häufig vor, daß dem Menschen die Zeugungskraft (*virtus generandi*) genommen wird.“

Andererseits vermag „das Durchdringen mit dem Feuer des Heiligen Geistes die schwankende Natur des Menschen zu besiegen“; „so wird durch das Feuer des Heiligen Geistes die minderwertige Art des Menschen in eine bessere, als sie durch seine Empfängnis war, umgewandelt“ und „so wird der Mensch ein anderer in seiner Natur, weil das, was himmlisch ist, das, was irdisch ist, besiegt und überwindet“. Dies sind keine frommen Zutaten in Hildegards Heil-

kunde, sondern das ist ganz buchstäblich und real gemeint. Hildegard spricht deutlich von der sakramentalen Heilkraft, die sich auf Seele und Leib erstreckt. „Es ist eine Speise des Lebens<sup>(28)</sup>, durch welche Seelen wie Leiber geheiligt werden“ (227 A). Wer deshalb zum Beispiel am Erbrechen leidet, soll aus Ehrfurcht nicht das Sakrament nehmen; dafür soll der Priester die Hostie auf den Kopf des Kranken legen und „er soll Gott, der die Seele in den Leib sandte, anrufen, daß Er sich herablassen möge, mit Seinem Fleisch und Blut seine Seele zu heiligen“ (227 B). So stehen Leib und Seele füreinander ein und führen einander zum Heil. Und so spricht der Christus medicus, der Heiland der Welt (219 A):

„Das Sakrament der Hülle Meines Wortes ist euer Heil.“

## VON DEN ZEICHEN DES LEBENS

AUGEN / HAUTFARBE / STIMME / GEWEBE /  
SEELISCHE ZEICHEN / PULS UND ATMUNG /  
HARN / STUHL / FIEBER / VOM TODE

Wenn ein Mensch gesund am Leibe ist, hat er die Zeichen des Lebens, solange er reine und ganz klare Augen, gleich welcher Farbe, hat; gesund ist er auch, wenn seine Augen auf die Art durchsichtig sind, wie eine weiße Wolke es ist, durch die mitunter eine andere gleichsam glasklare Wolke scheint<sup>(29)</sup>. Solch einer ist lebensfähig und wird nicht rasch sterben. Der Blick der Seele kommt in den Augen eines solchen Menschen stark zum Ausdruck, wenn seine Augen rein und ganz klar sind, weil die Seele in seinem Leibe kraftvoll wohnt, um noch viele Werke mit ihm zu verrichten. Die Augen des Menschen sind ja die Fenster der Seele<sup>(30)</sup>.

Wer trübe Augen hat, so daß seine Augen, gleich welche Farbe sie tragen, nicht mehr ganz klar sind, der trägt das Zeichen des Todes an sich, auch wenn es ihm gut dabei geht. Das gleiche gilt für einen, dessen Augen so trüb sind wie eine Wolke, die an der Oberfläche so dicht ist, daß unter ihr die gleichsam glasklare Wolke nicht mehr beobachtet werden kann. Solch einer wird schnell erkranken, und der Tod wird die Folge sein. Im Blick der Augen eines solchen Menschen ist die Seele nicht mehr kraftvoll, weil sie nur mehr wenig Werke dort verrichten wird und weil sie gleichsam bewölkt dasitzt, wie ein Mann, der noch überlegt und im Zweifel ist, wann er seinen Platz verlassen und aus dem Hause weggehen soll.

Der Mensch ist gesund, dessen Farbe auf den Wangen rötlich oder hellrot durch die Haut leuchtet, so daß diese Farbe unter der Haut wie bei einem Apfel sichtbar wird, der ganz klar und blank ist. Er hat das Kennzeichen des Lebens, wenn auf diese Art die rötliche Farbe auf seinen Wangen durch die Haut hindurchscheint, wie es mit einer weißen Wolke geschieht, durch die mitunter eine glasklare Wolke scheint. Solch einer kann leben und wird so bald nicht sterben. Denn das erwähnte Wangenrot unter der Haut bedeutet den feurigen Hauch des Lebens, das heißt der Seele, weil die Seele Feuer ist. Auf diese Weise zeigt sich auf den Wangen, daß die Seele in ihrem Leibe sicher wohnt und ihn so bald nicht verlassen wird.

Wenn aber ein Mensch sonst gesund ist, die rote oder hellrote Farbe auf

seinen Wangen indes so auf der Haut liegt, daß unter der Rötung die Wangenhaut nicht mehr beobachtet werden kann, dann trägt er das Zeichen des Todes. Die Röte der Wangen liegt dann so dicht auf die Haut gepreßt, daß darunter die Haut nicht mehr gesehen werden kann, wie bei einem roten Apfel, unter dessen Röte man auch die Haut nicht mehr sieht, sondern nur das Rotsein darauf. Solch einer sieht schnell dahin, und der Tod folgt darauf. Die rote Farbe auf seinen Wangen, die über der Haut liegt, bedeutet nämlich den feurigen Hauch der Seele, die indes bei einem solchen Menschen ihre Stärke außerhalb des Körpers erkennen läßt, weil sie sich im Leib als schwach und unsicher erweist; das ist wie bei einem Menschen, der immer wieder nur an die Tür seines Hauses eilt, da er doch die Absicht hat, durch sie hinauszugehen.

Auch die Stimme, die bei einem Menschen stets einen klaren Klang hatte, weist auf den Tod hin, wenn die Stimme dieses Menschen, der bislang gesund und stark war, sich ins Rauhe verändert, und zwar so, daß er dann heiser bleibt wie aus Gewöhnung und ohne ein besonderes Leiden. Es ist so, wie wenn eine helle Trompete, die immer einen klaren Klang von sich gegeben hat, mißtönend wird, sobald sie aus irgendeinem Grund beschädigt wurde. Daß aber des Menschen Stimme immer so klar bleibt, das macht der kraftvolle Schwung des Bewußtseins (*impetus scientiae*), weil es lange an seinem Platz aushalten soll; von daher ist auch der Mensch ein vernünftiges Wesen (*homo sapiens*). Fällt nun der Mensch ohne erkennbare Krankheitsursache in eine nicht zu beeinflussende Heiserkeit, dann bereitet sich an der Stelle die Seele darauf vor, ihren Körper zu verlassen. Desgleichen hat eine Stimme, die von Natur aus im gesunden Menschen ohne vorliegendes Leiden rau und belegt war, als Hinweis auf den Tod zu gelten, wenn sie plötzlich in Klarheit umschlägt, so daß der Mensch jetzt regelmäßig und ohne ein Leiden eine klare Stimme hat. Das ist so, wie wenn eine wertlose Trompete, die immer rau gewesen war, plötzlich klare Töne herausbringt; sie gibt die klare Stimme zwar im Augenblick wieder, fällt dann aber ganz ab und schweigt für immer. Wo nämlich eine heisere Stimme im Menschen ohne erkennbare Ursache eines Leidens ist, da wirkt die Seele innerhalb des Organismus mehr im Geheimen als außerhalb des Körpers im Offenbaren: daher wirkt ein solcher Mensch auch als verschlagen. Wenn solch eine Stimme ohne ein zugrunde liegendes Leiden in eine dauerhafte Klarheit umschlägt, dann zeigt die Seele damit an, daß sie den Leib bald verlassen wird, weil sie sich ja schon offen außerhalb des Leibes zeigt, während sie doch früher nur im Inneren verborgen gewirkt hatte.

Wenn ein Mensch krank zu Bett liegt, ganz gleich durch welches Leiden er bettlägerig wurde, und wenn dabei das Gewebe in seinem Gesicht gedunsen ist

wie das Gewebe eines Schlafenden, der aus dem Traum aufwacht, und wenn seine Augen dabei ganz klar sind wie Brunnenwasser und nur etwas wässerig, dann wird ein solcher Mensch zweifellos von seiner Krankheit nicht mehr genesen, sondern sterben. Daß das Gewebe seines Gesichtes so aufgequollen ist, kommt von den verschiedenen schwächenden Säften her, die sich auf seinem Gesichte bemerkbar machen; daß seine Augen aber dabei leuchtend klar bleiben, wie oben erwähnt wurde, kommt daher, weil die Seele ihr Feuer in diesen Augen noch zeigen kann, daß sie dabei aber auch wässerig sind, hat seine Ursache darin, daß das Feuer der Seele seine Flamme zum Verlöschen bringt, da sie im Begriff steht, ihn bald zu verlassen.

Wer aber mäßig in seinem Gesicht aufgedunsen ist, dabei aber keine wässerigen Augen hat, der wird mit knapper Not und unter großer Gefahr noch grad dem Tod entrinnen; die schlechten Säfte bringen zwar das Gesicht eines solchen Kranken zum Aufdunsen, aber die klargebliebenen Augen zeigen an, daß das Feuer der Seele noch in ihm vorhanden ist; sind sie aber nicht wässerig geworden, dann bringt die Seele ihre Flamme nicht zum Verlöschen, sondern stellt sie nur niedriger, um das Leben zu erhalten.

Sind die Augen eines Kranken zwar hell, aber doch etwas trübe und reichlich wässerig, dann wird er bald genesen und leben. Daß aber die Augen eines solchen Leidenden nicht ganz und gar klar sind, das bedeutet, daß die Seele ihr Feuer noch nicht zum Weggehen in diese Augen geschickt hat; daß sie dabei getrübt sind, kommt vom Überschuß an Blut, das sich dort als Kennzeichen des Lebens zeigt; daß sie schließlich reichlich wässerig sind, kommt daher, weil dieses überschüssige Blut sich im Aufschäumen reinigt und die Fäulnis (*tabes*) ausscheidet, um weiterleben zu können.

Wenn ein Mensch, der sich bisher durchweg klug und besonnen verhalten hatte, solange er gesund war, nun während einer Krankheit den Verstand verliert, wie einer, der in seinem Denken durcheinander ist und in diesem Unverstand verbleibt, wird er sterben und nicht am Leben bleiben. Daß er durchweg so klug und besonnen war, verdankt er gleichsam den Schwingen seiner vernunftbegabten Seele; während er nun in seinem Leiden dauernd so verwirrt ist, zieht die Seele die Flügel ihrer Vernunft ein und bereitet sich zum Weggehen (*exitus*) vor.

War aber einer während seiner Gesundheit durch die Flügel seiner Vernunft immer weise und klug und verliert nun, wo er krank zu Bett liegt, seinen Verstand, so zieht sich die Seele gewissermaßen von dem Leben zurück, um erst einmal vernünftig zu überlegen. Kehrt er dann plötzlich während dieses Leidens zu seiner früheren Besonnenheit in Beständigkeit wieder zurück und kann sich darin halten, dann läßt die Seele die Flügel ihrer Vernunft, die sie früher zeigte, von neuem als ein Zeichen des Lebens sehen, und so entkommt dieser Mensch noch gerade dem Tode.

Ein Mensch, der sich ständig unbesonnen und töricht verhielt, solange er seinen gesunden Leib hatte, bei dem hat die Seele die Flügel der Vernunft nicht vollständig sichtbar werden lassen; wenn er nun in einer bettlägerigen Krankheit einsichtig wird und in dieser Einsicht dauernd verbleibt, wird er sterben und kann nicht mehr leben, weil seine Seele schon das Verständnis und die Wege, die sie in einem anderen Leben nehmen wird, bereits beim Scheiden kenntlich macht. Bei einem Menschen nämlich, der im gesunden Zustande sich dauernd unbesonnen und töricht verhielt, weil seine Seele die Flügel der Vernunft nicht vollständig entfaltetete, bereitet sich die Seele, wenn er nun als Leidender verständig wird, zum Verständnis und für die Wege in einem anderen Leben vor. Wenn aber der Mensch während seiner Krankheit dann doch wieder zu seiner früheren Torheit plötzlich zurückfindet und so dabei verbleibt, dann kann er noch gerade dem Tode entgehen, weil sich dann seine Seele an den gewohnten Platz und den alten Zustand, den sie früher im Körper einnahm, zurückwendet, indem sie nun doch nicht von ihm Abschied nehmen will.

Ist ein Mensch durch eine bestimmte Krankheit bettlägerig geworden und zeigt er dabei an der Ader seines rechten Armes einen geordneten und regelmäßigen Puls, wie ein Mensch, der seinen Atem geordnet und regelmäßig einzieht und ausbläst, dann wird er leben und nicht sterben. Denn wie mächtig sich auch eine Krankheit durch die brennenden Fieber der Säfte bei einem Menschen entwickelt, die Seele behält gleichwohl geordnet die Art und Weise ihres Hauchens bei, da sie nicht die Absicht hat, ihren Leib zu verlassen. Daher ist der Puls der Ader geordnet und regelmäßig, weil die Seele das Gefäß nicht wie beim Hinscheiden erregt.

Wenn aber die Ader am rechten Arm eines Kranken beschleunigt hastet, wie bei einem Menschen, dem beim eiligen Rennen die Kehle zugeschnürt wird, und wenn nach keinem Pulsschlag eine Pause eintritt, dann stirbt er, weil seine Seele zum Ausziehen (exitus) gezwungen wird. Dann aber bewegt sie das Gefäß nur noch schwach und löst sich von ihm los, woher dann der Puls des Leidenden dem Tod entgegenhastet.

Wenn aber diese Ader bei solcher Beschleunigung einen oder zwei Pulsschläge geordnet gegeben hat und dann wieder hastet in Art der früheren Beschleunigung, dann zeigt die Seele mit dieser hastigen Art an, daß sie Angst hat, ihren Leib zu verlassen; deshalb erregt sie das Gefäß so hastig. Sie zeigt dabei einen oder zwei Pulsschläge geordnet, weil sie sich an das Leben in diesem Menschen erinnert und weil sie sich zu dem noch vorhandenen Leben zurückbemüht: so stirbt jener Mensch nicht und kann noch leben.

Der Pulsschlag der Ader ist aber deshalb besonders am rechten Arm zu beobachten, weil die Symptome, die Leben oder Tod vorkündigen, besonders gut am rechten Arm wahrgenommen werden können; liegt doch die

größte Kraft in der Rechten<sup>(31)</sup>. Die Rechte ist es, die immerfort wirksam ist; demgegenüber besteht in der Linken eine Art Trägheit, und sie leistet nichts Besonderes. Auch kann an der Beuge des rechten Armes und an der Beuge des rechten Beines, also unter dem Knie, der Pulsschlag der Ader wirklichkeitsgetreuer beurteilt werden, weil sich dort die Kraft der Seele befindet. Die Seele nämlich hält die Verbindung der Glieder fest in ihrer Gewalt und löst diese Gelenke erst, wenn sie den Körper verlassen will. Aus diesem Grunde zeigt auch der Puls ihrer Gefäße die stürmische Unruhe vor dem Tode durch sein Verhalten an. Hat die Seele aber nicht die Absicht zum Verscheiden, wiewohl ihr Leib viele Schmerzen durchzustehen hat, dann bleibt der Puls in den Gefäßen dieser Gelenke ruhig und geordnet, weil die Seele sich nicht auf ihren Austritt vorbereitet.

Was auch der Mensch trinkt, Wein, Bier, Met oder Wasser: jeder Harn zeigt die Beschaffenheit seiner Gesundheit oder Krankheit an, von welcher einem Trank er auch herkommen mag. Nun ist ein Harn nicht besser als der andere, da jeder Urin aus den Abfallstoffen (faex) stammt, ganz gleich, ob das eine Getränk wertvoller eingeschätzt wird als ein anderes.

Bei einem Menschen aber, der seinen Harn nicht halten kann, ist der Magen kalt und davon auch die Blase; aus diesem Grunde kann der Trank im Organismus nicht vollständig durchgekocht werden, er wird vielmehr vor dem Kochprozeß schon wie lauwarmes Wasser abfließen; das ist so, wie Wasser, auf ein Feuer gesetzt und so ans Erhitzen gebracht, schon oben überfließt, ehe es ans Sieden kam. So geschieht es noch bei den kleinen Kindern, die den Harn nicht zu halten vermögen, weil weder ihr Magen noch die Blase die vollständige Wärme haben, vielmehr die Kälte.

Ist aber ein Mensch, der krank zu Bett liegt, kalt und von der gichtigen Lähmung befallen, so ist sein Harn weiß wie der Schaum von neuem Most und so verdickt wie der Wein vom Schütteln, wenn er herumbewegt wird. Weil aber die Kälte und die Gicht ständig in seinem Organismus in Bewegung sind, ist sein Harn, solange die Krankheit dauert, weiß wie der Schaum des Mostes und verdickt. Denn durch die Kälte ist er weiß, während Wärme dem Harn eine rötliche oder ähnliche Farbe verleiht, verdickt ist er aber deshalb, weil die Säfte in einem solchen Menschen verdorben sind und ihren rechten Weg nicht mehr finden, ähnlich wie auch ein Gewässer beim Sturm über die Ufer tritt und sich eindickt. Wenn er dann sterben soll, fällt die Eindickung dieses Harns zu Boden, weil sich dann die Säfte in einem solchen Menschen trennen und auf den Tod vorbereiten. Derselbe Harn bleibt oben klar, indem jetzt das Blutwasser (tabes) vom Blut getrennt ist. Das Blutwasser bleibt oben, und das Blut sinkt zu Boden: zwischen der obersten, reinen Schicht und der unteren, verdickten hält sich das Blutwasser wie eisiges Wasser, das bald zusammenfrieren wird. Es kann auch aussehen wie gerade herabfallender Schnee, weil



sich leicht jener Bestandteil ablösen kann, den man Phlegma nennt, der dann wie frisches Eis friert und wie Schnee schmilzt oder eintrocknet, weil er aus dem Blutverband und von den Säften getrennt ist. Das sind Zeichen des Todes, ähnlich wie auch Wolken, die an Gebirge erinnern und oft ihre Gestalt wechseln, in ihrer schwärzlichgrauen Erscheinung oftmals Unwetter verkünden.

Wenn dagegen weder der klare Teil des Harns noch die eingedickte Schicht noch auch das soeben beginnende und noch unvollständige Zusammengerinnen noch schließlich die an fallenden Schnee erinnernden Eigenschaften des Harns vereinzelt voneinander sich darstellen, wie oben beschrieben, vielmehr untereinander vermischt so vor das Auge treten, daß sie nicht im einzelnen unterschieden werden können, dann wird der Kranke leben und gesund werden. So wird es auch zu keinen großen Unwettern kommen, wenn gleichförmige Wolken gleichmäßig verteilt am Himmel erscheinen. Blutwasser, Blut und Phlegma sind in einem solchen Falle insgesamt miteinander verbunden, weshalb jener Mensch dann nicht zum Sterben kommt. Wenn aber in dem gleichen Harn oben noch eine Spur von klarer Schichtung vorhanden ist und nichts, was an frischgefallenen Schnee erinnert, dann hat der Mensch viel auszustehen und wird nur mit knapper Not dem Tod entrinnen, weil das Blutwasser vom Blut und vom Phlegma nicht völlig getrennt werden kann, da oben nur eine Spur der klaren Schicht vorhanden ist, während unten keine Flocken zu sehen sind. So wird jener Mensch am Leben bleiben.

Wer aber hitzige und starke Fieberanfälle hat, dessen Harn ist von der Hitze des siedenden Blutes rot und dick, weil wegen der rotglühenden Wärme des Blutes die Säfte zu Boden liegen, als wären sie vom Schlaf überwältigt und könnten ihren Pflichten nicht mehr nachkommen. Dann sinkt der Geifer aus diesen Säften zu Boden und ist blutig, weil er in seiner roten Farbsubstanz und durch die Erhitzung aufgewühlt wurde. Solch ein hitziges Fieber läßt sowohl die Lust aufs Essen als auch den Geschmack der Speisen vermissen, weil die Säfte ihre Funktionen nicht mehr ausüben. Wenn aber ein Mensch dieses hitzige Fieber hat und auf Essen begierig ist und beim Essen sein Maß überschreitet, dann wütet das Fieber um so heftiger, weil die Säfte ihre Aufgaben nicht mehr erfüllen. Wenn er trinkt, und sei es reichlich, so bringt ihm dies keinen Schaden, weil er ohne dieses Trinken austrocknen müßte. War er indes schon vorher von hitziger Säftekomplexion, dann schadet ihm der Wein, den er bei der jetzigen Krankheit zu sich nimmt; er soll dann lieber Wasser trinken. War er aber vor seinem Leiden von kalter Säftekomplexion, so macht es ihm nichts aus, wenn er während dieser Krankheit Wein trinkt.

Kommt der Mensch dann zum Sterben, zeigt sein Harn allerlei Bildungen in sich, als würde er gespalten, wie Eis beim Auftauen sich spaltet. Diese Veränderungen haben ihre Ursache in den Säften: sie trennen sich, sobald der Tod naht, und bereiten mit solchen Veränderungen selbst dem Tode die Bahn. Oben

bleibt der Harn noch etwas klar, weil er vom Blutwasser und vom Blut geschieden ist; von unten herauf aber bis zu der klaren Schicht dickt sich der Harn ein, weil die Säfte beim Herannahen des Todes ohne weitere Leistungen daliegen. Wenn aber in dem Harn weder diese Gebilde noch der klare und eingedickte Teil so voneinander getrennt sind, daß sie jeder für sich erkannt werden können, sondern so miteinander vermischt erscheinen, daß man sie nicht unterscheiden kann, dann wird der Kranke am Leben bleiben und genesen; so treten ja auch viele gefährliche Unwetter nicht auf, wenn die Wolkengebilde am Himmel gleichmäßig aussehen. Denn in diesem Falle trennen sich das Blutwasser, das Blut und die Säfte nicht voneinander, sondern bleiben miteinander verbunden, um das Leben zu erhalten. Sind aber bei solchem Harn einzelne Verschiedenartigkeiten noch sichtbar, ohne daß sie sich durch den ganzen Harn hinziehen, so beginnen sich die Säfte nach und nach voneinander zu trennen. Sie vermögen dies aber noch nicht vollständig durchzuführen. Und wenn in demselben Harn die obere Schicht etwas klar ist, beginnt das Blutwasser sich von den Säften zu trennen; können dann in der unteren Schicht keine Bildungen besonderer Art unterschieden werden, so trennen sich die Säfte nicht voneinander: dieser Mensch wird dann am Leben bleiben. Eine gewisse Eindickung kommt indessen dort ohne Trennung zur Erscheinung, weil die Säfte nicht aus ihrem Verband gelöst wurden: in einem solchen Fall hat der Mensch viel auszustehen und wird kaum dem Tod entrinnen.

Es gibt Menschen, die zwar nicht an Magenschmerzen noch an Beschwerden der Seite leiden, dafür aber andere schlechte Säfte in sich tragen. Wenn es bei diesen zum Sterben geht, vertrocknen sie innerlich, weil der plötzliche Schock eines jäh anfallenden Leidens, das dann schon schwerwiegender Art sein muß, über sie hereinbricht, so daß davon ihr Organismus ausdörft. Wenn man deren Urin im Harn glase auffängt, hat er seine natürliche Farbe, weil sie bis dahin gesund waren. Hat man ihnen den Urin abgenommen, so soll er im Harn glas belassen werden, bis er sich abgekühlt hat. Kommt nun ein solcher Mensch zum Sterben, so wird der Harn, sobald er abgekühlt ist, bald blaß, weil dieser Mensch seiner Trockenheit wegen innerlich kalt war; gegen den Rand zu ist er klar, weil das Blutwasser von den Säften und dem Blut abgetrennt ist; an der Oberfläche aber wird dieser Harn aussehen, als sei er ein wenig mit Staub bestreut, weil nämlich die Säfte des Menschen in Schrecken gejagt sind und eine Art von Staub von sich geben, indem sie sich zum Tod vorbereiten; das ist so, wie Staub sich zerstreut, sobald man daran rührt. Und dies ist ein Zeichen des Todes. Wird aber der Harn nicht blaß und ist er gegen den Rand zu nicht klar, sieht er auch in seiner oberen Schicht nicht so aus, als wäre er ein wenig mit Staub bestreut, sondern als hätte er eine gleichmäßige Oberfläche, dann wird der Mensch leben und gesund werden; so kommt es ja auch nicht zu schweren Unwettern, wenn gleichförmige Wolken gleichmäßig am Himmel sichtbar sind. In diesem Falle haben sich nämlich das Blutwasser und das Blut wie auch die

übrigen Säfte des Organismus noch nicht vor dem Tode voneinander getrennt.

Wenn dieser Harn ein wenig rötlich aussieht, am Boden klar, oben und in der Mitte aber wie guter Wein gefärbt, und wenn es den Anschein hat, als schwimme etwas Fettiges auf seiner Oberfläche, dann leidet der Mensch zweifellos beträchtlich und wird nur mit knapper Not dem Tode entrinnen. Denn bei einem solchen Leiden zeigt der rötlich gefärbte Harn an, daß es mit der Gesundheit eines solchen Menschen noch nicht zu Ende geht, weil diese gesunde Kraft die Krankheit eines solchen Menschen mit ihrer Wärme durchdringt und schon anfängt, sie zu erwärmen. Aus diesem Grunde wird der Harn rot. Ist er aber gegen den Rand zu klar, so deutet das darauf hin, daß das Blutwasser von den Säften und dem Blute getrennt ist; wenn er oben und in der Mitte wie guter Wein gefärbt ist und wenn er so aussieht, als schwämme etwas Fettiges auf ihm, so weist dies auf ein Leberleiden hin, weil der Kranke an überflüssigem Fett leidet. Aus diesem Grunde scheidet der Harn den Schaum des Fettes als Symptom dafür aus. Auf diese Weise weist ein so beschaffener Harn auf eine schwere Krankheit und Lebensgefahr hin, dennoch aber zeigt seine rote Farbe an, daß das Leben noch, wenn auch kaum, sich hält.

Ein Mensch, der am täglichen Fieber leidet, wird rasch genesen, wenn sein Harn dick ist und eine weinähnliche Farbe hat. Die täglichen Fieber entstehen nämlich aus einer verkehrten Bewegung der Säfte, wodurch der Harn des Menschen dick wird, weil sich die Säfte in verkehrter Bewegung befinden. Die gleichen Fieberzustände können sich aus verkehrter Verdauung entwickeln, wenn nämlich der Stuhl ungewöhnlich hart oder ungewöhnlich dünn ist. Dementsprechend weist der Harn eines solchen Menschen die Farbe eines Weines auf, welcher umgewandelt worden ist. Wenn aber der Harn klar und hell wie Wasser ist, dann muß der Mensch sterben, weil sein Blut in Kälte umgewandelt ist; aus diesem Grunde strömen alle Säfte mit einemmal zusammen, wie wenn Milch gerinnt, weil es ihnen an Wärme und an Blut fehlt. Deshalb ist dann der Harn hell und klar, weil er nicht mit den Säften gemischt ist, da diese ihre Leistungen eingestellt haben. Wenn aber der Harn von etwas bleicher Farbe ist, dabei dicklich und etwas wässerig, dann hat der Mensch viel zu leiden und wird kaum dem Tod entkommen. Da nämlich solch ein Mensch die Kälte in sich trägt, ist sein Harn blaß und leicht wässerig, und da die Säfte in ihm wie ein Unwetter vor dem Tod gleichsam überfließen, ist der Harn dick; deshalb hat der Mensch viel durchzustehen und wird gleichwohl nicht zum Tod kommen.

Ein Kranker, der das dreitägige Fieber hat und bei dem der soeben aufgefangene Harn blutig gefärbt ist, ohne daß sich diese blutige Verfärbung ändert, wo sie also bleibt und der Harn dick wird, stirbt nicht, er bleibt nur lange leidend. Bei einem solchen Menschen sind nämlich die Säfte in brennende Hitze verkehrt: daher ist sein Harn blutig und bleibt wegen der Kraft dieser Hitze auch in seiner Rötung. Und weil dieselben Säfte im Organismus sieden, kann sein Stuhl nicht richtig und natürlich sein, weshalb auch ein Saft aus der Ver-

daung sich einem Teil des Harnes beimischt, wodurch dieser eingedickt wird. Wegen einer solchen Krankheit bleibt dieser Mensch lange leidend, stirbt aber nicht, weil sich die Säfte in seinem Organismus nicht voneinander trennen.

Wenn dieser Harn frisch im Glase aufgefangen ist und rot aussieht, dann aber rasch blaß wird, indem dabei allerlei Bildungen wie dünne Äderchen sichtbar werden, die also rötlich, wässerig und trübe aussehen, dann ist das ein Zeichen des Todes, und der Kranke wird sterben. Denn der Harn, der wegen der großen Hitze und Wärme eines Menschen rötlich gefärbt ist, besitzt bei seinem Bläßwerden nicht mehr die ganze Kraft dieser starken Hitze, weil der Mensch von innen her durchkühlt ist. Dann erscheinen auch die verschiedenen Gebilde im Harn, weil bei einem solchen Menschen die Säfte voneinander geschieden werden, die ja ihrer Funktion entsprechend verschiedene Farben besitzen. Rot sind sie nämlich, weil Wärme und Blut durch die Kälte abgetrennt werden, wässerig, weil Blutwasser und Blut sich von Blut und Wärme spalten, trüb schließlich, weil die Schwarzgalle und ähnliche Säfte sich voneinander scheiden. Wenn nun dieser Harn die von den verschiedenen Säften herrührenden Gebilde hat, ohne daß solche rötlichen Bildungen erscheinen, so sind Blut und Wärme noch miteinander verbunden und nicht geschieden. Auf diese Weise zeigt der Harn an, daß noch Leben vorhanden ist. Indes hat ein solcher Mensch viel auszustehen und wird kaum dem Tod entgehen.

Wer das viertägige Fieber hat, muß viel Beschwerden ausstehen, wenn sein Harn dick und rot gefärbt ist und in ihm die mannigfaltigen Bildungen wie Adern zu sehen sind — ist er dann doch innerlich ausgedörrt —, doch kann er am Leben bleiben. Denn wenn der Harn dieses Menschen dick ist, so mischt sich etwas von der Verdauung dem Harn bei; davon wird er nämlich eingedickt. Wenn er rot aussieht, so bleibt die Wärme noch beim Blut und trennt sich nicht davon. Wenn er aber die mannigfaltigen Gebilde in sich trägt, dann stehen die verschiedenen Säfte noch in ihrem Verband: so trocknet zwar der Mensch in seinem kranken Zustand aus, wird aber am Leben bleiben, weil eine Lösung der Säfte in seinem Organismus noch nicht stattfindet.

Wenn aber der Harn weiß wie Eiter und einer geronnenen Milch ähnlich gewesen ist und wenn in seiner Mitte eine Erscheinung wie eine Wolke, rot und weiß gefärbt, dabei trübe aussehend, auftritt, dann ist das ein Zeichen des Todes, und der Kranke wird sterben. Ein weißer Harn, dem Eiter und geronnener Milch vergleichbar, ist nämlich ein Hinweis darauf, daß die natürliche Wärme aus dem Organismus gewichen ist, woher denn auch der Urin weiß ist. Aus demselben Grunde gerinnen auch die Eiterstoffe, die in jenen Säften waren, weil ihnen die nötige Wärme fehlt. In seiner Mitte erscheint er wie eine Wolke mit purpurrotem, weißlichem und trübem Aussehen, weil die Schwarzgalle in der Mitte der Säfte, gewissermaßen in deren starkem Schutze, liegt. Purpurrot aber ist er, weil er seine Farbe gleichsam in die einer Wunde umgeändert hat, da er dabei ist, sich aufzulösen; weiß erscheint er, weil der Eiter

auseinanderfließt, womit die nachlassende Kraft zum Ausdruck kommt; trübe sieht er schließlich aus, weil er den schlechten und natürlichen Rauch, den er vorher in sich hatte, nunmehr herausläßt. Deshalb ist ein solcher Harn einer Wolke ähnlich, die purpurfarben, weißlich und trüb ist, wie vorher erwähnt; ist er dann an seinen Rändern noch etwas klar, weil er nicht ganz und gar eingedickt ist, dann hat der Mensch viel zu leiden und wird dem Tode kaum entgehen. Immerhin wird er eher genesen können als einer, dessen Harn rötlich ist. Der purpurrote Harn ist nämlich ein Zeichen dafür, daß die Schwarzgalle verletzt ist, weißer hingegen, daß sie bereits am Zerfallen ist, und trüber, daß sie ihren Rauch entläßt, wenn es zu Ende geht. Die klare Färbung an den Rändern aber, da ja der Harn in der Mitte und nicht ganz und gar eingedickt ist, deutet darauf hin, daß die Säfte jenes Menschen noch nicht grundsätzlich voneinander getrennt sind; denn daß am Rande noch ein klarer Bezirk und nur in der Mitte die Eindickung vorherrscht, ist ein Zeichen dafür, daß die Säfte noch in ihrem Verband stehen. So kann der Mensch dem Tod entgehen und rascher zur Genesung kommen als einer, dessen Harn rot ist, weil dieser die große innerliche Hitze hat, von der er so leicht nicht befreit werden kann.

Es bleibt zu beachten, daß das Wasser der Flüsse sich je nach der Temperierung der Luft verschieden verhält. Herrscht ein starker Wind, so entstehen Stürme und Gefahren auf dem Wasser. Brennt die Sonne in ihrer Glut, so sieden die Gewässer und bilden einen Schaum. Bei ruhiger und temperierter Luft aber sind die Gewässer sanft und still und schön. Genau so verhält es sich mit dem Harn des Menschen. Wenn sich eine gefährliche Krankheit im Menschen wie ein heftiger Sturm erhebt, so daß Leib und Seele sich trennen möchten, dann häufen sich auch in seinem Harn die großen Unwetter. Wenn nämlich in einem Menschen überaus große Hitze der Säfte wie heftige Sonnenglut sich erhebt, dann erscheint auch der Harn im Menschen entsprechend dieser Glut und Hitze seines Organismus. Doch wenn der Mensch in rechtem und ruhigem Verhalten seines Körpers leben kann, dann zeigt auch der Harn die entsprechend geordnete Temperierung.

Will man Gesundheit oder Krankheit eines Menschen aus dem Harn erkennen, so ist dieger aufzuheben, am besten, wenn der Mensch gerade aus dem Schlaf erwacht, weil dann der Harn entsprechend dem wirklichen Befinden des Kranken richtig zusammengesetzt und gefärbt ist. Wenn nämlich der Mensch schläft, verhält er sich ruhig, ohne Bewegung, weshalb die Säfte und der Schweiß seines Organismus, ganz wie es ihrer Art entspricht, strömen können, wobei sie dann wirklich das Befinden des Menschen widerspiegeln. Wenn aber der Kranke nicht schlafen kann, soll man zur Beurteilung seines Zustandes den Harn auffangen, den er während der Nacht läßt oder den er in der Tagesdämmerung ausgeschieden hat, weil die Temperatur der Nacht wie auch die bei Tagesanbruch die Säfte seines Organismus wie auch die wirklich in ihm vorherrschende Qualität einigermaßen zusammenfassen.

Die Erde und der Lehm verhalten sich bewegungslos; auch durch die Luft können sie nicht bewegt werden. Hingegen lassen sie einen Geruch von sich ausgehen, wenn der Regen bereits fällt oder wenn baldige Aussicht auf Regen besteht. Genau so geschieht es mit dem Stuhlgang des Menschen. Denn im fertig ausgeschiedenen Stuhl lassen sich keine Zeichen mehr nachweisen, die Leben oder Tod vorausverkündigen, weil der Stuhl des Menschen unbeweglich ist wie die Erde. Dagegen kann aus seinem Geruch etwas über Leben und Tod ausgesagt werden, wenn auch nur mit Schwierigkeiten und selten. Wenn nun der Stuhl gewohnheitsmäßig stark riecht, so wie er immer zu riechen pflegt, ist dies kein Zeichen des Todes, weil die warme Fäulnis sich in diesem Geruch kenntlich macht. Wenn aber dieser Stuhl nicht stark riecht und wenn der ihm anhaftende Geruch anders ist als gewöhnlich, dann ist dies ein Zeichen des Todes, weil die Wärme bei dieser Fäulnis fehlt und weil sie in eine verkehrte Weise umgeändert wurde, indem nämlich die Säfte in diesem Menschen verändert worden sind. Auch wenn der Stuhl schwarz und trocken ist, ist dies ein Zeichen des Todes, weil die Schwarzgalle die Verdauung in eine Schwärze und Trockenheit verkehrt hat, da nämlich, wo die Säfte des Menschen sich auf den Tod vorbereitet haben. Wenn aber der Stuhl schwarz und trocken ist, kann jener Kranke, obwohl der Stuhl ganz wie gewöhnlich riecht, kaum dem Tod entgehen; die Schwarzgalle zeigt nämlich durch die Schwärze und die Trockenheit des Stuhles ihren schlechten Zustand an, wengleich der innerlich durch die Schwarzgalle in Schwärze und Trockenheit umgewandelte Organismus noch die richtige Wärme im Geruch der Fäulnis aufzuweisen vermag. Hat sie aber einen von dem gewohnten abweichenden Geruch, so ist das ein tödliches Zeichen, weil die richtige Wärme des Menschen verlorengegangen ist, wie sich an dem unvollständig gebliebenen Fäulnisvorgang erweist.

*Bis auf einige originelle Vergleiche und stilistische Figuren bleibt Hildegards Diagnostik und Prognostik im Rahmen einer mittelalterlichen Heilkunde, besonders der so häufig tradierten Puls- und Harntraktate. Ihr Grundgerüst mag sie den Anweisungen des Isidor von Sevilla entnommen haben, in denen stand: „Es ist für einen Arzt notwendig, daß er das Vergangene wiedererkennen soll, den gegenwärtigen Stand übersehen kann und den weiteren Verlauf voraus wisse“ (Isid. Etym. IV, 10) (32).*

*Während sich eine solche klare Trennung in Anamnese, Diagnose und Prognose aus unseren Beschreibungen nicht mehr herauslesen läßt, findet man im einzelnen genügend charakteristische Hinweise. So ist bei den Augen auf die Farbe und Klarheit zu achten, auf Trübungen und vor allem auf den Blick. Die Haut wird eingehend nach Farbe und Konsistenz der Gewebe beurteilt. Vor allem rote oder blasse Wangen sowie das gedunsene Gesicht spielen eine Rolle. Ungewöhnlich ist die diagnostische Bedeutung, die der Stimme beigemessen wird. Unter den psychischen Funktionen ist der plötzlich wechselnde*

*Bewußtseinszustand am meisten zu beachten; neben Eintrübungen und Verwirrheitszuständen mögen hier auch charakterologische Strukturveränderungen mit gemeint sein. Der Puls hat längst nicht das qualitative Spektrum, welches die Antike überliefert hat: es wird lediglich der gleichmäßige, ruhige, geordnete Puls von einem beschleunigten, stürmischen und sprunghaften unterschieden. Unter gleichem Aspekt wird die Atmung betrachtet. Die Harn- und Fieberlehre bietet uns ein buntes Bild, deren Symptomatik wir uns nicht mehr anschaulich vor Augen führen können. Die Verdauungsworgänge werden mit der elementaren Struktur der Welt in Verbindung gebracht und ganz aus den Kardinalsäften erklärt.*

*Aus diesen Vorstellungen heraus ergibt sich auch das Wesen der Gesundheit: Es besteht in Wachstum und Entwicklung sowie im harmonischen Gleichgewicht der Elemente und Säfte; jede Störung bedingt Krankheit, die aus der gleichen biologischen Gesetzmäßigkeit heraus reparabel ist, die aber auch zum Tod führen kann. „Nur unter Seufzern und Klagen verläßt die Seele ihren Leib; sie wandert gleichsam aus und zerstört trauernd ihren Wohnsitz“ (429 A). Wie an anderen Stellen ausgeführt ist, sehnt sie sich auch weiterhin zurück nach ihrem Körper, mit dem sie einst gelebt und sich handelnd verwirklicht hat, mit dem sie auch auferstehen wird, um zur Anschauung Gottes zu gelangen.*

*Das Wesen dieser Verbindlichkeit kommt in dem schönen Bild von den Augen als den Fenstern der Seele zum Ausdruck. Diese Augen sind Öffnungen im Gehäuse für die Seele, durch die das Licht fällt und durch die der Mensch Ausschau hält aus seiner Hülle, dem Leib, der ja Kleid und keineswegs Kerker der Seele ist. Die Augen sind das Offene am Menschen für die Wirklichkeit, wie ja der Blick so wesentlich zeigt, jene beredte und beglückende Weise des Erblickens, in der ein anderer auf mich zukommt in seiner Herzlichkeit. Die Augen sind endlich Fenster und Zugang eines Innerlichen in das Innige des anderen: der Teil, wo beide sich durchschauen und erkannt werden, um dabei vertraut miteinander zu sein.*

## VON DER GESUNDEN LEBENSFÜHRUNG

FORMEN DER DIÄTETIK / WESEN  
DER REGULA / MASSIGKEIT ALS MODELL /  
VOM REDEN UND SCHWEIGEN / WACHEN UND  
SCHLAFEN / BETEN UND ARBEITEN / OBER  
DIE KLEIDUNG / ESSEN UND FASTEN /  
GESCHLECHTSVERKEHR / VOM SOZIALEN  
VERHALTEN

Hildegards hygienische Vorschriften und diätetische Ratschläge müssen aus dem gesamten Schrifttum zusammengestellt werden; eine geschlossene Behandlung findet sich im Rahmen ihrer Heilkunde nicht. Alles, was sich an Ansätzen finden läßt, muß von der ganzen Weltanschauung her gedeutet werden.

War in den beschriebenen Krankheitsfällen die Dyskrasie das Symbol des verführten Menschen mit all ihren Folgezuständen (*destitutio*), so wird nun die Eukrasie eine Besinnung auf den ursprünglichen, gesunden Stand des Menschen (*constitutio*) und darüber hinaus Doktrin und Regel, Anweisung und Leitbild für die rechte Lebensführung im Hinblick auf des Menschen Heil (*restitutio*). Daraus ergibt sich, daß der Lebensstil eines Menschen nicht nach dem Sinn einer biologischen Durchschnittlichkeit oder humanistischen Wohlgeratenheit gemessen und geformt werden kann, daß er vielmehr nur aus dem Aspekt der Herkunft und Berufung des Menschen sein Format bekommt. Von hier aus allein erhält die Führung des Lebens, der je spezifische Lebensstil, der die Erhaltung der leiblichen Gesundheit selbstverständlich einschließt, Profil und Farbe. „*Diaita*“ kann nicht auf Nahrungsaufnahme und Stoffwechsel beschränkt werden; sie ist Richtschnur für die Existenzweise des ganzen Menschen.

Hildegards Lebensstilkunde ruht auf der Tradition zweier grundlegender Unterweisungen, den diätetischen Vorschriften, wie sie etwa in der frühen „*Diaeta Theodori*“ vorliegt und wie sie in der Klostermedizin immer wieder anzutreffen sind, viel mehr aber noch auf der *Regula St. Benedikts*, die ihr gottgeweihtes Leben formte. Daß zwischen den gesellschaftlichen Vorschriften und den Lebensgesetzmäßigkeiten Bezüge gesucht und gefunden wurden, zeigt die knappe Definition des Isidor von Sevilla: „*Diätetik*, welche die Lateiner auch *Regel* nennen, besteht in der Beobachtung des Gesetzes und des Lebens“ (*Isid. Etym. IV, 9*).

Während die „*Diaeta Theodori*“, die bezeichnenderweise dem ersten Druck der „*Physica*“ (Straßburg 1533) beigegeben ist, keine direkten Einflüsse er-

kennen läßt, steht die benediktinische Lebensregel zentral und nahezu ausschließlich, erprobt in einer lebenslänglichen Erfahrung und Befolgung, in Hildegards Lebensführung.

Kranksein weist einem inneren Sinn nach auf die natürliche und gesunde Lebensführung hin. Wie der Schmerz signalisiert und die Lebenskräfte entsprechend alarmiert, so tendiert auch die restituierende Genesungskraft, die als „viriditas animae“ im Grund aller Krankheitsverläufe wach werden mußte, auf Regulierung der gestörten Ordnung, auf Temperierung der aufgestörten Kardinalsäfte und somit auf die Harmonisierung der leiblichen Organisation hin. Krankheit wird ihr eigenes Korrektiv, und zwar für den ganzen Menschen. Wie nämlich das Wesen der Krankheit nur aus der Verflochtenheit mit Urstand und Sündenfall erfaßt werden kann, so basiert auch die erneuerte Lebenshaltung über alle empirischen Manipulationen und biologischen Äquilibrationen hinaus auf der letzten Verantwortlichkeit des Menschen vor Gott. Er hat versagt in seiner Unbotmäßigkeit und soll wieder hören lernen, was er in seiner Krankheit zu fühlen bekommen hat.

Aus diesen Gedanken ergibt sich, daß die Lebensführung eines Menschen eine vielschichtig gestufte Ordnung mit bedeutenden Wertunterschieden ist. Hildegard zwingt deshalb den Menschen nicht in blasse Schemata oder starre Doktrinen; wie die Entstehung der Krankheit vielerlei Aspekte erlaubt, so ist auch der Habitus der Lebensregulierung vielfältig strukturiert: vom klugen Ausweichen gegenüber den Schädlichkeiten bis zum rein technischen Praktizieren und Eingreifen im Krankheitsfalle, vom weisen Maßhalten bis zur distinktesten Gesundheitsförderung, von der schlichten Auseinandersetzung mit dem faktischen Schmerz bis zur innersten Begegnung mit dem Leid und den Urphänomenen von Not und Mißverhältnis werden alle Stufen und Übergänge, Möglichkeiten und Spannungen gezeigt.

Wie klug und überlegen die Äbtissin Hildegard diesen diätetischen Habitus des Menschen eingesehen hat, zeigt ihre Auslegung der Regel, die sie für ihre Mitschwester verfaßt hat, jener Regel, die der Benediktinerin Lebens-Gesetz bedeutet, das Gesetz des Lebens in dieser Welt für eine andere, jener „regula“, die ihrem Wesen nach Nachfolge Christi ist, des großen Arztes und Heilandes der Welt, der für Hildegard nicht nur die „Sonne der Gerechtigkeit“ ist, sondern auch der „Freund der Barmherzigkeit“.

„Unser Vater Benediktus“, schreibt Hildegard (1055 A), „war in solchem Ausmaße von der Gnade des Heiligen Geistes durchdrungen, daß ihm in keinem seiner Werke, gleichsam wie im Punkt des Augenblicks, wie im Blitz des Blickes die Kraft des Heiligen Geistes fehlte. Er war der verschlossene Brunnen, der seine Lehre in der Diskretion Gottes erquillen ließ, indem er nämlich den spitzen Nagel dieser Lehre nicht zu hoch und nicht zu tief, sondern genau in

der Mitte des Rades einschlug, so daß ein jeder, sowohl der Starke wie auch der Schwache, daraus zu trinken vermochte, und zwar je nach seinem Fassungsvermögen und wie es seiner Eignung angemessen war.“ Das Vorbild dieser Lebenshaltung ist jenes bekannte Rad (rota), auf dem die Welt abläuft, die ganze kosmische Ordnung und aller Kreislauf der Geschichte und nun also auch das fallende, stürzende, kreisende Menschenleben im kleinen und konkreten: bei allem Umlauf soll der Mensch das Zentrum seiner Lebensführung in der Mitte des Rades erblicken. So wird nichts überspannt und nichts vertieft, alles bleibt ohne jede Verkrampfung und Verstiegtheit im organisch gesetzten Maß der Mitte, mitten in jenem Rad-Werk, das in jeder Verlaufsform seiner großen wie kleinen Geschichte Zeichen und Beweis für die Macht Gottes ist (circumiens potestas Dei est). Viele Gesetzeslehrer, schreibt die Äbtissin weiter, hatten die Lebenslehre zu hoch gespannt, als daß der einfache Mann sie hätte verstehen und beachten können. Benedikt aber gab die milde, die mittlere Anweisung, „in aller Liebe legte er den Grundstein für die Mauer der Heiligkeit der Regel, wobei er in seiner keuschen Art mitten im Pomp und Genuß seines Zeitalters ein Fremdling geblieben ist“ (1055 B). Er, der „Sohn der Taube“, war ganz erfüllt von der Heilsamkeit der Tugenden der Gottesfurcht und Frömmigkeit, der Reinheit und Liebe.

Wie lebte auch der Mensch dahin, bevor ihm ein so ausgezeichnetes „magisterium“ zur Verfügung stand? Da war der Mensch, der „homo mutabilis“, ein schwankendes Rohr, in völliger Ungewißheit und vielfacher Ratlosigkeit (diversa incertitudo), in ständiger Rastlosigkeit und aufreibender Unruhe (instabilitas). Diesem krankmachenden Laster der Unrast (vitia instabilitatis) hat Benedikt zunächst einmal eine Grenze gesetzt: er gab den festen Platz (locatio), die feste Führung (stabilitas) und eine feste Regel (magisterium). Das brauchte der Mensch, der selber ist wie die Erde; er braucht grundsätzlich eine gewisse und ganz besondere Saftigkeit, eine „discreta humiditas“.

Diese kluge Regel erstreckt sich auf das Gesamt menschlicher Lebensführung, auf alle leiblichen wie geistigen Belange, auf Reden und Schweigen, Essen und Fasten, Schlafen und Wachen, Beten und Arbeiten, und Hildegard geht jedem einzelnen Punkt sorgfältig und gewissenhaft nach.

Es wäre zum Beispiel recht unmenschlich, „wenn der Mensch immerfort in der Schweigsamkeit leben müßte und niemals sprechen dürfte“ (1056 A). Auch die Mönche sollen das, „was sich gehört und was an notwendigen Fragen auftaucht, untereinander besprechen, damit sie nicht durch ihr ungeordnetes Schweigen Überdruß bekommen“.

Im gleichen Rhythmus stehen Wachen und Schlafen, und zwar buchstäblich angepaßt auf das großartige Modell der Natur mit ihrer Nacht und ihrem Tag. Die Schlafordnung muß möglichst simpel sein, „damit nicht durch zuviel

Wachen und zuviel Schlafen der Mensch in seinem Gehirn wie auch dem übrigen Organismus geschwächt wird. Denn der Mensch wird durch die Regelwidrigkeit im Schlafen und im Wachen von einer Schwäche der Sinne wie auch der übrigen Leiblichkeit befallen“. Dieser Rhythmus rechtfertigt sich weiter aus den natürlichen Stoffwechselbedingungen: „Wenn die Speisen verzehrt und die Getränke genossen sind, verwandeln sie sich nach stundenlangem Verweilen bereits in andere Stoffe; dann ist es erforderlich, daß der Mensch aufstehe, damit diese Wachstunden dem Organismus zur Gesundheit dienen, während er sich durch unschickliches Weiterschlafen schädigen würde und weil er sich ja jetzt auch abzuführen hat. Ferner würde er, wenn er allzu lange weiterschliefe, leicht von fieberhaften Zuständen befallen werden und durch die innere Lebenswärme eine Erschütterung seiner Körpergewebe zu spüren bekommen“ (1056 B/C). Die Schlafdauer ist durch die Matutin und die Komplet des Stundengebetes festgelegt. Ganz natürlich und möglichst einfach soll auch die Schlafstätte und die Schlafkleidung sein (1062 D).

Abwechseln sollen einander auch „Beten und Arbeiten“, jene Formel für das kontemplative und aktive Leben des Menschen: in keinem von beiden soll es über die natürlich einsetzende Ermüdung hinaus zu einer Erschöpfung und in der Folge davon zu Ekel und Überdruß kommen. Die Ruhe ist notwendig, damit der Mensch etwa Gelegenheit bekommt, das Gelesene seinem Gedächtnis anzuvertrauen, damit es dort weiter verdaut werde und wiederum wirksam werden könne (1057 B/C). Dies ist der Sinn der Ruhezeit (intervallum) und auch der Kürze, da alles eine begrenzte Zeit haben soll und sich ergänzend zueinander zu verhalten hat; denn „all dieses soll mit Freude und ohne Überdruß trotz allem Eifer durchgehalten werden“ (1058 B). Der Mensch braucht Veränderung, Bewegung, daher auch die Arbeit und sein Handwerk; er ist nicht nur das „opus Dei“, er ist auch selber „homo operans“, wozu selbstverständlich sportliche Übungen, wie Jagd und Reiten, die aber von den Frauen nur mit Vorbehalt durchgeführt werden sollen, gehören. Deshalb gibt Hildegard auch den gesunden und derben Rat: „Nimm du den Pflug in die Hand und bebaue das Land. Dies ist notwendiger, als wenn du dich mit dem Herausreißen unnützer Kräuter unter den Blumen beschäftigst“ (202 D). Das gilt in wörtlichem wie übertragenem Sinne; denn Geschwätzigkeit (garrilitas) in jeder Form verliert vor Gott ihre Existenzberechtigung.

Die Kleidung soll der Jahreszeit, dem Klima, der Berufsart angemessen werden, auch der Reise. Nachts trage der Mensch ein einfaches Gewand, um nicht nackt zu liegen, und nur eines, weil er es anders nicht gut haben kann. Er soll sich dabei leicht umgürten, um nicht nachher doch noch bloß zu liegen (1058 D).

Nur zu festgesetzten Zeiten dürfen die Mahlzeiten eingenommen werden. Ausnahmen gelten für Kinder und Greise sowie selbstverständlich für die Kranken. Die Gerichte werden im einzelnen besprochen: es sind Früchte des Feldes, Gartengemüse, Obst, Käse, Eier, Fische und Geflügel, dazu Brot, Wein oder Bier. Diese Speisen müssen sorgfältig ausgesucht sein, „so wie der Jäger sich passend erscheinendes Wild einfängt“; sie sollen abwechslungsreich sein und sich gegenseitig ergänzen. Weitverstreute Angaben in Hildegards Schriften berücksichtigen Jahreszeiten, Tageszeiten, Lebensalter, Gesundheitszustand, Arbeitsleistung, Verdauung usw. Immer ist wichtig das Maß und die Eignung zum Zwecke der körperlichen Erbauung, die die geistige mit einbezieht. So soll der Vorleser nicht nüchtern lesen, sondern etwas frühstücken, damit er nicht durch Beklemmungen von seiten des Herzens geplagt wird (1060 A).

Es soll keiner auf seine eigene Faust und nach seinem Gutdünken und Besserwissen fasten (1061 A). Nicht Fasten und Nachtwachen machen nämlich den beherrschten Menschen aus, auch nicht die sexuelle Enthaltbarkeit und eine strenge Tracht, sondern immer die demütige Haltung der Mitte. Fastenzeit ist ja nichts als die vorbereitende Gelegenheit zu einer Ordnung. Es ist die gleiche geistige Haltung, die vor Völlerei und Trunksucht genau so warnt wie vor übertriebener Enthaltbarkeit, gewaltsamen Verdrängungen und einer zwanghaften Askese. Dafür einige Beispiele aus Hildegards Briefen:

„Trockener Sand ist nichts nütze. Und die Erde gibt keine Frucht, wenn sie durch den Pflug zu stark zerbröckelt wird. Aus dürrer Felsboden sprießen nur Dornen und lauter unnützes Kraut. Genau so richtet unvernünftige Enthaltbarkeit das Fleisch des Menschen zugrunde, weil ihm nicht die Grünkraft einer rechten Ernährung vergönnt wird. Davon dörrt der Mensch aus. — Zu strenge Enthaltbarkeit entzieht auch dem Tugendleben die Grünkraft: nur ein windiger, nichtsnutziger Ruf wächst auf, als seien solche Leute heilig und sind es doch gar nicht.“ Diese Menschen leben ständig im Widerstreit mit sich selbst und kommen zu keiner Ruhe. „Der Mensch, der ein königliches Leben mit einer geistigen Lebenshaltung führen will, muß sich die Lust auf köstliche Schmausereien bei unangepaßten Mahlzeiten vergehen lassen, aus denen doch nur Ausschweifung entsteht, ferner das starke Weintrinken, das die Geilheit aufregt und auch die übrigen Reizmittel, die keinerlei Gesundheit in sich tragen.“ Mit dieser Warnung verknüpft Hildegard zum Schluß die Mahnung, nur die Gesinnungsethik und keinerlei Werkethik als Richtschnur anzuerkennen: „Niemand soll zähneknirschend für einen Lohn rein nach dem Werkvermögen kämpfen, einen Lohn, den er doch nicht verdient; denn Ich gebe einem jeglichen seinen Lohn nach dem Verdienst seiner Liebeskraft“ (319 D — 320 B).

Das Bild irdischer Fruchtbarkeit ist maßgebend auch in einem anderen Brief: „Sieh Du zu, daß Du Deine Erde in Zurückgezogenheit behältst und daß Du sie nicht unbrauchbar machst, so daß die Grünkraft der Kräuter und duftenden Kräfte nicht aufsprießen kann, wenn die Pflugschar mühsam hindurchgezogen

ist. — Oftmals sehe ich, wie ein Mensch seinen Leib durch allzu große Enthalt-samkeit niederhält und wie dann doch nur der Überdruß in ihm aufsteht; solcher Verdrossenheit aber gesellen sich mehr Fehler zu, als wenn er seinem Körper die richtige Nahrung gegönnt hätte“ (327 C).

Ein weiteres Schreiben faßt diese Mahnungen zusammen: „In Dir selber sollst Du Deine Erde bearbeiten, damit sie nicht unfruchtbar dahindörret. Dazu aber mußt Du Dich mit ganzer Herzkraft sammeln, auf *eines* konzen-trieren, damit Du nicht dieses Dein Herz an die Wechselhaftigkeit rastloser Gesinnungen gewöhnst. Im Grunde bist Du der guten Erde gleich, die häufig von angemessenem Naß durchtränkt wird, damit sie schöne und liebliche Kräuter hervorbringt. Wie Du das verstehen sollst? Wenn der Mensch sein Fleisch mit Maßen nährt, dann ist auch sein Betragen fröhlich und umgänglich. Wenn er aber im Übermaß der Schmausereien und Gelage dahinlebt, dann legt er zu jedem schändlichen Fehler in sich den Keim. Und wer anderseits seinen Körper durch unvernünftige Enthalt-samkeit schädigt, der geht immer wie zornig einher. In all diesen Dingen sei Du die gute Erde!“ (335 D—336 A).

Es ist also stoische Weisheit, daß die Diätetik der Speisen auch zur Seelen-diät wird; daß aber die Freude das Kriterium ist, ist christlich und echt Hilde-gardisch: „Die Speisen sollen zur Erquickung in rechtem Maße verteilt werden, damit es der treuen Gefolgschaft nicht an Freude der Seele ermangle“ (195 B).

Soweit es sich um eine allgemeine Lebensstilkunde handelt, muß auch die Eugenik als die Lehre von der Erhaltung und Veredlung der Gattung heran-gezogen werden. Wir brauchen hier nur zusammenzufassen. Der Mensch hat beim Geschlechtsverkehr auf die eigene Reife wie auch die Geschlechtsfähigkeit seines Partners zu achten, darüber hinaus aber auch auf kosmische Konstel-lationen. Wer sich anders aufführt, ist ein unregelmäßiger Vielfraß, der nur sich und seiner Nachkommenschaft Schaden bringt. Zu frühzeitiger Verkehr ist gesundheitswidrig und auch für die Charakterbildung nachteilig. Im Ge-schlechtsleben selber kommen Mann und Frau noch zu einer weiteren Ent-wicklung und verhältnismäßig spät zur Stabilisierung ihrer menschlichen Reife. Krankhafte Anlagen, die bestimmte Eigenschaften bedingen, können weiter ver-erbt werden. „Wie das zu verstehen sei? Wenn einer dem reinen Lehm Schmutz oder Mist beimischen würde, könnte der jemals ein stabiles Gefäß heraus-bringen? Oder wer seinen Samen in Unzucht und Ehebruch dahinschüttet, könnte der jemals Kinder der Stärke erzeugen?“ (394 C). Somit sind die Eltern verantwortlich für das weiterzugebende Erbgut, das als elementare Stoff-Kombination verstanden wird, genau so wie der Töpfer für die Bei-mischung in seinem Gefäß einzustehen hat. „Wunderst du dich denn, du Mensch, daß Ich den Ehebrechern und sonstigen Untätern Kinder gestatte? Mein Urteil ist gleichwohl gerecht!“ (394 D).

An anderen Stellen ist die Ansicht Hildegards über die Bedeutung des Ge-

schlechtslebens für Gesundheit und Krankheit ausgeführt worden; auch die störenden Einflüsse wurden bemerkt, nicht aber die mittelalterliche Meinung vom Ausfall des Coitus als einer direkten Krankheitsursache. „Die Enthalt-samkeit bewahrt die völlige Gesundheit des Menschen und ernährt den ganzen Menschen, sowohl den Körper als auch die Seele in Heiligkeit“ (802 D).

Beim Umgang mit Menschen, bei jedem geselligen Verkehr im eigenen Haus oder draußen, soll man sich vor Augen halten, daß im anderen Menschen Christus vorgestellt wird, und man soll sich so benehmen, „als ob Christus selber da wäre“ (1061 C). Das gilt besonders für die Gäste sowie für die Armen und Kranken. „In der freundschaftlichen oder geselligen Redeweise der Unterhaltung wie auch bei allen sonstigen Angelegenheiten der alltäglichen Lebensbedingungen soll man dem Nächsten das Menschliche (*humanitas*) zu-erkennen“ (1061 C).

Sinn dieser Anweisungen auf rechte Maßhaltung ist nicht, den Menschen Beschwerlichkeiten spüren zu lassen, vielmehr soll er immer nur Freude empfinden (1057 A). Dazu gehört freilich, daß der wechselhafte Mensch einen Halt braucht, daß er der Zucht und straffen Lebensführung bedarf. Dies gilt insbesondere für den heranwachsenden Menschen, der „in seiner Jugend blüht wie ein Baum, der Blüten sprießen läßt: Mark und Blut in ihm werden ge-festigt, indes auch die Kräfte der Seele schon so zugenommen haben, daß er nun die bisherigen kindlichen Zuchtmaßnahmen nicht mehr auf sich nehmen und nicht mehr leiden mag“ (1066 A). Ist doch die ganze Regel wahrhaftig erst eine Anweisung für den reifen Menschen: „sie ist nicht eine bequeme Fesselung, vielmehr nimmt sie Rücksicht auf rechts und links, damit ihre Be-folger bald das Himmlische erreichen“ (1066 A). So soll sie auch „mit frommem Herzen verstanden und mit demütiger Gesinnung angenommen werden“ (1066 A).

Für die Heilkunde ist es von größter Bedeutung, daß dieser Weg nicht in eine verstiegene Mystik hinausläuft, sondern daß er gerade die Bahn über die vollständige leibliche Organisation des Menschen zu nehmen hat. Auch dieses entspricht dem Maß des Menschen: „Die Bewegung der vernünftigen Seele und das Werk des Körpers mit seinen fünf Sinnen, welche den ganzen Menschen ausmachen (*quod totus homo est*), haben ein gleiches Maß: weil die Seele den Körper nicht mehr bewegt, als jener leisten kann, noch der Körper mehr ver-wirklicht, als er durch die Seele angeregt wird, noch die Sinne sich aus diesem Funktionskreis trennen können. Auf diese Art und Weise halten sie in hoher Kraft zusammen, sie erleuchten oben wie unten den ganzen Menschen zu jed-wedem Werke“ (820 B).

Die Regel wird so Halt und Führung einer ständigen und umfassenden und lebenslänglichen wirksamen Allgemeinbildung des Menschen: die optimale Lebensführung des wahrhaft Gebildeten! Ein Bild für diese leibseelische

Eukrasie gibt uns Hildegard in der Gestalt des Jonathas: „Jonathas war ähnlich einem fetten und fruchtbaren Boden, der durch den Pflug leicht aufgeworfen wird und unter dem Pflügen immer wieder nützliche Kräuter keimen ließ; er war gelassen in seiner Lebenshaltung, und in seinem Urteil, welches wahr und gerecht war, zeigte er sich ohne Haß und Zorn. Wer einen solchen Charakter hat, dessen Säfte sind überall, bei allen Speisen, im Gehirn, in den Gefäßen und im Mark gesund und von bester Beschaffenheit; in ihm gewinnen (über jene Melancholie) der Zorn und die Traurigkeit mit dem Widerstreit verschiedenster Einstellung keinen Boden, weil Gottes Gnade ihm beisteht und ihn keimen und grünen läßt wie der Tau das Land. Wer aber durch die Melancholie krank wird, gleicht einer harten Erde, die nur mit Mühe durch den Pflug umgebrochen werden kann; ist er doch in seiner Gesinnung voll Zorn, Traurigkeit und innerem Widerspruch. Wenn er sich nämlich nicht durch seine Seelenkraft zusammennimmt, kann er keine Freude an seinem eigenen Tun haben. Wer aber die oben angeführte Haltung zeigt, der ist bei all seinem Wirken voller Wohlbefinden: durch die Speisen nehmen bei ihm Fleisch und Blut zu, und er wird durch sie gestärkt. So erging es auch Jonathas, dessen Augen durch ein körperliches Leiden vorher trübe waren, aber wieder scharf und klar wurden, als er durch den Genuß des Honigs, der durch die Luft um ihn herum besonders kräftig war, gestärkt worden war“ (1050 C/D).

Dieser Bildungsplan des ganzen Menschen wird nirgendwo utopisch im Sinne eines naturalistischen oder idealistischen Züchtungsgedankens aufgegriffen. Dazu wird der Mensch zu real gesehen: er ist zwar „opus Dei“, die Krone der Schöpfung, aber in einer destituierten Gestalt; als solcher ist er der verlorene Sohn, der heimfindet (P. 227 ff.), ein Sohn, auf den der Vater wartet und von dem der Vater weiß, ein Sohn auch, der sich in seiner Selbstwerdung wieder zurückgerufen fühlt.

Eine solche Lebensgestaltung basiert keineswegs auf einem individuellen Lebensplan, auf der Sublimation unterer Schichten oder der Individuation eines Ichkernes; dazu ist der Mensch zu sehr eingefügt in die großen soziologischen Gesetzmäßigkeiten. „Solange Dir die Möglichkeit geboten ist, arbeite“, so schreibt Hildegard in einem Briefe, „und beobachte Dein Gesetz. Denn Deine Arbeit ruft zu Gott und bittet“ (214 C). Und dann folgt Hildegards beachtliche Ermahnung: „Wer den Acker seines Leibes mit Diskretion aufreißt, dem wird das plötzliche Hereinbrechen des Endes nicht schaden, weil die Musik des Heiligen Geistes und ein freudenvolles Leben ihn aufnehmen werden. Der Mensch muß sich aber hüten, durch zu viel Arbeit seinen Leib zu töten. — Denke daran, daß Du nicht die Möglichkeit hast, den Menschen zu schaffen. Deshalb bitte Gott auf sanfte Weise, daß Er Dir ein besseres Leben geben möge. Das ist Gott angenehmer, als wenn Du Ihn im Übermaß Deiner Traurigkeit mit Bitten bestürmst. Gott möge Dich zu einem Tempel des Lebens machen“ (214 C/D).

Aber auch noch in einer anderen und weit diffizileren Weise wird dem menschlichen Bildungsstreben Einhalt geboten: „Prüfe Dich selber und halte Deine Augen lebendig auf Dein Werk gerichtet; wirf Dich nieder zur Erde, als wenn Du Dich nicht kenntest, und Du wirst lebendig sein. Denn Gott hält sich nicht in jener Wohnung auf, die aus sich selbst Bestand haben will; vielmehr liebt Er das Haus, das sich selber nicht kennt, und diesem spendet Er die beste Salbe“ (302 C).

Weder der reflektierende noch der autonome Mensch kommen zu einer gesunden Lebensführung. Für Hildegard ist der Mensch zu sehr eingebaut in die mystische Gemeinschaft, die das Reich Gottes baut „aus lebendigen Steinen“, das „neue Jerusalem“, jenen „Leib des schönen Wortes“, an dem wir Glieder sind und den wir selber mitbauen. Nur von dieser Höhe ist die Überschaubarkeit des Lebens zu erreichen, samt jener optimalen Ausgewogenheit an die Wirklichkeit, deren Leitbild für Hildegard die „discretio“ ist.



XVIII.  
VON DER ÄRZTLICHEN FÜRSORGE

VOM WESEN DER FÜRSORGE / OBER  
KRANKHEITSVERHÜTUNG / „DISCRETIO“ ALS  
MODELL / DIE GESTALT DER MASSLOSIGKEIT /  
DIE ANTWORT DER DISKRETIION / VOM  
GESPRÄCH UM DAS HEIL

Bild ärztlicher wie auch allgemeinmenschlicher Fürsorge ist bei Hildegard von Bingen die Tugend der Diskretion. Für die Grundlegung einer Heilkunde ist dies von Wichtigkeit; wird doch jene Tugend angesprochen und aufgerufen, die den Lebensstil in der Auseinandersetzung mit dem Leiden zu bestimmen und so die Haltung und Führung zu realisieren hat. Es liegt im Wesen der mittelalterlichen Medizin, daß eine solche Haltung nicht in reflektierenden Traktaten beschrieben wurde; sie mag indes für die praktische Einstellung, etwa wenn es um den operativen Eingriff oder das Verhalten einem hoffnungslosen Fall gegenüber ging, von so grundsätzlicher Bedeutung gewesen sein, daß es berechtigt erscheint, aus Hildegards Schrifttum Texte für einen besonderen Abschnitt zusammenzusuchen und sie nach einem eigenen Schlüsselbegriff zu interpretieren.

Was die Fürsorge ihrem Wesen nach ist, wird in einer knappen Erläuterung zu Matth. 8, 8: „... so wird mein Knecht gesund“ vorgezeichnet. Damit nämlich will der Hauptmann zu Christus sagen: „Du mögest nur mein Fleisch mit Deinem Heilmittel anrühren und in Deiner Grünkraft (viriditas) mit fürsorglicher Umsicht (discretio) gesund machen!“ Mit aller Vorsicht hat die Fürsorge der grünenden Lebensfrische zu dienen; sie kann nichts aus sich selbst sein wollen; sie wird nur wirksam durch den Hilfswillen des Heilenden im genesenden Leidenden. Eine solche Prophylaxe will in keiner Weise mit der Krankheit radikal und ein für alle Male fertig werden. Sie will nicht das Zaubermittel für alle Fälle. Krankheit, Leiden und Tod gehören zur Wirklichkeit unseres Daseins. Sich dieser Faktizität zu beugen, erfordert die Demut, jene „humilitas“, die als die wahre Arznei (vera medicina) gepriesen wird.

Krankheitsverhütung hat ein oberes Leitbild und findet dort ein Grenze, wo der Mensch das Maß der Kreatürlichkeit überschreiten möchte und im autonomen Fortschrittswahn sich wieder der „superbia“ nähern würde, jenem Grundübel also, das die eigentliche Ursache und der tiefste Grund aller Selbst-

VON DER ÄRZTLICHEN FÜRSORGE

vernichtung geworden ist. In der leiblichen Organisation wurde hiedurch die „diversitas“ gesetzt, das Vielerlei, die Wechselhaftigkeit, die pathogenen Möglichkeiten, eine schwankende Gleichgewichtslage, die Fragilität — alles nur Bezeichnungen, die den Verlust der „integritas“ meinen. In dieser Situation ist „discretio“ Halt, Stütze und Gefüge, so wie im All das Firmament: „Die Diskretion steht allen anderen Tugenden zur Verfügung, indem sie niemals aus sich allein wirksam wird, sondern immer nur dem Ganzen dient, wie auch das Firmament solches tut, das nur die Stütze des Alls ist, durch welches es selber gedreht wird. — So ist die Diskretion ihrem Wesen nach nicht schöpferisch (operatrix), sondern immer nur unterstützend (sustentaculum) zu verstehen“ (926 C/D). Damit haben wir ein anschauliches Bild, das nun aus dem Wort- und Sachverständnis heraus näher herangeholt und verstanden werden soll.

*Diskretion als Einteilungsprinzip (separatio)*

Am Firmament sind durch „discretio“ (ein Begriff, der zunächst einmal Trennung und Scheidung, die Unterscheidung bedeutet) die Lichter entstanden; „diese Lichter sollen am Firmament, das will heißen in der Unterscheidungskraft des Geistes (discretio mentis) leuchten“ (936 C), damit der Mensch zur Erkenntnis seiner äußeren und inneren Welt, zur Einteilung seiner Tages- und Jahreszeiten und zur Grundlegung seiner Lebensführung komme. Alles das geschieht nämlich in Analogie zur kosmischen Ordnung: „Diese Lichter sollen am Firmament, das will heißen in der Unterscheidungskraft der Vernunft (discretio rationis) leuchten, damit der Mensch selber mit dieser Gabe der Unterscheidung über seinen Tag rechtmäßig entscheiden kann“ (936 B). Insofern ist die Entscheidungskraft eine Gabe des Heiligen Geistes (ex dono Spiritus Sancti), damit der Mensch Gott und seinen Nächsten wie sich selbst liebe“ (936 A). So erhält „discretio“ einen unmittelbaren und ausschließlichen Zweck, zugleich aber auch ihre absolut sekundäre Funktion. „Auf solche Weise ist die Diskretion das sekundäre Licht beim guten Werke, genau so wie es der zweite Tag bei der Erschaffung der Welt ist“ (926 C). Als solches aber ist sie lediglich das ökonomische Prinzip in der Differenziertheit der Welt: „Ich bin die Diskretion: ein Licht und die einteilende Kraft (dispensatrix) für alle Kreaturen in jener göttlichen Unterscheidungsgabe, die Adam in seiner mutwilligen Gesinnung von sich stieß“ (P. 462).

*Diskretion als Unterscheidungsprinzip (discrimen)*

War Prophylaxe innerhalb dieses ersten Kreises lediglich das Prinzip einer quantitativen Einteilung zum Zwecke der Übersichtlichkeit und der qualitativen Verteilung zum Zwecke einer Rangordnung und damit in einer durch-

aus dienenden Funktion für alle Belange der praktischen Haltung im zeitlichen Lebensablauf, so bedeutet das gleiche Bild darüber hinaus die stellungnehmende Entscheidung innerhalb der eigenen Lebensführung: „So ist Diskretion ein Firmament: Das Irdische, welches das aktive Leben bedeutet, hält sie unter sich; das Himmlische aber, welches das kontemplative Leben bedeutet, hat sie über sich“ (925 B). Mit großer Umsicht und feinem Taktgefühl wird über die notwendigen irdischen Bedürfnisse entschieden und maßvoll und ehrfürchtig unterschieden, was zum geistlichen Leben verpflichtet: „Das aktive Leben meint das Irdische. Es geht gleichsam im Mittelpunkt mit allen vernünftigen Bedürfnissen um und geht ganz um sie herum. Mit ehrfürchtig ausgewogenem Gleichmaß hält es sich an die Kräfte der Unterscheidungsfähigkeit, indem es sich jetzt eifrig, aber immer mit Maß, auf die göttlichen Belange verlegt und dann wieder auf die leiblichen Bedürfnisse, wie sie auch der gläubige Mensch braucht. Wer aber auf solche Weise die „discretio“ liebt, der richtet sein ganzes Tagewerk auf den Willen Gottes aus“ (760 A).

Mit dieser Fähigkeit, zu unterscheiden, hat der Mensch im tätigen Leben mit seinen ständig notwendigen Entscheidungen die Direktive gefunden: In einem Dasein voller Gefahr und Ungewißheit hat er die vorsorgende Wachsamkeit, „das Firmament, welches die Unterscheidungskraft innerhalb der Vielfalt der geistlichen und fleischlichen Bedürfnisse des Menschen bedeutet. Der Mensch soll ja nicht nur das Verlangen nach Himmlischem haben, sondern auch die notwendige Sorge für das Fleisch (cura carnis) auf sich nehmen. In allen Dingen soll er ganz diskret von allem weggehalten werden, was zu seinem Untergang oder zu seiner Verderbnis führen könnte . . . Mit aller Vorsicht und Umsicht kann er sich aus dieser Gabe des Heiligen Geistes wieder aufrichten“ (924 D). Diskretion ist die ständige Begleiterin, beste Wächterin und innigste Vertraute der „anima“, der Lebenskraft der Seele. „Denn die Seele liebt in allen Dingen das Diskrete. Sooft auch immer der menschliche Leib indiskret ißt oder trinkt oder sich anderweitig Indiskretionen erlaubt, zerreißt er die seelischen Kräfte. All dieses soll nämlich immer diskret durchgeführt werden, da wir ja nicht im Himmel leben“ (825 B).

In der sechsten Schau des dritten Buches im „Scivias“ tritt diese Gestalt als Mutter der Tugenden auf: Wunderbar heller Glanz ergießt sich auf ihre Brust und „zerteilt sich in viele Strahlen wie das Licht der Sonne, wenn es durch viele kleine Spalten dringt“. Kleine Edelsteine hält sie im Schoße und hütet sie mit Liebe und Sorgfalt. Wie schön drückt diese Gestalt ihr Wesen aus: „Im geistigen Kampfe wie im Getöse der Welt erwarte ich in meinem innersten Bewußtsein immerdar meinen Gott!“ (628 A). Sie will nichts von alledem, was sich an irdischer Gewalttätigkeit auf der Erde breitmacht, verdammten, beschimpfen oder verachten, vielmehr billigt sie jegliche Einrichtung und Anordnung, die nach Gottes Willen ist. „Mit großer Sorgfalt würfelt sie alle Dinge durch, hält fest, was festzuhalten ist und scheidet aus, was ausgeschieden

werden soll . . . Selbst die kleinsten Pläne und Künste des Menschen werden so umsorgt . . . Der wunderbar helle Glanz auf der Brust aber ist die Glut göttlicher Güte, die aus der helleuchtenden Wolke der göttlichen Barmherzigkeit in die Geister der Menschen weht, Unterscheidung in ihnen bewirkt und sie erleuchtet . . . so daß sie aufs klarste die ihnen von Gott gestellte Aufgabe erkennen“ (640 B). „Wie Gott alle Seine Werke unter Seinen mannigfaltigen Geschöpfen mit gerechter Berücksichtigung aller Verhältnisse einrichtet, so sollen auch die Menschen durch die Unterscheidungskraft (vis discretionis) all ihr Tun gerecht und diskret abwägen“ (640 D). „Doch ist sich die Diskretion stets bewußt, daß ihr Werk . . . sich im Fleische vollzieht, das da gebrechlich ist wie Holz“ (640 C).

*Diskretion als Mäßigungsprinzip (moderatio)*

In diesem zweiten Kreis einer höheren Warte erschien die Prophylaxe als ein hütendes und verhütendes Prinzip, als vorsorgliche Wartung und weit-sichtige Entscheidung. Prophylaxe ist darin das Feingefühl und Verantwortungsbewußtsein der gesamten Lebensführung in Vor-Sicht, Vor-Sorge, Vor-Hut. Hildegard hat dafür die Formel: „discretio omnia temperat“. Diskretion mäßigt alles, dämpft alles, bändigt alles. Sie nimmt immer den mittleren Weg, den Ausgleich, das Gleichmaß. Rechtes Maß ist diskret. Alles soll in dieser diskreten Art angemessen, angepaßt, angeglichen werden. Das ist das Lebensprinzip und auch Prinzip jeder Gesundheitsfürsorge. So ist es in der Ordnung.

Alle Not, das Leid und die Sorge, alle Krankheiten weisen darauf hin, wohinaus Unordnung, Überheblichkeit und Maßlosigkeit den Menschen führen: „Denn alle diese Leiden entstehen nicht, wenn sie nicht durch die menschliche Sündhaftigkeit provoziert werden. Sie sind ein Argument dafür, daß aus der Diskretion heiligmäßiger Werke heraus das Strafgericht für die indiskreten Handlungen erwachsen muß. So wird der Mensch, der in Sünde nicht Maß halten konnte, von maßloser Reue zerknirscht: Was sich indiskret zu seinem Leib verhielt, wird krank, und was in bezug auf das Seelenheil der Diskretion entbehrt, muß sterben. Die Diskretion nämlich gibt für alles, gleich ob es für Leib oder Seele nützlich ist, das Maß“ (809 D). Diese mäßigende, verhaltene Kraft bezieht die Diskretion aus dem Vorbild des allmächtigen Gottes. „Weil Gott in allem und durch alles mächtig ist, hat Er in jedem Seiner Werke Sein Eigenmaß (moderatio). So läßt Er den Menschen mit diskrettem Maße (temperamentum discretionis) stärker und einsatzfähiger für die Festigung des Guten werden“ (898 C). Dieses Maßhalten mit Seinem Spielraum optimaler Lebenskraft ist Wesen der Allmacht Gottes. Ebenso ist auch für den Menschen verhaltene Kraft, eine gelassene Gehaltenheit, geradezu ein Beweis für Kraft, Zeichen der Gesundheit und Möglichkeit zum Einsatz. „Alle Kräfte hält zusammen die Diskretion“ (925 B).

Wie Krankheit dadurch entstand, daß das an sich wertvolle Sein pervertiert ist, destituiert wurde, degenerierte und aus der rechten Zusammensetzung (constitutio) in die Einzelheiten zerfiel, sich auflöste, verselbständigte und vernichtete, autonom und eigenständig werden wollte, angefangen hat, was es doch nicht zu vollenden wußte (alles pathogenetische Faktoren, die zu einer satzungswidrigen, in sich verderbten, pseudoorganismenhaften, scheinbaren Einheit der Krankheitsprozesse und Krankheitsbilder führten), so soll nun die gegebene Situation verstanden und bestanden werden, soll im Kampf entschieden und überstanden sein, um wieder neu an die rechtmäßige Satzung (restitutio) zurückzufinden.

Das ist Aufgabe der „discretio“. Prophylaxe ist hohe Lebenskunst, der der kranke Mensch besonders bedarf. Im diskretesten Temperieren der verschiedensten Lebensbelange, in der maßvoll abwägenden Verhaltenheit, unter mannigfaltigen Außenreizen und inneren Bedürfnissen führt sie schließlich zu jener ausgewogenen Lebenshaltung, die dem Anspruch der Welt sorgfältig Antwort geben kann, die in allseitiger Beanspruchung zu einer ebenso taktvollen wie tatkräftigen Auseinandersetzung mit der Welt führt, die schließlich darin zu einer Begegnung und Entscheidung wird und in diesem Einsatz lebenslänglich nach der Satzung Gottes verantwortlich sein kann. Daß genau dieses gemeint ist, mit allen seinen daseins-dialogischen und existentiellen Möglichkeiten, möge das kurze Streitgespräch zeigen, in dem Hildegard die anspruchsvolle Untugend der Maßlosigkeit vorführt, welcher dann die Diskretion ihre Antwort gibt.

Eine Gestalt trat auf. Die war wie ein Wolf gebildet, der mit gebeugten Knien sich über seine Füße geworfen hatte und der überallhin herumlauerte, um alles, was er nur erreichen konnte, an sich zu reißen. Die Gestalt sprach: „Was ich wünschen und suchen kann, das will ich auch immer haben. Ich habe gar keine Lust zur Enthaltbarkeit. Warum sich enthalten, wenn einem doch nichts dafür wiedergegeben wird? Warum soll ich nicht ausnützen, was ich bin und habe, wo doch alles Sein auf seinem Eigenrecht besteht? Wenn ich so leben sollte, daß ich kaum zum Atmen käme, was wäre denn davon noch mein Leben? Was mir an Spiel und Lust entgegenkommt, das greife ich auch auf. Wenn mein Herz vor Freude springt, soll ich es festbinden? Wenn meine Adern platzen vor Lust, soll ich sie einschneiden? Und wenn ich was zu reden habe, warum sollte ich schweigen? Ist es doch so, daß jeder körperliche Reiz mir Lust bringt. Und wie ich geschaffen bin, so lebe ich mich auch aus. Oder sollte ich mich in ein anderes Sein verzaubern als das, was ich nun einmal bin? Jegliches Geschöpf entwickelt sich aus seiner natürlichen Anlage heraus und handelt ganz so, wie es die jeweiligen Verhältnisse fordern. Genau so will ich es auch halten“ (P. 68/69).

In ihrem extremen Naturalismus sind diese Argumente voll bestechender

Logik und Konsequenz. Sie könnten in einer existentialistischen Formulierung eher einem modernen Bekenntnis entsprechen. Aber Hildegard gibt sich mit der reinen Zurschaustellung dieses Lasters nicht zufrieden. Es lohnt sich, ihrer Deutung dieser Gestalt weiter nachzugehen, weil daraus nicht nur das Problem der ersten Schuld am Kranksein aufgerollt wird, sondern auch ersichtlich werden kann, daß die Fürsorge nicht eine beiläufige, zufällige, nachträgliche oder im Bedarfsfalle einspringende menschliche oder ärztliche Haltung ist, daß vielmehr diese Für-Sorge nur ein Aspekt jener allgemeinen, immerwährenden, grundlegenden Sorge ist, die das Menschenleben begleitet und ausmacht. Denn der Mensch lebt nicht mehr unbefangen, neutral oder unbehelligt. Immer haben wir uns vorzusehen; wir sind immerzu gefährdet; immer neu müssen wir zur Gesundheit finden; Leben ist ein durchaus aktives und schöpferisches Geschehen, gerade in seiner gebrochenen, preisgegebenen, herausgeforderten Form, in seiner permanenten Krisis, gerade bei einem Menschen, der immer nur auf dem Weg zum Heile ist.

„Als der Mensch gegen Gott rebellierte, da war unverzüglich schon der Keim gelegt für die Maßlosigkeit, Maßlosigkeit an jedem Punkt, wo immer sie glaubte, Fuß gefaßt zu haben. Aber sie konnte sich dort gleichwohl nicht behaupten, weil alles, was gegen Gott ist, eben keinen Standpunkt hat, sondern dem Untergang zugeht“ (P. 85/86). Wolfsgestalt hat sie, weil sie indiskret ist. Auf den Füßen hockt sie, weil sie die wirkliche Kraft verkrümmt hat; sie lauert herum, weil sie nur Eitles bedenkt, das Gemäße durcheinanderwirbelt und es ins Nichts führt. Mit der Antwort wird dieser Gestalt auch die Aufforderung gegeben, in allem die entsprechende Angemessenheit zu berücksichtigen.

Noch ein drittes Mal führt Hildegard diesen Wolf vor Augen: „Die Maßlosigkeit hat weder im Himmel noch auf der Erde einen richtigen Aufenthaltsort. Jeder Weg ist für sie voller Ungewißheit. Denn überall möchte sie nur im Außerordentlichen existieren. Ihre Rede ist: „Ich wäre krank, wenn ich nicht alles ganz genau untersuchen könnte.“ An Ruhe liegt ihr nichts, und sie will sie nicht, und deswegen wird sie wie ein Rad, das immer neu angeschlagen wird, herumgewälzt. Wie Staub, auf der Erde durch Wirbel der Winde herumgejagt, so wird sie selber herumgewirbelt, weil sie nur das Außergewöhnliche sich anmaßt“ (P. 100).

Dieser Gestalt gibt die Diskretion folgende Antwort: „Du hinterhältige Spionin, durch deine Nachstellungen bringst du alles um, was in ehrbarer Vernunft besteht... Wie ein schmutziges Tier benimmst du dich. Denn alles, was in der Satzung Gottes steht, gibt einander Antwort (sibi invicem responsum dat). Die Sterne erglücken aus dem Licht des Mondes, der Mond strahlt auf im Feuer der Sonne. Alles zeigt sich einem höheren Prinzip untergeordnet und überschreitet darum nicht sein Maß. Du aber, du nimmst weder Rücksicht auf Gott noch auf Seine Geschöpfe. Wie eine hohle Scheide, die vom

Wind gezerzt wird, benimmst du dich. Ich aber wandle dahin auf den Pfaden des Mondes, auf den Bahnen der Sonne, indem ich Rücksicht nehme auf alle Einrichtungen Gottes; im Vertrauen auf sie reife ich in ehrenhafter Gesinnung, und mit Liebe zähle ich sie alle auf. Denn ich bin eine Fürstin im Palaste des Königs: Mit Seinem geheimnisvollen Reich setze ich mich in jeder Weise auseinander, und nichts entlasse ich wieder unerfüllt. So begreife ich, verstehe ich, und ich lerne dieses Geheimnisvolle lieben; wie die Strahlen der Sonne leuchte ich davon wieder. Du aber reibst dich auf und bist krank und wirst der Würmer Fraß“ (P. 69).

Jeder Widerspruch zur Satzung, jede Eigenmächtigkeit muß folgerichtig zu Exzessen führen und damit zu Krankheiten. Hildegard zeigt deutlich die Stelle, wo die Obacht einzusetzen hat, und sie ruft ständig zur Wachsamkeit auf. „Du hast Augen im Kopf“, heißt es in einem Brief, „damit Du Dich nach allen Seiten umsehen kannst. Wo Du Schmutz siehst, wasche ihn ab, und wo etwas dürr ist, laß es grünen! . . . Wenn Du keine Augen hättest, könntest Du Dich entschuldigen. Nun hast Du aber Augen! Warum schaust Du Dich nicht mit ihnen um?“ (330 B).

Haben wir in unserer Prophylaxe diese Umschau? Es mag verwundern, daß die „leibfeindliche“, „fleischhassende“, „sinentötende“ Zeit des „finsternen Mittelalters“ so großen Wert auf eine fundierte Gesundheitslehre, auf Lebensführung, Pflege und Haltung des Körpers gelegt hat, während es unserer aufgeklärten, liberalen Zeit, die das Ich anbetet und das Selbst vergottet, die sich „freie Welt“ nennt, nicht mehr gelingt, die natürlichen Lebensbedingungen einzuhalten, auch da nicht, wo sie es verstanden hat, den Ernst der Situation klarzumachen, so daß sich heutige Prophylaxe auf palliative Maßnahmen, unernte Reparationsmethoden, halbseriöse Rehabilitierungen oder auf rein kosmetische Surrogate angewiesen sieht.

Bei Hildegard aber ist Prophylaxe im höchsten Sinne die zentrale Sonne ihres anthropologischen Weltbildes. Der Mensch ist ununterbrochen darauf angewiesen. „Fordere beständig die Salbe der Arznei, bei Tageslicht wie im Sturmesdunkel, und Du wirst ewig leben“ (304 C). Was besagt das leitende Bild der „discretio“? Der Mensch existiert im Anspruch. Er hat Antwort zu geben auf das Wort, das die Welt herausrief und das alles beansprucht. Alles ist sich verantwortlich. Leben ist bei Hildegard immer Gespräch: das kranke Leben aber ist Gespräch um das Heil.

## VON DER TUGEND DES ARZTES

ZUR ARZTLICHEN STANDESLEHRE /  
VOM WESEN DER „VIRTUS“ / LEITBILD DER  
„FORTITUDO“ / DIE „MISERICORDIA“ /  
ÜBER DIE MENSCHLICHKEIT / ZUR ARZTLICHEN  
ETHIK / DER ARZT ALS PFLEGER DES LEBENS /  
DER ARZT ALS BEGLEITER ZUM HEIL

Hildegard von Bingen gibt keine ausgesprochene ärztliche Standeslehre; sie wiederholt nicht den Eid des Hippokrates und spricht nicht von der ärztlichen Ethik. Wir finden keine unmittelbaren Zwecke eines Sanitätswesens oder konkrete Handgriffe einer Krankenpflege, nichts Lehrbares und Dogmatisches, was eine Pflichten- und Standeslehre bilden könnte. Und doch ist ihr Schrifttum ein Beitrag zur mittelalterlichen Deontologie, der um so wertvoller ist, als ähnliche Texte aus diesem Jahrhundert fehlen oder oft in unseriöser Form vorgetragen werden, so daß man sie kaum ernst nehmen kann (33). Ihr waches Zeitalter war ferner voller Kritik an den Mißständen des Arzttums; die Klostermedizin in ihrer reinen Form war vielfach entartet, die Übernahme der Heilkunde durch einen eigenen Laienstand noch nicht konsequent erfolgt, die Schultätigkeit beschränkte sich auf relativ wenige Zentren. Insofern hatte Hildegard in einer wirklichen „Medizin in Bewegung“ zu wirken und sich der ärztlichen Krise voll auszusetzen.

Wie alle Tugend des Menschen, so besteht auch der spezifische Habitus des Arztes in einer „virtus“. Der Begriff hat bei Hildegard offensichtlich eine Doppelbedeutung: Einmal ist damit der Beruf, die Berufung von Gott her und Gottes Kraft als Geschenk an den Menschen gemeint, zum anderen aber auch jener konkrete Beruf, den der Mensch verwirklicht, Gnade also, die bereitwillig aufgenommen wird und aus der etwas gemacht wurde. Auch hier hält Hildegard die Mitte zwischen der reinen Leistung und dem übermäßigen Lobpreis des „gottbegnadeten“ Arztes.

Der Begriff „virtus“ als Gnade und Tugend trägt in sich den Begriff des „vir“, der Mannhaftigkeit, dessen Leitbild die „fortitudo“ ist, die sowohl die männliche Potenz als auch das mannhafte Verhalten bedeutet. Diese Kraft erweist sich beim Arzt in der „misericordia“, der Barmherzigkeit. Das Sanieren ist nur ein Teil dieser Barmherzigkeit, die wesentlich alles ärztliche Ethos trägt. Deshalb ist sie „des Königs schöne Freundin“, und ihre Farbe ist Grün; es ist gerade jene „viriditas“, die wieder zurückweist auf alles starke und reiche

Leben. Mittel der Barmherzigkeit ist vor allem der Trost, ihre Form die Diskretion, ihr Ziel das Heil.

Wir wissen, daß Hildegard Kranke behandelt hat; es ist anzunehmen, daß diese ärztliche Tätigkeit einen größeren Rahmen gehabt hat, als die schriftlich fixierte Heilkunde vermuten läßt, wengleich uns nur spärliche und nicht immer zuverlässige Zeugnisse vorliegen. Durch ihre ärztliche Wirksamkeit tritt die Äbtissin aus der Klosterzelle heraus und wagt in aller Öffentlichkeit die Auseinandersetzung mit der Welt. Das gleiche bekundete sie auch in theologischen Streitfragen, wie ihre Predigten und Bußfahrten, ihre Briefe und Diskussionen bezeugen. Die gleiche Tendenz hat auch das übrige Schrifttum: durch seine prophetische Attitüde appelliert es bewußt an die Zeit und greift ihre schwebenden Fragen auf, um sich ihnen rücksichtslos zu stellen.

Es gibt viele Zeugnisse ihrer sozialen und politischen Einstellung. Schon ihr erstes Werk „Scivias“ übergibt sie bewußt der Öffentlichkeit: „Von Segen soll erfüllt werden, wer dieses Werk aufnimmt, es festhält und wer es auf die weiten Straßen bringt.“ Bei aller aristokratischen Reserviertheit war Hildegard ein Anwalt der Unterdrückten, eine Helferin bei allen sozialen Nöten des Volkes, ein Arzt der körperlich wie seelisch Leidenden, ein Verwalter der Barmherzigkeit und Freund der Armen. „Der Arme muß aus Liebe zu Gott aufgenommen und gehalten werden, weil er als Mensch ein Bruder ist. Wenn Gott auch erlaubt, daß der Reiche Reichtum hat, den Er dem Armen entzieht, so liebt Er doch die Gestalt des Armen, weil sie Sein Bild ist“ (233 D—234 A).

Auch Hildegard fühlte sich aus ihrer lebenslänglichen Leidenserfahrung heraus als eine solche arme Gestalt. „Ich armes Gebilde“ — sagte sie von sich selbst —, „dem es an Gesundheit (sanitas), Kraft (vis), Stärke (fortitudo) und Bildung (doctrina) mangelt...“ (254 A). Besonders als Frau fühlt sie sich „wie ein Schatten der Stärke und der Gesundheit“. Der Mönch Wibert von Gembloux, ihr späterer Biograph, schreibt: „Während ihres ganzen Lebens hat unsere Mutter durch Gottes Zulassung das Kreuz der Krankheit getragen. Sie konnte sich manchmal nicht aufrechterhalten, und wenn die Pflicht gebot, dann ging sie, aber mehr getragen von den Händen anderer als auf ihren Füßen. Um sie in ihrer Schwäche anzutreiben, stand ein Engel an ihrer Seite, der un-  
aufhörlich sie peinigte, damit sie sich nicht in Stolz erhebe ob der Größe ihrer Offenbarungen.“ Selbst im hohen Alter noch zeigte sie beides mit gleicher Stärke, das Leiden und die Kraft. „Wer aber würde nicht eher lautes Stöhnen erwarten von einem durch Alter und die Krankheit gebrochenen Körper als die Sprache ihrer Lehren? Sie aber will sich ganz und gar den anderen opfern, sie gibt den erbetenen Rat, beantwortet die schwierigsten Fragen, schreibt, unterrichtet ihre Schwestern, richtet auf die Sünder, die sich ihr nahen; sie ist immer beschäftigt trotz ihres Alters und ihrer fortwährenden Krankheit.“

Ihr Kranksein hat Hildegard durchaus christlich aufgefaßt und angenommen. Am Schluß des „Liber divinatorum operum“ spricht sie von der konstitutionellen Ursache dieser Leiden: „Sie hat eine Komplexion aus der Luft; deshalb ist ihr die Krankheit aus dieser Luft, vom Regen her, durch den Wind und jede Art von Witterung derartig eingeprägt, daß sie keine Sicherheit des Fleisches in sich halten kann; sonst vermöchte ja auch die Einhauchung des Heiligen Geistes in ihr nicht Wohnung zu nehmen“ (1038 A). Aus solchen Erfahrungen heraus kann die Seherin den Menschen ein Gefäß nennen, ein Gefäß aus gebrechlichem Ton, das aus sich selbst heraus nichts vermag; wie eine Trompete nur kann er sein, ein Instrument, das die Töne wiedergibt, aber nicht selber wirkt; nur wann und wie ein anderer bläst, kann der Ton erschallen. „Auch ich“, schreibt sie an Elisabeth von Schönau, „die ich in Kleinmut und Furcht daliege, erklinge zuweilen wie ein schwacher Ton der Trompete durch das lebendige Licht“ (217 D).

Hildegard ist sich darüber klar, daß die Auseinandersetzung mit dem eigenen Leid und mit der fremden Not Kampf kostet; sie weiß, daß der Sinn dieses Lebens in der Prüfung liegt. „Wie könnte der Mensch, das Bild Gottes, ohne Prüfung bleiben? Mehr als jedes andere Wesen muß der Mensch geprüft werden.“ In der zweiten Schau des ersten Buches im „Scivias“ hat sie die Zeit des Kampfes und die Art der Prüfungen ausführlich geschildert. Inmitten dieser Bedrängnisse aber steht die erstaunliche Antwort: „Ich aber, ich werde der irdischen Gebrechlichkeit nicht ausweichen. Mannhaft will ich wider sie streiten. Wenn auch meine leibliche Hülle Unrecht tun will, so werde ich doch Mark und Blut und Fleisch durch die Weisheit der Geduld niedertreten, und ich will mich verteidigen, wie ein Löwe sich verteidigt“ (420 C). In dieser mannhaften Haltung voll Streitbarkeit ist eine frauliche Empfindsamkeit verborgen, der Maßloses an Leiden und Prüfungen auferlegt wurde. Gerade ihre Briefe, die so unpersönlich und objektiv, so juridisch und kritisch zu sein scheinen, in denen kein Innenleben mitgeteilt und keine Gedankenwelt ausgetauscht wird, tragen diese geheime warme und herzwinnende Note, sind ein kostbares Instrumentum wirklicher Psychagogik.

„Barmherzigkeit erfordert Beten: dieses Gebet liebt Gott sehr“, schreibt sie in einem Brief (201 D), und an gleicher Stelle: man solle „die Arznei bringen mit der Sonne der Schriften“ (201 C). Immer wieder liest man: „Salbe die Menschen mit Barmherzigkeit und Trost.“ „Gott liebt die Barmherzigkeit.“ „Mit Öl salbe die kranke Herde.“ „Ein guter Arzt salbt die Wunden.“ „Und wenn Du Trübsal und Ängste auszustehen haben wirst“, ruft sie jemandem zu, „so zittere nicht; der Sohn Gottes hat ja das gleiche erlitten. Richte Dich also auf zum Herrn, weil Deine Zeit bald kommen wird“ (158 A). Ihr tröstendes Leitbild bleibt die „fortitudo“, die gepanzerte Gestalt der Stärke, die voller Zuversicht spricht: „Ich werde der menschlichen Gebrechlichkeit stets die sicherste Zuflucht sein, indem ich ihrer Weichlichkeit zugleich ein scharfes Schwert an die

Hand gebe, damit sie sich verteidigen kann.“ Und dann bricht unmittelbar aus ihrem Herzen heraus das rührende Bekenntnis: „O mildester, gütigster Gott, komm zu Hilfe den zermürbten Herzen!“ (678 C).

Mit den Gestalten der Kraft (*fortitudo*) und der Barmherzigkeit (*misericordia*) ist das Leitbild des Arztes gegeben. Schon aus dem Begriff der Krankheit heraus kann ärztliches Tun nicht als bloßes Sanieren und Praktizieren angesehen werden. Nur in der dienenden Haltung der Barmherzigkeit kann der Arzt dem Leben dienen und nur unter dem totalen Aspekt einer leib-seelischen Ganzheit. „Einen Menschen, der Wunden hat und sie mit Öl bestreicht, der aber das Eingießen von Wein in die Wunde nicht aushält, soll der Arzt oft mit Mitleid salben, damit der übelriechende Livor sich nicht darin festsetzt; denn der Aussatz wird letztlich durch den höchsten Arzt getilgt, indem der Mensch sich dem Priester zeigt“ (350 A). Wohl kann er sich dabei als Priester und Seelenarzt angerufen fühlen, ohne sich aber jemals selber zum Heiland machen zu können. „Der große Arzt ist es, der die Wachen erregt, der die Schlafenden aufrüttelt und diejenigen tötet, die im Bösen verharren. Darum bedenke Du, o Arzt, was in beiden Teilen die Notwendigkeit erfordert“ (350 B).

Der zur Leitung berufene Mensch hat immer zu bedenken, daß er nichts als Mensch ist. „Gedenke Du“, schreibt Hildegard an einen Abt, „daß Du ein Mensch bist auf Erden... So sei lediglich Spiegel des Lebens vor den Augen des Lebens“ (199 C). Dabei aber, heißt es in einem Schreiben an den Bischof Arnold von Trier, Hildegards Neffen, „lerne die Wunden durch die Barmherzigkeit heilen, wie ja auch der höchste Arzt ein heilsames Beispiel hinterließ“ (182 D). Im Kranken wird letztlich Christus gedient. Als Arzt stellt auch „Scivias“ in der dritten Schau des ersten Buches Christus vor<sup>(34)</sup>: „Ich bin der große Arzt für alles Siechtum und handle wie ein Arzt, wenn er den Kranken sieht, der Genesung mit heißem Herzen ersehnt“ (414 A).

Das Leitbild der Barmherzigkeit wird von Hildegard wiederum in einem Gespräch, in einer Diskussion mit der Hartherzigkeit eingeführt: „Es trat eine Gestalt auf, in dichtem Rauch, ganz nach der Statur eines Mannes. Aber sie ließ keine Glieder einer menschlichen Figur erkennen, mit Ausnahme von großen, schwarzen Augen. Sie ging weder auf noch ab, noch machte sie sonst eine Bewegung. Ungerührt verharrte sie in der Finsternis. Und sie sprach: ‚Ich habe nichts geschaffen. Es ist nicht meine Einrichtung. Was soll ich mich um die Dinge kümmern und mich darin aufreiben? Das habe ich wahrhaftig nicht vor. Ich kümmere mich um den anderen um gar nichts mehr, als er sich um mich bemüht. Gott, der da alles machte, möge auch die Entscheidungen treffen und alle Fürsorge übernehmen. Was habe ich davon, wenn ich mich zum Echo höflicher Erkundigungen mache? Ich will keinem was Gutes und keinem Böses antun. Würde ich nämlich immer nur solches Mitleid haben, daß ich überhaupt nicht mehr zur Ruhe käme, was wäre ich dann selber noch? Was hätte ich für ein

Leben, wenn ich all diesen Stimmen der Freude und der Tränen eine Antwort geben wollte? Ich kenne mich selber zu gut. Und jeder andere soll sich gefälligst auch selber erkennen“ (P. 12/13).

Von dieser Gestalt heißt es weiter, daß sie „im anderen Menschen das Bild Gottes nicht sehen und nicht anerkennen will; denn da sie selber keine Güte ausstrahlt, bleibt sie auch ohne Barmherzigkeit und Wohlwollen“ (P. 36). In ihrer Verhärtung ist sie „wie ein Blei, das in bewegtes Gewässer geworfen wird und nun tief unten daliegt und durch nichts mehr zu rühren ist. Auch flieht sie die Rechte des Herrn, die alles in der Welt dem Menschen zu Nutzen begreift, die den Menschen so emporgehoben und ihn im Frieden geschaffen hat. Hat doch Gott den Menschen wie einen äußerst feinen Edelstein (*elegantissimus lapis*) auf die Erde gesetzt, in dessen Glanz nun jedes Geschöpf sich widerspiegelt, weil er es ist, der über aller Schöpfung steht. Darum ist es nicht erlaubt, daß die Herzenshärte ihn für ein Nichts hält und sich gegen ihn so versteift. Das ist nämlich ein ganz schändliches Übel, das Übel aller Übel (*pessimum malum malorum*), wenn man nie auf die Gesundheit seines Nächsten bedacht sein will und für keinen Menschen Barmherzigkeit aufbringt. Dadurch wird ja geradezu der Mensch der Verachtung preisgegeben, sein Recht auf Glück wird ihm entzogen. Alle Mitfreude geht verloren, jeder gute Rat; übrig bleibt nur diese Verhärtung, diese Menschenverachtung, wie sich aus den obigen Redensarten ersehen läßt“ (P. 36/37).

Diese Figur, die die Wurzel der Menschlichkeit und auch jeder gesunden privaten und öffentlichen Atmosphäre zerstört, liegt Hildegard so sehr im Blickfeld, daß sie noch einmal darauf zurückkommt, um ausdrücklich ihre Auswirkung auch im sozialen und politischen Fluidum vor Augen zu stellen. Wir meinen fast die Anklage zu hören, die zu allen Zeiten auf das „Diktat der Menschenverachtung“ gefolgt ist. „Herzenshärte ist das Schändlichste von allem, weil sie keine Barmherzigkeit kennt, nichts von Liebe wissen will und weil sie nichts Gutes wirken kann. Solch gewaltige Herzensverhärtung ist in gewissen Tyrannen an den Tag getreten. Obwohl sie die Wunderwerke des Schöpfers sehen mußten, konnten sie doch vom Eigenwillen ihres Starrsinns nicht abrücken, sondern setzten ihre Herzen und ihre Geisteskraft dem Willen Gottes entgegen. Auf diese Weise kämpften sie bewußt gegen Gott. Wie Gott aber in der Bosheit des ersten Engels und in der Torheit des ersten Menschen diese Art von eigenwilligem Starrsinn gebrochen hat, und wie Er den Pharao mit Entsetzen schlug, indem Er die Erstgeburt Ägyptens vernichtete, so vermag Er auch jetzt noch die Herzenshärte zu zerschlagen, auch wenn sie sich in solchen Starrsinn umgewandelt hat, daß sie sich weder durch öffentliches Recht noch durch das Gesetz der Vernunft zugänglich erweisen will“ (P. 48).

Der Gestalt der Herzenshärte läßt Hildegard eine Stimme, die Stimme der Barmherzigkeit, antworten: „Du Herz von Stein, was sprichst du da! Die Blumen mit ihren Blüten schenken anderen Blumen den Duft; ein Stein ver-

leibt dem anderen Glanz; und jeder Teil der Schöpfung zeigt durch seinen Zusammenhang eine Art von liebender Umarmung. Jede Kreatur dient ja dem Menschen und bringt in diesem Dienst freiwillig dem Menschen ihren Ertrag. Du aber bist nicht wert, eine menschliche Gestalt zu haben: nur diesen wilden Blick ohne Barmherzigkeit läßt du an dir sehen. Ein ganz bitterer Rauch bist du in der Schwärze deiner Bosheit. Ich aber bin in Luft und Tau und in aller Grünkraft ein äußerst mildes Heilkraut: mein Herz ist ganz erfüllt, jedem und jedem Hilfe anzubieten. Ich war zur Stelle, als das ‚Es werde‘ erscholl, aus dem die ganze Schöpfung erstand, die nunmehr dem Menschen dient. Nur du, du bist davon ausgeschlossen. Mit liebenden Augen berücksichtige ich alle Lebenserfordernisse und fühle mich ihnen allen verbunden. Allen Gebrechlichen bringe ich die Genesung wieder. So bin ich eine Salbe der Schmerzen. Und meine Rede ist aufrichtig, wo du nur diesen bitteren Dunst machst“ (P. 13).

Auf das Wohlwollen hin, das aus diesen Bildern und Bekenntnissen spricht, ist Hildegard oftmals und vielfach mit ihren eigenen Worten angesprochen worden und hat Antwort geben müssen. So schreibt ihr etwa eine Äbtissin: „Wie könntest Du, Geliebte Christi, die Liebe in Dir tragen, wenn Du es ablehnen würdest, Mitleid zu haben mit den Krankheiten anderer Menschen?“ (326 D.) Und der Bischof von Prag bittet um einen Rat mit den Worten: „Deine Liebe hat der Not so vieler schon geholfen“ (177 C). Daß Hildegard das Charisma der Krankenheilung auch in verzweifelten Fällen besessen hat, zeigt der mehrmals behandelte Fall der Sigewiza, einer geisteskranken Frau, die von ihrer Geisteskrankheit geheilt wurde, dafür aber ein körperliches Leiden bekam und endlich ihre volle Gesundheit erhielt (183 A/B). Hildegard beschreibt, wie viele ihr geholfen hätten, und zwar von mehreren Seiten aus, ohne daß eine Polypragmasie betrieben worden wäre; denn alle hätten, wie auch ein Tag sich in einem Kreislauf vollendet, ihren Blick auf Gott gerichtet. Mitleid sei die wesentliche Hilfe gewesen, denn Gott wolle die „*misericordia*“ und kein „*sacrificium*“ (Osee 6, 6; 259 A/B).

Wie Gerechtigkeit die purpurne Freundin ist, so ist Barmherzigkeit des Königs grüne Geliebte. Von der Innigkeit dieser Barmherzigkeit schreibt Hildegard an die Mönche vom Disibodenberg:

„Als der Mensch in seiner großen Sündhaftigkeit so zu Boden gestreckt war, daß er sich mit der grünenden Kraft rein aus sich selbst heraus nicht mehr zu erheben vermochte, da sprach Gott: Ich will den Menschen durch Meine Kraft aufrichten; von neuem will Ich ihn pflanzen in den Eingeweiden (das Innerste) der Barmherzigkeit“ (375 A). Diese neue Pflanzung macht die erste in keiner Weise rückgängig; der Mensch ist Fleisch und Blut, und seine Sünde ist nie im Irdischen oder Fleischlichen gelegen, sondern nur an ihnen offenkundig geworden. „Du hast gepflanzt von Anfang an eine unsterbliche und unveränderliche Erde“ (239 A). Diese ursprüngliche „*plasmatio*“ ist ja des Menschen Wesen und

wird auch des heilen Menschen Seligkeit sein. „So wende dich denn zu Gott, und sei ein Leuchter des Königs, auf daß du nicht errötest wegen deiner ursprünglichen Wurzel, in der die Rechte Gottes dich gepflanzt hat“ (376 A).

Das andauernde Gespräch um die Not und das Leid des Menschen führt Hildegard an einer Stelle so weit, daß sie eine regelrechte Diskussion der Tugenden um den rechten „*modus vivendi*“ veranstaltet. Dieses eigenartige Gespräch gibt Hildegard in einem Brief an den Abt vom Michaelsberge in Bamberg wieder (P. 550/51):

„*Sapientia*‘ und *Discretio*‘ sprachen untereinander: Was sollen wir für eine Gehilfin aussuchen? Und sie gaben sich einmütig die Antwort: die *Temperantia*‘, aber auch die *Moderatio*‘ soll zu Wort kommen, wenn wir hier über öffentliche Wohlfahrt (*salus populi*) verhandeln. So nahmen sie Platz. Da sprach *Sapientia*‘: Was bleibt zu tun in einer Zeit, wo Kriege über Kriege unter den Menschenkindern herrschen? *Differentia*‘ entgegnete: Wenn die Menschenkinder auf den Schlachtfeldern widereinanderstürmen und sich erschlagen wollen, dann verdunkele du ihre Augen mit der Sonne und ich mit einer Wolke; wir wollen ihnen auseinandersetzen, was Gott erst an engelhaften Eigenschaften in ihnen errichtet hat und dann an leiblichen Gliedern. Warum denn sollen sie ihre Seelen ersticken, wo sie doch solche Verdienste haben könnten? Gib du ihnen also einen Schild aus Sonne und ich die eiserne Rüstung und andere Waffen aus der Wolke, und zwar von solchem Gewicht, daß sie sich nicht mehr rühren können.

Da sprach auch *Temperantia*‘: Ich will ein Netz zwischen ihre Wege ausspannen, daß sie, falls sie unrechte Pfade wandeln wollen, durch das Netzwerk gehindert, sie gar nicht mehr gehen können. *Misericordia*‘ aber sagte: Ich verkünde, daß die *Weisheit*‘ Himmel und Erde in großer Herrlichkeit errichtet hat und daß die *Diskretion*‘ alles zur Schönheit des Augenscheins und zum Sehen und Erkennen wohl geordnet hat und daß *Temperierung*‘ das Süße wie Bittere in eine bekömmliche Speise umgewandelt hat, so daß es wohl genossen und recht geschlürft werden kann. Ich aber, ich habe ein wendiges Schwert, mit dem ich alles Bittere wegnehme, alle Bitternis, durch welche die Menschen verletzt werden, und alles Gebirgige, über das sie nicht wegkommen: ich ebne es so, daß sowohl die Kleinen als auch die Großen, die Starken wie die Schwachen darüber wegkommen und es auszuhalten vermögen.“

Nach dieser Diskussion wendet sich Hildegard wieder an den Abt: „So ahme auch Du, o gewissenhafter und besorgter Vater, die Barmherzigkeit nach, die alles so eben macht, daß man darüber wegkommen kann; doch achte sorgsam auf den rechten Zeitpunkt (*tempora temporum discerne*) und nimm Rücksicht auf die schwächliche Konstitution Deiner Söhne, gemäß Gottes Wort, das da

heißt: Ich will Barmherzigkeit und kein Opfer (Osee 6, 6; Matth. 9, 13); wie Er ja auch den Aposteln sagte, daß ihnen noch die Milch not tue und keine feste Speise bekomme. Mit Öl sollst Du sie salben, damit sie nicht in der Verbitterung Schaden nehmen und nicht in ihrer Unwissenheit in die Irre gehen. Mache Du Dein Herz zu einem reinen Bronnen: mit überaus süßer Liebe schließe diesen Quell in Deine Arme“ (P. 550/51).

Aus der Diskussion dieser merkwürdigen Versammlung ist zu ersehen, wie die Schlüsselbegriffe Hildegards sich die Hand reichen, wie sie immer enger um ein Bild kreisen und ein Thema bilden, wie sie von noch so weither dennoch zum Problem hin auf den Punkt zu etwas auszusagen haben. Jetzt verstehen wir auch, warum „*misericordia*“, das Leitbild für ärztliche Ethik, mit der „*discretio*“, dem Leitbild für die ärztliche Fürsorge, im Bunde steht: „Das bedeutet Barmherzigkeit. Denn je mehr der Mensch durch wahre Selbstzucht die Herrschaft über sich selbst erlangt, desto bereiter neigt er sich in barmherziger Liebe dem hilfsbedürftigen Nächsten zu“ (595 B).

Aus der christlichen Gesinnung der heiligen Hildegard erwächst ganz selbstverständlich der Arzt als der Pfleger des ihm anvertrauten Lebens; dazu bedarf es keiner besonderen Berufung mehr, keiner Standeslehre und keines Berufseides. Auch hat sie für dieses Bild wieder ein Vorbild, an dem sie hängt in rührender Einfachheit und das uns so überraschend und so erschreckend vorkommt: es ist Abraham, „der Vater der Barmherzigkeit“.

„Abraham wurde der Barmherzigkeit Vorbild, da er seinen einzigen Sohn auf den Opferaltar legte“ (595 B). Ward je ein größerer Eingriff vom Menschen verlangt? Ist nicht alles Eingreifen ein Opfern? Kommt je einer anders heil aus seiner Krankheit heraus? Und ist nicht dies gerade ein Weg zur Heilung, wenn Opfer gegeben und angenommen werden? Das Bild bleibt schrecklich und beunruhigend, wo oft von ärztlicher Ethik so leichtthin gesprochen wird.

Der Eingriff gehört unausweichlich zum ärztlichen Tun. Der Arzt greift unausgesetzt ein, nicht nur in die Integrität einer leiblichen Organisation, sondern auch in die Seele mit den Tiefen ihres Bewußtseins, nicht nur in das biologische Individuum, sondern auch in dessen private Sphäre mit all ihren soziologischen Verkettungen. Hier wie nirgendwo hat der Arzt dem Leben zu dienen und darf keine eigenen Forderungen aufstellen, keine eigengesetzlichen Konsequenzen dulden. Niemals kann der Arzt der Lenker des Lebens sein, nie sein Kritiker oder Zuchtmeister werden; er ist und bleibt Hüter und Diener des Lebens, weil er nie Schöpfer des Lebens ist. Schon durch die „*discretio*“ sah er sich auf einen maßvollen Weg verwiesen, auf dem Fragen der Aufzucht oder Entartung, Experimente einer Auslese oder Verwerfung gar nicht auftreten können. Gott allein weiß, wie sehr und wie lange Leben „wert“ ist, und Er allein kann vorsehen, wann Er es wieder zu Sich nehmen will. Er ist der Schöpfer allen Lebens und für jeden Menschen der Vater im „Purpur der

Gerechtigkeit“ und im „Grün der Barmherzigkeit“. Das letzte Kriterium für Leben ist nicht die unserer Meinung entsprechende Nützlichkeit, sondern der unermessliche Reichtum der Schöpfung an sich, die große Herrlichkeit und Fruchtbarkeit der Welt, die uns als „Leben“ angeboten sind.

Deshalb heißt Hildegards Parole für eine ärztliche, seelsorgerische wie auch allgemeinmenschliche Ethik: „Pflege das Leben bis zum äußersten!“ Einem Abte schreibt sie (198 C/D): „Sei stark und gerüstet auf jedem Gebiete, und pflege das Leben, wo Du es antriffst (*ibi viriditatem fac, ubi viriditas est*). Bekümmere Dich um die Deinen und halte Dich selber aufrecht, auf daß Dein Herz erleuchtet werde in der Sonne. Gib die Sorge für die Dir Anvertrauten nicht auf. So sieht ja auch der Salbenhändler darauf, daß sein Garten ihm Frucht bringt. Wenn Dein Auge sieht und Deine Wissenschaft wacht, weshalb schläfst Du und wirst müde in der rechten Fürsorge und Vorsicht Deines Auges? Geh also sorgfältig und fürsorgend umher, und wirf die Bindung nicht ab, solange Du noch zwei Augen oder auch nur eines oder irgendeinen Teil Leben unter Deiner Obhut hast. Wenn aber unter den Deinen kein Auge mehr zum Leben da ist, sondern alles schiefeht, dann mach auch Du Dich davon“ (198 D). Wer selbst schwach geworden ist, zu wem keiner mehr kommt, damit er ihm die „Brüste der mütterlichen Barmherzigkeit“ (168 B) reiche, der soll abtreten und beiseite gehen. Wer aber recht heilt, der wird selber leben. „Salbe die Wunden derer, die Dir anvertraut sind, und Du wirst leben in Ewigkeit“ (167 D).

Bei all seinem Tun, durch das der Mensch in das Leben eingreift, soll er bedenken, daß er selbst mitergriffen ist, daß eben alles inbegriffen ist. Der himmlische Vater nimmt ja immer wieder die Rute, wenn er sieht, wie Seine Kinder sich benehmen, und Er züchtigt sie. „Auf diese Weise hat der Mensch viel Mühsal auszustehen. Nun aber, Du teurer Gottessohn, wenn Du wirklich Gottes Kind bist, umarme die allersüßeste Mutter, das ist die Diskretion. Dann wird sie Dich auf die Art bessern, wie Du auch aus der Barmherzigkeit heraus Dein Fleisch salbst, damit es nicht verfällt; so sollst Du auch dem inneren Menschen gegenüber zärtlich sein... Nun sei also wachsam im Geiste, und Gott wird Dich gern haben und wird Dich niemals im Stich lassen“ (P. 554).

Die sittliche Aufgabe des Arztes besteht darin, den Menschen zeit seines Lebens auf dem Weg zum Heile hin zu begleiten, so wie auch sein eigener Weg voll ist von Heils-Erfahrungen. Über die aktuelle Heilung hinweg soll er den Menschen einweisen zu den ewigen Wohnungen, die gleichbedeutend sind mit dem ewigen Leben; deshalb ruft Hildegard aus: „O Mensch, laß dich überfluten von der neuen Geburt (*regeneratio*) des Heilandes, und laß dich salben mit der Salbe der Heiligung! Fliehe den Tod und jage dem Leben nach!“ (472 D.)

Das neue Leben aber ist offenbar geworden, seit „Gott im Menschen erschien und der Mensch in Gott“. Seitdem steht der Mensch in einem neuen Wissen



(nova scientia), „das neue Wissen, das die Menschen lehrt, gemäß der himmlischen Harmonie zu leben“ (256 B). Dieses schließt den ganzen Menschen ein, wenn nur der Mensch es recht erfaßt. „Auf diese Weise wirst du das Angesicht der Erde erneuern (Sap. 1, 7), das heißt aber: daß Seele und Leib in einerlei Wissen und in einer einzigen Vollkommenheit sein werden. Das wird Gott tun, der weder Anfang noch Ende hat“ (252 D).

Darum heißt es auch, daß Gott den Menschen zu einem Tempel des Lebens macht: beide, Arzt wie Priester, sind nur Tempeldiener. „Wer den Acker seines Leibes mit Diskretion aufreißt, dem wird auch das plötzliche Ende nicht schaden, weil die Sinfonie des Geistes und das Leben in Freude ihn aufnehmen . . . Gott mache Dich zu einem Tempel des Lebens!“

Ehe aber diese „vita laeta“ uns aufnehmen und heil machen wird, bleibt doch die bewegte Klage, die Hildegard in so erschütternder Weise mit der ganzen leidenden Welt angestimmt hat: „O Tropfen des Blutes, das durch die Höhen des Himmels erklingen ist, da alle Elemente durcheinandergerieten und wehklagend aufschrien, voller Entsetzen, weil das Blut ihres Schöpfers sie angerührt hatte, reiße Du uns heraus aus unsrem Siechtum!“ (P. 442).

## DAS BILD DES LEBENS

Kann die Heilkunde einer längst vergangenen Zeit in ihrer Wirklichkeit und Wirksamkeit wieder lebendig gemacht werden? Zu vieles an Weltbildern, Lebensgefühlen und Zeitstilen ist dazwischen gefallen und hält uns selber mit seinem weiteren Fallen und Verfallen in Bann. Haben wir eine Möglichkeit, diese fremden Zeichen und Vorstellungen zusammenzufassen? So viele neuartige Theoreme über Leib und Seele, Mensch und Welt, Natur und Geist haben sich als Lösungsversuche angeboten und verdecken die freie Sicht. Bleibt eine Aussicht, diese Anschauungskreise einer mittelalterlichen Welt noch einmal, in einem einzigen Bogen, zur Schau zu bringen?

Aus ihrer symbolistischen Weltanschauung hat uns Hildegard nichts weiter anzubieten als ein Bild, ein Beispiel ihrer bildhaften Weltanschauung, aber ein so liebenswürdiges Bild, das einfach und anspruchslos uns doch immer wieder anspricht und durchdringt und immer mehr in Anspruch nimmt, ein Wort-Bild nur, das aber ihr Herzwort bedeutet, ein Wort, das, aus dem Grund ihrer eigenen Existenz dichterisch geschöpft, noch einmal ihr Werk und Leben und das Wesen alles Lebens aussprechen will: es ist Hildegards Bild vom „Grün“<sup>(35)</sup>.

Zum Verständnis für dieses Bild vom Leben, diese „viriditas“, bleibt dem heutigen Leser nicht viel zu tun: er kann es sammeln und eine Weile damit Umgang pflegen, er kann es dann einsehen oder nicht. Als typisches Hildegardisches Denkmodell soll es wie auf einer Spirale gezeigt werden: zunächst in der natürlichen Ordnung, dann mehr im seelischen Leben und, in immer steileren Zügen wiederkehrend und wiedergrüßend, schließlich in seiner geistig-geistlichen Bedeutung.

Bevor es anklingt und aufleuchtet, um seine geheimnisvolle Melodie selber vorzutragen, muß, mehr im Begrifflichen, Hildegards Gesundheitslehre aus ihrer Anschauung vom Leben dargestellt werden.

Hildegard gibt keine Definition für Gesundheit; aber ihr Bild der „viriditas“ zeigt klar genug, was Gesundsein eigentlich meint. Das gesunde Leben ist der tätige Vollzug einer allem Leben einwohnenden Kraft, die ständige Aktualisierung einer höchst lebendigen Potenz, die sich im biologischen Lebensraum gleichermaßen manifestieren kann wie in den sittlichen und religiösen Daseinsbereichen. Wie Dasein im Mittelalter als eine fortwährende Schöpfung (creatio) verstanden wird, so ist auch Gesundheit eine permanente Zeugung aus der tiefen Quelle des Lebens, ein anhaltender belebender Prozeß, der alle Bereiche der Natur und des Geistes durchgreift und überformt.

Krankheit kann demgegenüber nicht definiert werden; sie hat kein Sein und keinen Begriff; sie ist nur von der Negation her zu erfassen, hat rein privaten Charakter und destitutive Bedeutung. Krankheit ist kein Prozeß, wie wir sahen, sondern nur ein Unterlassen und Versagen. Der Tod ist nicht geschaffen und kann nicht gezeugt werden: er liegt nicht in der Natur des Lebens. Gesundheit und Krankheit sind keineswegs polare Phänomene, wie etwa Licht und Finsternis, Himmel und Erde, Leib und Seele, Mann und Weib, die alle zur Differenzierung und Bereicherung des an sich guten und wertvollen Lebens geschaffen worden sind und nicht für sich, als Prinzipien einer dualistischen Weltanschauung aufgefaßt werden dürfen. Nur Gesundheit hat Sein; dem Krank-„Sein“ aber kommt lediglich ein Mangelcharakter zu; deshalb ist sein Symbol die „diversitas“, die aus der „integritas“ abgesplittert ist; deshalb wirkt es sich aus als „ariditas“, der die ständig erfrischende und ergrünende „viriditas“ entgegenwirkt.

Gesundheit ist aber auch in keiner Weise gleichzusetzen mit einer biologischen Mitte, einer empirisch erfaßbaren Norm, einem Durchschnitt und einer Medio-krität, einer rein zufällig erfolgenden Anpassung labiler Gleichgewichtsreaktionen mit der Tendenz zu einem Ausgleich; Gesundheit muß vielmehr positiv gesehen werden; sie fordert aus sich heraus einen plastischen Begriff, weil alles ärztliche Tun am Kranken ja korrektiv ist, etwas verändern und verbessern will, etwas verwirklicht und heil macht, folglich auch wissen muß, wohinaus es will und wo Heil ist. Gesundheit ist nur ein Grenzbegriff; sie ist nicht ein Faktum, das man hat, sondern eine Richtung, auf die man sich einstellt, ein Habitus, der sich ständig erneuert und überholt. Diese Auffassung von Gesundheit in Hildegards Heilkunde ist nicht zu verwechseln mit einer zufällig gehobenen Lebensstimmung, die vielfältigen Ursprungs sein kann, nicht mit biologischer Bedürfnislosigkeit, die sich oft nur verhängnisvoll auswirkt, nicht mit einer erzwungenen Harmonie, die jederzeit zerbrechlich bleibt, schon gar nicht mit der rein praktischen Leistungsfertigkeit, einer platten Genußfähigkeit oder rein sozialer Brauchbarkeit.

Da Gesundheit überhaupt kein Wert an sich und kein Selbstzweck ist, bleibt der Begriff immer relativ und tendenziös. In dem schon erwähnten Bamberger Codex des 9. Jahrhunderts heißt es etwa:

„Sehr heilsam ist eine Krankheit, wenn sie den Sinn in seiner Verhärtung bricht, und recht schädlich ist Gesundheit, die den Menschen zur Unbotmäßigkeit verleitet.“ Ähnlich sagte auch Augustinus, daß Gesundheit des Leibes oft Schaden für die Seele bringen könnte: „Wie vielen schadet die Gesundheit!“ Selbst in Sünde zu fallen könnte für die Stolzen nützlich sein: „damit sie so sich selber mißfällig werden, die schon gefallen waren in ihrer Selbstgefälligkeit.“

Immer, wenn der Mensch den Habitus seiner Krankheit vorträgt, tendiert er schon auf Heil. Der Arzt verwirklicht dementsprechend am kranken Menschen nur die einwohnende Idee des gesunden Lebens. Hildegard sieht den

Menschen stets in seiner Spannung zwischen der verlorenen „prima creatura“ und der schon angebrochenen „nova creatura“, in einer Situation, die keine indifferente Existenz erlaubt, die den Menschen in eine stete Verantwortlichkeit für sein Gesundsein und sein Gesundwerden stellt. Unter der Last seiner Gebrechlichkeit, mit allen Mühsalen seines Mißverhältnisses, immerfort ist der Mensch auf der Suche nach dem Sinn seines Preisgebenseins. Gesundheit ist erst dann ein Wert für den Menschen, wenn er sie auffaßt als ein Geschenk, um leben zu können und zum Leben zu gelangen. Was Leben aber ist, zeigt Hildegard am Bild des Grüns.

„In der Morgenfrühe, wenn die Sonne bei ihrem Aufgang sich machtvoll erhebt, um ihren Lauf anzutreten, steht auch das Grün in seiner größten Kraft, weil die Luft bis dahin noch feucht ist, die Sonne aber schon wärmt. Dann trinken die Gräser dieses Grün so gierig in sich hinein, wie ein Lamm seine Milch saugt: die Hitze des ganzen Tages wird kaum ausreichen, die Grünkraft dieses Tages durchzukochen und fruchtbar zu machen.“ Was Hildegard hier beschreibt, ist die natürliche Ordnung des Grüns, das Grün in Blatt und Gras, das Fläche und Raum ist für das Licht, um dem Lebensfeuer der Sonne die bereite, natürliche Antwort zu geben. Dieses Grün entstammt den Elementen und wird durch ihre Qualitäten unterhalten. Es lebt in der Flamme, schillert in den Gewässern, feuchtet im Stein, weht in der Luft. Die Erde gab diese Grünkraft einstmals mit solcher Üppigkeit, daß es keiner besonderen Agrikultur bedurfte.

Die Grünheit wird angezündet vom Licht; Grün ist gezeugtes Licht, das dem ewigen Leben und seiner feurigen Kraft entstammt. Gekocht im Feuer der Lebenskraft, bringt es in aller farbigen Erscheinung der Welt die Dinge zur Reife. Darum stirbt dieses unverwelkliche Grün nicht ab, sondern zieht sich im Wandel des Vergehens nur wieder in das Innere der Elemente zurück. Seine Verwandtschaft zur Feuchtigkeit (humiditas) gibt ihm die Keimkraft, die im Grün der bewegten Luft übertragen wird. Während im Urstand die grünende Erde eine blühende Zier des „vir Deus“ war, wurde durch den Fall des Menschen die Grünkraft geschwächt; seitdem dorrt und welkt alles Grün und bedarf der Kultur und einer ständigen Regeneration. Immer aber lebt es als große Kraft der Natur und dient dem Menschen.

Auch des Menschen Fleisch und Blut sind grün, weil sie die Offenheit und Bereitschaft des Leibes darstellen, der Seele fruchtbare Antwort zu geben, und weil die Seele mit ihrer Lebensgrüne immerfort baut am Turm ihrer Leiblichkeit. „Die Seele ist die grünende Kraft des Leibes; die Seele wirkt mittels des Leibes und der Leib mittels der Seele: das ist der ganze Bestand des Menschen.“ Ebenso hat die Geschlechtskraft des Menschen diese grüne Farbe (viriditas — virilitas). Sie sitzt beim Mann im Mark und erscheint aufblühend im Monatsblut der Frau, sie keimt und grünt in der Leibesfrucht und wächst mit dem Kind zur Reife. Im Grün ihres Blutes wird die Frau fruchtbar, im Grünen

kommt sie zur schönen Blüte: in diesem Grün ist sichtbarlich der ganze lebensspießende Quellgrund des Weibes (*viriditas floriditatis feminae*).

Unter dem Bild des Grüns gibt Hildegard eine umfassende Vorstellung der lebensfrischen Naturkraft, wie sie uns als das vegetative und animalische Lebensprinzip vor Augen tritt. Es ist die Farbe alles Keimens und Sprießens, alles Blühens und Wachsens. Im reinen Lebensfeuer gekocht, reift alles Grün zu goldener Satttheit. Aus den Elementarqualitäten vermag die Seele dieses vitalistische Prinzip herauszureißen und im Leibe wirksam zu machen. Daher liegt auch die Signatur des Blutes in seiner Grünheit, in ganz ähnlicher Weise wie auch die Signatur des Blattes „*viriditas*“ war. Das Grün überträgt jene Energie, die allem sichtbaren Leben seine Straffheit und Farbigkeit, seine Frische und Fülle zuführt. Indem sie alles Körperliche des Menschen durchdringt, wirkt sie sich aus als das lebendige Gefälle, das den Menschen zu seiner Verwirklichung treibt.

Freilich steht das grünende Lebensgefühl dem Menschen nicht mehr zur Verfügung, seit er durch die Schuld Adams dem Welken und Sterben anheimgegeben ist. Nach dem Fall ist diese Kraft gebrochen und in Pflegebedürftigkeit umgewandelt worden; deshalb sehen wir alles Grün nur noch in seiner verminderten Farbkraft, der Dürre ausgesetzt und auf die Kultur angewiesen. Diese Degeneration von Grün erscheint Hildegard so ungeheuerlich, daß sie zu einem Gespräch innerhalb der Trinität wird: „Daher spricht der Vater zum Sohn und klagt: Im Ursprung grünte alle Kreatur, in der Mittezeit blühten die Blüten, dann aber sinkt alle Kraft des Grüns herab.“ Und wie das natürliche Grün verdüstert wurde, so verkümmerte auch die Grünkraft als sittliches Lebensprinzip: „Damals begann die Grünkraft der Tugenden (*viriditas virtutum*) zu welken . . .“ Gerade diese Anschauung zeigt, daß Grün die Frucht und Farbe einer mehrere Bereiche umfassenden und äußerst produktiven Kraft ist, die mit ihrer unbeirraren Energetik nur in der Fülle des Lebens zur Vollendung kommt.

Alles natürlich geoffenbarte Grün ist Spiegelbild für jene Grünheit, die im Grund der Ewigkeit verborgen liegt. Denn die Ewigkeit ist grün und ist die Keimzelle für alle Lebenskräfte der Welt. Diese grüne Grundkraft der Ewigkeit (*vis aeternitatis*) bewirkt die Ordnung des Universums wie auch die schöpferische Organisation des Mikrokosmos. Was ist dies für eine grünende Kraft, die Mann und Frau zusammenbringt, die das Zeugungsglied des Mannes aufrichtet und so den Pflug schärft für sein „opus“ im Ackerreich der Frau, die darin Mann und Frau zusammenströmen läßt zu einer fleischlichen Gemeinschaft, die fruchtbar wird im Kinde? Wer läßt das Kind im Mutterleibe keimen und grünen und gedeihen, wer setzt die Austreibung der Frucht in Gang? Wer ordnet im Grunde dies alles und setzt das schöpferische Vermögen, im Leibe des Menschen wie im Bau des Weltalls? Es ist eine Kraft aus der Ewigkeit, sagt Hildegard, und diese Kraft ist grün. In Abraham war sie mächtig: er

war der Nabel aller „*fortitudo*“, der Vater aller Potenz. In Christus brach sie durch, als er mit der Kraft eines Löwen den Himmel durchbrach, um im Schoße einer Jungfrau zu schlafen. „Dieselbe Kraft des Allerhöchsten, die im Schoße der Jungfrau das Fleisch des Wortes gebildet hat, verwandelt auf dem Altare bei den Worten des Priesters die Opfern von Brot und Wein in das Sakrament des Fleisches und Blutes des Herrn, indem sie es mit ihrer Kraft nährt.“

Alle Bilder von „*vis*“ und „*virtus*“, von „*virilitas*“ und „*viriditas*“, von „*vigor*“ und „*virginitas*“ zeigen eine innere Verwandtschaft und kreisen um das Leben. Alle Lebenskraft aber geht von Gott aus. „Seine Kraft ist das Leben jedes Lebendigen in allem Geschaffenen.“ In Gottes Ewigkeit ist das geheimnisvolle Leben des verborgenen Lebens (*arcana vita absconditae vitae*), das von Hildegard nicht weiter angerührt und erklärt wird. Leben ist Leben. Hier ist der Grund gefunden, an dem alle rationalistischen Erklärungsversuche und alles analoge Begreifen und selbst die visionäre Schau ehrfürchtig haltmachen und sich nur noch des schlichten Bildes vom Grünen bedienen, unter dem Leben einfach hingenommen wird.

Aus der natürlichen Lebensordnung schwingt sich mit der wachsenden Dichte eines lichten Farbenspektrums in immer frischeren und helleren Farbklingen das Grün in das Lichte des ewig lebendigen Feuers. Und aus dem Mysterium der Ewigkeit träufelt es hernieder in die Keimkräfte des Kosmos und der Generationen, verwirklicht sich in so geheimnisvoller Weise in der grünen Hülle des menschlichen Geschlechtes. Hier enthüllt sich auch das Wunderbare der göttlichen Menschwerdung, in diesem unserem grünen Geschlechte, durch das wir fruchtbar werden sollen am Lebensbaum der Gottheit. Im innersten Grund des Menschen offenbart sich die grüne Lichtung des Herzens (*viriditas interioris cordis*). Darum sind unsere Glieder — der grüne Leib also, und nicht der stolze Geist — ein Tempel des Heiligen Geistes geworden. Sie sind erkaufte um einen teuren Preis. Wir tragen und verherrlichen Gottes Lebenskraft im Geschlecht unseres Leibes. Es wollen unsere Leiber dargebracht werden als ein lebensfrisches und heiliges Opfer. So sollen wir auch — nach Röm. 12 — in der leiblichen Hingabe unseren geistigen Gottesdienst halten.

Wie alle Pracht der Natur, so zeigt auch aller Reichtum des seelischen Lebens die ihm innewohnende Grünkraft. Sie äußert sich in jedem Tun des Menschen. „In allen deinen Werken und in deinen Gesinnungen sehe ich dich wie einen Baum, der in seinen Blättern eine gewaltige Grünkraft hat.“ Mit ihren Tugenden will die Seele im Menschen fruchtbar werden in Grüne, bis sie einst mit ihrem Leib zum lichten Leben gelangt. „Durch ihre Werke weben die Heiligen sich das Licht wie zu einem ewigen Schmuck. Das Firmament hat als Kleinodien seine Gestirne, die Erde ihre Blumen, sie, sie haben ihr Licht.“

Deshalb singt Hildegard: „O Grün des Fingers Gottes, in welchem Gott

seine Pflanzung eingesetzt hat!“ In dieser umfassenden Pflanzung wurzelt des Menschen Gesundheit, und sie ist grün. „Von der Sterblichkeit geht kein Leben aus, sondern Leben besteht eben nur im Leben. Kein Baum grünt ohne Kraft zum Grünen, kein Stein entbehrt der grünen Feuchtigkeit, und kein Geschöpf ist ohne diese besondere Eigenkraft: die lebendige Ewigkeit selber ist nicht ohne die Kraft zum Grünen.“ Ohne diese Kraft müßte der Mensch auseinanderfallen in einzelne Schichten, autonome Bezirke und sich widerstreitende Prinzipien, in einer Weise, wie es die Krankheit in ihrer schillernden Symptomatik oft recht schmerzhaft zum Bewußtsein bringt. Mit dieser Kraft aber bleibt der Mensch ganz, in einer Einheit, die vom Elementarsten bis zum Geistigsten die gleiche Farbe trägt. „Wie die vier Elemente im natürlichen Menschen sind, so sind auch die Tugenden Gottes im geistlichen Menschen.“ Und wie die Seele im biologischen Bereich die „viriditas“ aus den Elementen herauszieht, so erweckt sie auch im sittlichen Leben das Grün der Gotteskräfte (virtutes Dei). „Und wie die Welt ohne die Fülle der Früchte wäre, wenn sie nicht in der Grünkraft sprießen würde, so bliebe auch die Seele ohne den Ruhm und die Glückseligkeit ihrer guten Werke, wenn sie in der Vernunft des Wissens von Gut und Böse nicht blühen würde.“

Auf die gleiche Weise, wie „Adam vom Grün der Erde her mannhaft und durch die Elemente ungemein stark war“, wird auch „der gläubige Mensch sich weiden an der Grünkraft der himmlischen Tugenden“. Die Tugend aber, „die die Feuchtigkeit und die Grünkraft in allen guten Werken bereitet“, ist die Geduld (patientia), jene Duldsamkeit in ihrer schöpferischen Passivität, die wie der milde Hauch des zarten Grüns der Grund aller „virtus“ ist. Die Geduld ist jene „Säule, die niemals erweicht, weil ihr Grund auf Gott ruht“. Deshalb antwortet die „patientia“ der zornwütigen und blutrünstigen Unduldsamkeit: „Ich bin aller Grüne ein milder Hauch, indem ich Blüte und Frucht aller Tugendkraft hervorbringe und sie in den Gesinnungen der Menschen festlege und aufbaue. Aus diesem Grunde kann ich auch alles, was ich einmal anfangen, vollenden; so kann ich in allem verharren und brauche nichts zu verachten, sondern besitze alles mit Gleichmut.“ Die gelassene Hingabe an alle Dinge der Wirklichkeit ist gerade der grünende und lebensfrische Ausdruck menschlicher Gehaltenheit. „Die Seele ist wie ein Wind, der über die Kräuter weht, und wie ein Tau, der auf die Gräser träufelt, und wie die Regenluft, die wachsen macht. Genau so ströme der Mensch sein Wohlwollen aus auf alle, die da Sehnsucht tragen. Ein Wind sei er, indem er den Elenden hilft, ein Tau, indem er die Verlassenen tröstet, und Regenluft, indem er die Ermatteten aufrichtet und sie mit der Lehre erfüllt wie Hungernde: indem er ihnen seine Seele hingibt.“

Diese Antwort der Weitherzigkeit korrespondiert mit der Liebe, die gleicherweise ein solcher Hauch ist, der alle Lebensgrüne nährt und der seinerseits wieder Antwort gibt dem Laster der Gehässigkeit und der Mißgunst, jenem

Laster, das behauptet hatte: „Ich bin ein Hüter und Wächter alles Übermaßes, und die gesamte männliche Grünkraft treibe ich davon, wo ich sie nur finden kann.“ Die Tugenden aber halten zusammen, sind Träger der Grünkraft und konstituieren die Gesundheit des Leibes und der Seele. „Alle diese Häupter der Tugenden ruhen in der Erkenntnis Gottes und streben hin zum Gott-erkennen, und sie stehen dem Menschen sowohl in seinen leiblichen wie auch geistlichen Lebensnotwendigkeiten bei.“ — „Wenn aber einem Menschen die Grünkraft dieser Tugenden fehlen würde, würde er in das Welken der Nachlässigkeit gewandelt werden. Da er der Feuchte und Grüne der guten Werke entbehren müßte, würden die Kräfte seiner Seele abnehmen und dahinwelken.“ Nur das rechte Sinnen und Trachten des gläubigen Menschen steht in Kontakt mit dieser Lebenskraft und bringt daraus die vielfältigen Früchte eines heiligmäßigen Lebens. Darum mahnt Hildegard in ihren Briefen so oft:

„Halte Deinen Tempel mit Umsicht in Ordnung, damit jene Grünheit, in der Du Gott mit Liebe umfängst, nicht Schaden nehme, weil Gott Deine Seele sehr lieb hat.“

In einem weiteren Kreis spricht Hildegard von der „viriditas“, jener Grünkraft der Natur und Lebensfrische der Seele überall da, wo ihr für die Geheimnisse des geistlichen Lebens, die Wunder des himmlischen Seins und die Einwirkungen der göttlichen Gnade kein weiteres Wort mehr zur Verfügung steht. Das göttliche Wort ist grün, weil es die Quelle des Lebens ist und als der Logos der Gottheit alle Wirklichkeit durchdringt. In einem Brief an Bernhard von Clairvaux spricht Hildegard von dem Wort mit der leiblichen Kraft zu keimen, jenem Wort, das „die Hoheit des Vaters in milder Grüne in der Jungfrau Schoß sandte, woraus jenes Lied erwuchs, so wie sich der Honig rings aufbaut um die Wachsscheibe“. Das Wort war weiterhin „jenes grüne Holz, weil es alle Grünheit der aufsprießenden Tugendkräfte hervorgebracht hat“. Durch Gottes Wort hat ja die ganze sichtbare und unsichtbare Kreatur ihren Bestand, und „im Wesen des lebendigen Geistes besteht sie in ihrer Grünheit und Tugendkraft“. Das Feuer des göttlichen Wortes ist es, das auch das sündenwelke Fleisch immer wieder erfrischt.

Mit diesem hinweisenden Begriff von Gesundheit und Leben führt Hildegard in immer steileren Ringen und lichterem Schichten an den Bereich der Gnadenwirkung heran, aus dem die Gesundheit konstituiert und auf ihren Zielpunkt, das Heil, hin ausgerichtet wird. Hier ist „viriditas“ das Lebensprinzip einer höchsten Potenz, die in ihrer Lebendigkeit jedesmal neu aktualisiert werden muß und für deren lichte Schönheit Gott einen Engel schuf, den er Lichtträger nannte: „Alle Schönheit der Werke aus Gottes Allmacht hat Er in dem ersten Engel gekennzeichnet, Er hat ihn geziert mit dem Sternenglanz und aller Schöne des Grüns und in jeder Art von funkelndem Gestein, gleichwie den gestirnten Himmel; und Er nannte ihn Lucifer.“

Das geistliche Leben bei Hildegard enthüllt sich, durch alle Symbolik des Geschlechtlichen hindurch, am hellsten und zartesten in dem strahlenden Aufgrünen der Jungfräulichkeit (36). Als die besondere Kraft der Unversehrtheit (integritas) trägt die Jungfräulichkeit ihre grüne Farbe, und die Jungfrau Maria ist „virgo viridissima“. Höchstes Lob gebührt der Jungfrau. „Im Zelte der Jungfräulichkeit stimmt an der Heilige Geist Sein ewiges Lied.“ Vermählt mit einem makellosen Manne, blüht die Jungfrau immerdar in den Freuden der königlichen Hochzeit. Jungfräulichkeit wird von Hildegard nicht einfachhin und rein negativ als Geschlechtslosigkeit aufgefaßt; auch die Jungfrau ist fruchtbar, fruchtbar auf einer höheren Seinsebene. Gerade durch die Farbkraft des Grüns ist sie innig einverbunden der lebendigsten geistigen Fruchtbarkeit; gerade hiedurch gewinnt sie ihre Existenz: in dem personalen direkten Gegenüber mit dem höchsten Manne, mit Christus. Im ersten Menschen hat Gott schon die Wurzel dieser Lebensform gepflanzt, die ohne Verbindung mit einem leiblichen Mann fruchtbar werden sollte. Die Jungfräulichkeit geht gleichsam durch das Geschlecht hindurch: sie behält das Bild und die Begegnung der Liebe, ohne dabei versehrt zu werden; deshalb leuchtet sie in der Farbe und Strahlkraft des Grüns. In beiden Verhaltensweisen und in der gleichen Farbe bekunden sich die äußerste Ergriffenheit des Herzens und der innigste Lebensvollzug menschlicher Existenz. Das Gesetz beider ist die Liebe; denn „der Mensch ist das Gewand der Liebe“.

Deshalb spricht Hildegard geradezu von einem Geschlecht der Jungfrauen (genus virginum), sie nimmt ihre Bilder aus dem Hohenlied der Liebe und spricht von den geliebten Keimlingen, die süßer blühen und duften als alle Wohlgerüche, die wie die Morgenröte sind in ihrer Verlobung mit dem höchsten Bräutigam. „O Jungfräulichkeit, mitten im königlichen Schlafgemach stehst du. Wie hold entbrennst du in den Umarmungen deines Königs, indes die Sonne dich durchstrahlt, so daß deine edle Blüte nie mehr welken wird. Kein schmerzlicher Schatten eines fallenden Blütenblattes wird dich mehr treffen. Denn wie die Sonne ist sie selbst, die alle Welt erleuchtet, seit Gott sich dieses Kleid anlegte. Jungfräulichkeit ist nicht ohne Fruchtbarkeit, weil eine Jungfrau den Gott und Menschen, durch den alles erschaffen war, geboren hat. Gesammelt in ganzer Hingabe, schreitet sie den Lichtweg Christi, durch den Er den Tod in sich erstickt hat aus der feurigen Glut des Heiligen Geistes. Deshalb erstrahlen die Jungfrauen als die leuchtenden Blüten des Sohnes Gottes.“

Es ist für Hildegard eine bittere Erfahrung, daß die Grünkraft verwelkt und daß die Schlange besonders auf die reinsten Blüten einen Haß hat. Deshalb soll eine Frau nur aufs beste gewappnet in das Schlafgemach des höchsten Königs eintreten. Die Abweisung eines irdischen Mannes allein genügt nicht, wenn nicht die personale Bezogenheit und die lebensfrische Beziehung zum höchsten Manne da sind, von dem sie wissen muß, daß Er sie hält. Sie wird

dann in einem solchen Zustand sein, wie Eva einst war, ehe sie dem Adam zugeführt wurde. „Damals schaute Eva noch zu Gott und nicht zu ihrem Adam auf. So allein aber — aufblickend — soll eine Frau es halten, die aus ihrer Liebe zu Gott einen fleischlichen Mann verschmäht. Zu Gott allein blicke sie auf und nicht mehr zu einem anderen Manne, den sie doch vorher nicht haben wollte.“ Ihre ganze Seele soll sie versenken in ihren Gott, wie ein Adler soll sie in die Sonne schauen und wie eine Taube aus ihren Fenstern.

Dieses reine jungfräuliche Werk (opus) ist der elfenbeinerne Turm, mit dem der große Ratschluß vollendet wurde. Hiedurch hat Gott in der Mitte des Rades den Punkt gesetzt und das geistliche Leben zur Vollkommenheit geführt, zu jener wunderschönen Ganzheit des Paradieses, das immer weiterblühen wird in der unverwelklichen Grünkraft dieses aufgeblühten Reises. Deshalb jubelt Hildegard:

„O schönes Angesicht, das Gott anschaut, o ihr lieblichen Gestalten der Morgenröte, ihr seligen Jungfrauen, wie edel seid ihr! Der König ist in Betrachtung versunken ob eurer Schönheit, Er, der in euch vorgezeichnet hat allen Schmuck der Himmel. So seid ihr ein grüner Garten voll der Lieblichkeit — Duft und Widerduft aller lebendigen Zier.“

Wie Grün jene produktive Kraft ist, die aus der göttlichen „vita“ in permanenter Zeugung in unser Leben induziert wird und zu der alles Leben hinstrebt, so ist es auch Bild für das Leben der Gottheit selber: „vita“ und „viriditas“ sind nur noch eines — die „vita vitae“. Aus ihr grünt die Ewigkeit, weil sie der Raum ist für Gottes Allmacht (opus) und die Antwort auf Gottes Schöpferkraft im Wort. Daher hat das Wort (verbum), als Gottes liebende Antwort auf den geschaffenen Menschen, die grüne Farbe. Deshalb schwitzt der Geist aus seiner heiligen Grüne (viriditas) alles Leben aus. Das Werk des Vaters im Wort des Sohnes ist die lichtgrüne Herzkraft des Geistes: opus verbi viriditas est. Dieses Wort aus Hildegards Heilkunde ist die Formel für ihr Bild vom Leben und vom Leben im Heil.

Mit diesem Kernsatz wird Hildegards Gedankenwelt abgeschlossen und in ein umfassendes Einvernehmen gesetzt. Wie in milder Grünkraft der Sohn in der Jungfrau keimte, so wird im Geist das Angesicht der Erde erneuert, und alles wird wieder grün werden. In der Dichtigkeit seiner konkreten Existenz will Leben fruchtbar werden. In allem Tugendleben gibt die Grünkraft Raum und Möglichkeit für das Äußerste, was der Mensch zu leisten vermag. So ist die Gesundheit des Leibes wie der Seele eine andauernd fortwirkende Einstrahlung von Grün aus dem unerschöpflichen Lichtgrund und Lebensquell. Auch unsern Geist führt dieses Grün in den weiten und offenen Raum, „weht Weisheit in ihn und mit der Weisheit die Freude“.

Im Heiligen Geist ist der ganze Mensch der grüne und offene Raum, die Bereitschaft, Antwort und Hingabe an Wort und Werk. Grün sind alle Kräfte

und Gaben des Heiligen Geistes. Des Menschen Vernunft hat diese grüne Farbe, all sein Wissen und sein Gewissen. Grün ist auch die Heilkraft, die alles mit großer Sorgfalt und Behutsamkeit gesunden läßt. In der Kraft und Schönheit dieser Grüne steht die Welt. Jede Naturkraft grünt in Schönheit, weil sie die gesetzte Kraft des Engels ist, der Sein Antlitz schaut in Ewigkeit. „Aus lichthem Grün sind Himmel und Erde erschaffen und all die Schönheit der Welt.“

„Heiliger Geist ist das Leben alles Lebendigen, Beweger des Alls und Wurzelgrund alles geschaffenen Seins. Der Geist macht die Welt rein von aller Unlauterkeit: alle Schuld wird getilgt, jeder Schmerz wird gesalbt. So ist Geist Leben, leuchtendes, lobwürdiges Leben, Leben, das alles aufweckt und wiedererweckt das All.“ Es braust und zündet dieser Geist durch die Welt und will in aller Heilsgeschichte die grünende Antwort bis an den letzten Tag, da alles auferstehen soll. Dann wird das Antlitz der Erde erneuert werden im Grün.

„Somit ist Gottes Wirklichkeit nie vergeblich. Keines Seiner Werke bleibt unvollständig, alle kommen sie vielmehr erfüllt zurück. Gottes Wort wird vernommen und erhält Antwort. Der Geist geht aus, grünt und bringt Frucht. Das ist das Leben.“ Mit diesen Bildern weist Hildegard hin auf die volle Wirklichkeit — *viriditas in integritate* —, auf das Leben in Fülle. Und mit all ihrem Lob auf das Grün singt die Heilige immer nur das beseligende Preislied des Lebens:

O edelstes Grün,  
 das wurzelt in der Sonne  
 und leuchtet in klarer Heiterkeit,  
 im Rund eines kreisenden Rades,  
 das die Herrlichkeit des Irdischen nicht faßt:  
 umarmt von der Herzkraft himmlischer Geheimnisse  
 rötetest du wie das Morgenlicht  
 und flammst wie der Sonne Glut.  
 Du Grün  
 bist ungeschlossen von Liebe.

## ANMERKUNGEN

(<sup>1</sup>) Neben dem kosmologischen und historischen Kreislauf begreift Hildegard unter diesem Bilde auch alle biologischen Kreislauffragen, selbstverständlich in symbolischer und nicht physiologischer Fragestellung. Hier ist Stoff-Wechsel ein Kreislaufgeschehen, das aus dem inneren Milieu herausragt in die kosmischen Bereiche. Blut ist Modell dafür, daß der Stoff von einem Strom getragen ist, in einem Flusse liegt, flutet, rinnt und gerinnt. Gleicherweise kreist das Wasser, wobei die Ströme aus dem Meere fließen und ihren Bogen durch das All nehmen (ein Lieblingsgedanke Hildegards, wobei sie sich wohl auf Ps. 92,3 und Joh. 7,38 bezieht). Auch der Atem ist unaufhörlicher Zug eines Austausches der Weltelemente, eine nicht abreißende Energiezufuhr aus dem Kosmos. In der Teilhabe an der Welt unterhalten sich die eigenen Vorräte und erhalten die Gesamtenergie. Wie der Atemzug nicht abgegeben wird, sondern nur ausgeht, bei der Welt einkehrt, um wieder zurückzukehren, so wird auch die Stimme von ihm getragen und gibt Ausdruck und Sinn; so wird die Luft hereingeholt und gibt Geruch und Geschmack und damit jene charakteristische Note persönlicher Atmosphäre; so geht der Sohn vom Vater aus und bleibt doch göttlich einverbunden; so schwitzt der „vir Deus“ die Elemente aus dem Mark seiner Hüfte, und kreisend durch das All kehren sie wieder zurück. Als alles dies wird uns „rota“ begreiflich sein.

(<sup>2</sup>) Zum Begriff des Teufels im Mittelalter: In der spätmittelalterlichen Grünsymbolik erscheint der Teufel als der „Grünrock“, der „grüne Jäger“; er erscheint im hellen Feuer und heißt der „Leibhaftige“. Bei Hildegard aber hat gerade der Teufel keinen Leib und kann auch keines Körpers leibhaftig werden. Der Teufel hat keine Helligkeit; „er war blind gegen die Liebe, welche in allen Dingen gleichsam die Seele und das Auge ist“ (242 C). Er haßte das Feuer und das Wasser, „weil alle Geschöpfe durch diese beiden gefestigt und belebt werden“ (242 D). „Sein Feuer aber kennt kein Licht; er ermangelt aller Grünkraft (viriditas), und deshalb hat er an Licht und Lebensfeuchte keinen Anteil“ (242 D).

(<sup>3</sup>) CC 5, 5—10 wurde als versprengtes Textstück aufgefaßt, da es aus dem Zusammenhang gerissen erscheint, und hier eingebaut.

(<sup>4</sup>) = „homo fieri voluit“: Die Lehre von der „Praedestinatio Christi absoluta“, wonach die Inkarnation von Anfang an im Ratschluß Gottes lag und auch ohne den menschlichen Sündenfall erfolgt wäre, steht im Mittelpunkt des Hildegardischen Weltbildes. Insofern können die Übersetzungen von Schulz und Bühler: „daß der Mensch entstehen sollte“ nicht anerkannt werden, ganz abgesehen davon, daß das „quod homo fieri voluit“ nicht ohne grammatikalische Schwierigkeiten so übersetzt werden konnte. Diese Auffassung der absoluten Inkarnation hat das Mittelalter stark beschäftigt: Anselm von Canterbury widmete ihr seinen schwierigen Traktat: „Cur Deus homo“. Thomas von Aquin schreibt in der Summa contra gentiles (II, 54: quod conveniens fuit Deum incarnari): die Inkarnation sei das Zweckmäßigste zur Erlösung, aber nicht absolut notwendig gewesen. Dagegen vertritt Duns Scotus in der Lehre von der „convenientia incarnationis“ wieder den absoluten Standpunkt, den Hildegard so entschieden einnimmt. Vgl. etwa: 886 C: homo fieri voluit. 158 C: Deus in semetipso praedestinaverat homo fieri. 945 B: (secundum formam illam) quam Deus ante saecula praesciebat. 1042 A: Ipse enim hominem, quem indumentum Verbi sui praescivit, valde diligebat. 1075 B: Deus ante tempora forma hominis, in qua carnem assumeret, praeviderat; et quicumque in hoc dubitat, seipsum abnegat.

(<sup>5</sup>) Das im Text folgende Kapitel 17,36—18,29 erscheint aus dem Zusammenhang gerissen und wurde sinngemäß in das Kapitel der Geschlechtsreife (nach CC 140,2) eingesetzt.

(<sup>6</sup>) Ebenso steht CC 35,17—36,12 vor CC 140,3.

(<sup>7</sup>) Phlegma ist zunächst nur schleimiger Stoff, eine zähe Feuchtigkeit im Organismus; eigentlich meint es das Verbrannte, einen Rückstand der Stoffwechselprozesse, das, was darin kalt, geschmacklos und indifferent geworden ist. Nach Hippokrates ist Phlegma die Ursache einer Verschwärung. Bei Galen wird es mit der Entzündung in Zusammenhang gebracht. Isidor von Sevilla sieht es als Ursache der „Ischia“ an: „fit autem de phlegma quotiens descenderit in recta ossa, et efficitur ibi glutinatio“ (Isid. Etym. IV, 7). Auch der Blasenstein entsteht aus dieser „materia phlegmatica“ (Isid. Etym. IV, 7).

(<sup>8</sup>) Livor besagt eine bleiartige Farbe an einer Körperstelle, also einen bleifarbenen, rotblauen Fleck, wie er durch Drücken, Stoßen, Quetschen, Schlagen oder nach Vergiftungen entstehen kann. Hippokrates faßte es so auf als das Extravasat mit seiner blaugrauen Hämatomverfärbung. Der Begriff wird bei Hildegard einheitlich gebraucht: bald als Gewebswasser, als Eitersekret, als wäßriger oder giftiger Blutbestandteil, als Blutsrum etwa, aber auch als flüssiger Giftstoff, der beim Aderlaß abfließt, daneben als Schleim; so etwa CC 90, 20: livor, id est slim; das althochdeutsche „slim“ ist vermutlich stammverwandt mit dem Sanskrit „slesam“ und dem Mongolischen „badahan“, welche Wasser, Schleim, die feuchte Muttererde bedeuten. Daneben fungiert die Benennung „livor“ aber auch lediglich als ein funktionelles Prinzip.

(<sup>9</sup>) Die Edition von Kaiser hat unter Mißachtung der klaren Interpunktion der Handschrift die schematisierten Wasserkräfte um je eine Reihe der Parallele zu den Körperfunktionen verschoben. Auf Grund dieser falschen Textausgabe übersetzt dann Hugo Schulz die Stelle (S. 47):

„So erweist das Wasser im Blute des Menschen seine Wärme, in dessen Atem seinen Luftgehalt, im ganzen Aufbau seine Feuchtigkeit, beim Abführen seine Fähigkeit, Überschwemmungen auftreten zu lassen, im Wachstum seine Leichtbeweglichkeit, in der Festigung der einzelnen Körperteile seine Dickflüssigkeit, im Fruchtbringen seinen Geschmack, in der Erektion die Manneskraft (die Hs. hat „viriditatem“ statt „viridatem“), in der Tatkraft seine Nässe und in allen Gelenken im Menschen seine durchfeuchtende Kraft.“ Schulz hat anerkennenswerterweise aus dem Text gemacht, was zu machen war; aber auch das Prokrustesbett einer noch so elastischen Übersetzung kann die verschobene Parallele nicht mehr lebendig machen. Man versteht, freilich in einem anderen Sinne, die Klage von Haug (1929), 711: „So ergibt sich ein Gewirr, das schwer, wenn nicht unmöglich zu enträtseln ist.“ Der Editor hätte bei einer Kenntnis der Hildegardischen Terminologie auch ohne die klar gesetzte Interpunktion wissen können, daß „viriditas“ und „fortitudo“ zusammengehören, daß sich die Grünkraft erst im Zeugungsvermögen erweist.

(<sup>10</sup>) Die Hs. schreibt im Gegensatz zur Edition Adam und Eva, was sinnvoller ist.

(<sup>11</sup>) Zur Parallele Elemente-Säfte: vgl. Isidor von Sevilla, Etym. IV, 5: „Alle Krankheiten entwickeln sich aus den vier Säften, nämlich aus Blut, Galle, Schwarze Galle und Phlegma. Von ihnen werden die Gesunden geordnet gelenkt und durch sie werden die Kranken verletzt. Falls sie sich nämlich über ihre Grenzen hinaus entwickeln, bringen sie Krankheiten. Wie aber vier der Elemente sind, so auch die vier Säfte, wobei ein jeder Saft sich entsprechend seinem Element verhält: Blut nach der Luft, Galle nach dem Feuer, Melancholie nach der Erde und das Phlegma entsprechend dem Wasser. Es gibt also vier Säfte, wie es vier Elemente gibt, welche unsere Körper unterhalten.“

(<sup>12</sup>) = „moderate et bona et mala“ (CC 57,24): Der Mensch muß Umgang nehmen mit dem Bösen und Guten: dieser Gedanke findet sich auch in den theologischen Schriften. Der Mensch soll das Gute und das Böse kennen, er darf ruhig wissen, wo das Böse seinen Platz hat; er kommt ohnehin nicht daran vorbei, sich damit auseinanderzusetzen. Daher hat der Mensch die „scientia boni et mali“. Mit einem halben Wissen und Gewissen kann der Mensch nicht vollständig (plenus) sein: „Wie der Mensch im Wissen um das Gute Gott mit guten Werken liebt, so fürchtet er ihn im Wissen um das Böse, indem er die bösen Werke erkennt“ (855 B). Wie ein Familienvater ist die Seele um den Menschen bei dieser Auseinandersetzung besorgt, aber sie kann sie ihm auch nicht ersparen: „Wie der Mensch nämlich verkümmern müßte, wenn sein Magen immerfort leer wäre, so könnte auch die Seele ohne diese beiden Erkenntniskräfte nicht auskommen, und wie die Welt verdorren müßte, wenn sie frei von den guten wie den schlechten Früchten wäre, so würde auch die Seele trocken und unfruchtbar werden, wenn sie auf die Werke verzichten wollte, die der Mensch mit Hilfe dieser beiden Erkenntnisse wirkt“ (855 C). Hätte die Seele diese Gewissensentscheidung zwischen Gut und Böse nicht, „dann wäre sie wie ein Blasebalg, mit dem der Schmied nichts anzufangen weiß“ (855 D).

(<sup>13</sup>) Der hier folgende Absatz (CC 58,33 f.) ist aus dem Zusammenhang gerissen und gehört in das Kosmoskapitel; er heißt: „Die Winde wehen über und unter der Sonne sowie rings um sie herum. Mit dieser Kraft teilen sie ihr Feuer auf und zerstreuen es; würden sie dies nicht tun, dann müßte die Sonne eine solche Feuersglut ausstrahlen, daß weder die Erde noch die übrigen Elemente, noch eine andere Kreatur das ertragen könnten.“

(<sup>14</sup>) Zu den Begriffen „materia, limus, caro“: Hildegard nennt die *Materie* des Teufels ganz und gar verfinstert, weil er die Klarheit Gottes nicht anerkannte. „Adam aber verlangte nach der Klarheit Gottes und behielt die Sehnsucht nach seiner Gesellschaft: deshalb ist er vollkommen in seinem Grundstoff (materia), weil etwas vom Licht darin ist, wenn er auch mit vielem Elend erfüllt ist“ (170 B). Diesen vermischten Grundstoff nennt Hildegard im „Liber divinorum operum“ „materia turbulenta“, einen chaotischen Stoff, der den harmonischen Funktionsablauf durcheinandergelassen hat.

*Limus* ist das erdige Schöpfungsmaterial; der Mensch entstammt der „limosa et aquosa terra“ (229 D; 227 D; 239 D). Wie die Speise im Feuer, so wird er durch die feurige Lebensglut in diesem Stoff gehalten (230 A), bis schließlich im Endzustand der „terra cocta“ (1006 B) der Leib „ad perfectionem excoctus“ (828 B) ist. Durch das Feuer der Seele wird aus dem Lehm der Erde Fleisch und Blut (895 A). — Auch Herrad von Landsberg benennt diesen Limusstoff, und zwar mit „Leim“. — Im Koran ist Lehm der Erdenstaub, mehr aber ein Extrakt, ein Auszug, speziell der Samen, aus verächtlichem Wasser geschaffen. — Lactantius spricht in „De opificio“ I 14,20 (ed. Brandt) vom Limus als dem Chaos im Sinne einer „prima materia“, „materia informis“, „materia confusa“: „a chaos, quod est rudis inordinataeque materiae confusio congeries“.

*Caro* wird in der für Hildegard typischen Weise in ganz verschiedenem Sinne verwandt. Zunächst ist es rein symbolisch ein Gegensatz zum Limus, der seine Grundenergie noch nicht durchgeformt hat und so das noch nicht formal durchgebildete Materialprinzip darstellte, während „caro“ die erste Transsubstantiation des Stoffes ist und damit prägendes Prinzip für die übrigen Elemente. In mehr allegorischer Bedeutung gilt Limus als das alte Gesetz, Caro als das geistliche Gesetz, „das der Sohn Gottes durch Sich selber brachte“ (252 C). Im rein biologischen Sinne endlich bedeutet es Gewebe, Fleisch, Muskulatur. Bei Celsus wird darunter allgemein das



Zellgewebe angesprochen, darüber hinaus die Weichteile, aber auch fleischliche Auswüchse, Granulationen.

<sup>(15)</sup> Was den wissenschaftlichen Hintergrund von Hildegards Kenntnissen über das Geschlechtsleben anbelangt, so ist sie natürlich Kind ihrer Zeit, aber von unvergleichlich höherem humanitärem Niveau als ihre Zeitgenossen, auch als Thomas von Aquin in seiner Sexualauffassung, in der dieser aus der aristotelischen Naturkonzeption zwar zu einer konsequenten, aber doch unhaltbaren Lehre kommt. Nach Thomas ist der Mann das vollwertige Wesen (*perfectum*); das Weib ist minderwertig (*minus perfectum*). Bei der Zeugung ist der Mann „agens“, die Frau „accidens“; Zweck der Zeugung ist ein männlicher Nachkomme, das Mädchen entsteht durch widerliche Umstände (*occasione*). Die Frau ist also nur ein gehemmtes Mannsbild, ein verhinderter Mann. Die Hemmungsfaktoren werden dabei angegeben.

Die weibliche Minderwertigkeit zeigt sich bei Thomas in der verminderten Körperkraft und in der Temperatur (*calor naturalis*), die mit größerer Feuchtigkeit (*humor*) kompensiert werden, ein Faktor, der hinwiederum durch die Menstruation ausgeglichen werden muß. Als „adjutorium“ ist die Frau lediglich Gehilfin des Mannes im Zeugungsgeschäft: zu allem anderen wäre der Mann ein besserer Partner gewesen.

Aus der genetischen Minderwertigkeit ergibt sich die ontische. Die Frau ist nur für den Mann da, nicht umgekehrt — und nicht beide füreinander! Sie ist Sache (*res*), Besitz (*possessio*), Körperteil (*pars*), Werkzeug (*instrumentum*), jedenfalls „aliquid viri“. Mann und Frau sind bei Thomas wie Körper und Glied, nicht (wie bei Hildegard) wie Leib und Seele oder wie Haupt und Herz. Die Wohlgeratenheit des Kindes hängt vom Vater ab, daneben von der astrologischen Konstellation, nicht aber vom Erbstrom beider Erzeuger.

Freilich bringt Hildegard ihre Texte nicht in der wissenschaftlichen Pointierung und mit der systematisierenden Absicht wie Thomas. Gleichwohl erscheinen sie uns als ein wichtiger und vernachlässigter Beitrag zu einer Sexuallehre des Mittelalters.

Was hier an Vorarbeit zu leisten wäre, zeigt etwa Albert Mitterer (Zeitschr. f. kath. Theol. 57 [1933] 491—556) in seinem Aufsatz über „Mann und Weib nach dem biologischen Weltbild des hl. Thomas und dem der Gegenwart“. Dort findet sich auch eine ausführliche Wertung der Thomas-Stellen.

<sup>(16)</sup> Zu „renes“: Mit den „Nieren“ sind offensichtlich die Genitalorgane und im weiteren Sinne die Lendengegend gemeint (an anderer Stelle sagt Hildegard dafür „lendenun“), obwohl beide ja nur entwicklungsphysiologisch etwas Gemeinsames haben. In der alttestamentarischen Bedeutung meinten „Nieren“ wie „Herz“ zunächst das Innerste des Menschen, dann speziell die Lenden als Träger der sexuellen Affekte, die außen im Phallus, innen in den „Nieren“ ihre Entsprechung haben. Nach Jer. 17 spricht Gott: „Ich, der Herr des Universums, durchforsche die zerknirschten Herzen, die die Sünden abgelegt haben, und Ich prüfe die Nieren, die sich vom Geschmack der Geschlechtsbegierde enthalten...“ (790 B). Demgegenüber nennt Hildegard die sichtbaren Geschlechtswerkzeuge „virilia“, wobei etymologisch die Häufung von „vir“, „vis“, „virtus“, „virilitas“ und „viriditas“ auffällig ist. Mit den „virilia“ sind die Hoden gemeint, die ein „adjutorium“ für die „vis“ zur Erektion sind; „virilis ventus“ bedeutet dabei die Libido, „virilis viriditas“ die Potenz, während der Akt als „exaratio“ angesehen wird, von der es heißt: „virilis fortitudo in virilibus magna est“.

Diesen naturalistischen Beschreibungen gegenüber behandeln die Visionen die gleichen Themata mehr aus der kosmologischen Sicht und unter einer moralischen Tendenz; so etwa, wenn es heißt: „In den Genitalorganen, in welchen sich sowohl die Zeugungskraft als auch die Seuche der Schlüpfrigkeit zeigen, wird der Fettgehalt der Erde verdeutlicht; wie nämlich in jenen sich manchmal die eigentliche Potenz

des Menschen, manchmal aber auch die Unziemlichkeit erheben, so bringt auch die maßvolle Durchfettung der Erde den Ertrag an Früchten, die maßlose aber nutzlose Produkte, wie man sie massenhaft findet, hervor“ (860 D). — „Wie also in den Geschlechtsorganen rechtschaffene Zeugungskraft und Schwächlichkeit, Gedeihen und Wertlosigkeit verborgen ruhen, und wie die Erde durch Sonne, Mond und Luft — alles lebenswichtige Dinge — Nutzloses wie Unnützes hervorbringt, so ist auch diese Kraft in der Seele, insofern der Mensch durch ihr Vermögen Gutes und Schlechtes, Nützlich und Unnützlich verwirklicht“ (861 A).

Auch das alttestamentarische Schwören mit Handanlegen an die Geschlechtsteile deutet bei Hildegard auf die „praesignatio Christi“, die Menschwerdung des Gottessohnes aus dem Samen Abrahams hin (vgl. 1043 C).

<sup>(17)</sup> Zu „virilis fortitudo“: Die „virilis fortitudo“ steht bei Hildegard häufig im Gegensatz zur „muliebris debilitas“; hier wird mit einem typischen Begriffspaar nicht nur ein Bild für körperliche Konstitution oder für die geschlechtliche Polarität gegeben, sondern auch ein Bild für soziologische Konstellationen in Staat und Kirche und darüber hinaus für die historische Beurteilung ihrer und früherer Zeiten. Vgl. hierzu die Ausführungen bei Widmer, 184—187. Das Begriffspaar hat ferner rein religiöse Bedeutung, indem der „vir“ Christus mit seiner Stärke eines Löwen der weiblichen Schwachheit gegenübergestellt wird, die als das Symbol für alles Weltliche zu gelten hat; andererseits wird diese Schwachheit des Weiblichen wiederum fruchtbar in der Jungfrau-Mutter Kirche, sowie auch Christus, der „novus homo“, aus Maria, der „sicca terra“, hervorgegangen ist. Vgl. hierzu Widmer, 162 ff.

<sup>(18)</sup> Schulz, 227 will „rota“ mit Gelenk übersetzen und hält es vielleicht für eine Kürzung statt „rotatio“ = Drehgelenk. Bei dem vielseitigen Gebrauch dieses Schlüsselbegriffes ist die Deutung nicht leicht; jedoch ist eher ein funktioneller Terminus damit gemeint.

<sup>(19)</sup> CC 106,20 hat „crescit“ aus „arescit“ verlesen, womit die dunkle Stelle klar geworden ist.

<sup>(20)</sup> Es ist einleuchtender, mit Schulz zu übersetzen: das Weib habe in dieser Phase der Menstruation einen „zweispaltigen Kopf“; jedoch findet sich die Ansicht von einem anders strukturierten Schädeldach und einer Öffnung, einer Spaltung der Schädeldecke wiederholt und eindeutig, so daß man sie stehen lassen muß, obwohl eine schlüssige Erklärung dafür fehlt. Man könnte vielleicht an die Totensitte der Lamas erinnert werden, die durch einen Schrei die Öffnung des Schädels veranlassen, damit der Geist sich vom Körper befreie. Man darf auch an ältere Beobachtungen denken, daß Stockung der Karamenien zu einer vikariierenden Ablagerung von Knochensubstanz an der inneren Schädeldecke führen soll. In der Tat kennt man solche Knochenablagerungen, ein bimssteinartiges Osteophyt an der Innenfläche der Schädelknochen bei Schwangerschaft, auch Hyperostosen an der Innenfläche der Stirnbeine bei fettächtigen Frauen, ferner ein sog. „puerperales Osteophyt“ (E. Bumm).

Eine zeitgenössische Quelle oder kulturhistorische Parallelen finden sich für diese Vorstellung nicht.

<sup>(21)</sup> Zu den Zeugungsterminen: Der Abschnitt steht CC 18,4—18,29 vereinzelt und verloren in einem größeren kosmologischen Zusammenhang. Mit Wahrscheinlichkeit ist er hinzugefügt; für diese Vermutung spricht auch der folgende kurze Abschnitt über die Elemente, der im gleichen Wortlaut am Schluß der Handschrift abermals auftritt. Vielleicht ist er überhaupt eine spätere Zutat. Die Berücksichtigung des Mondstandes bei der Zeugung findet sich sonst bei Hildegard nicht, sie ist hier allerdings noch ohne die Konsequenzen des absurden Empfängnislunars (sog. Buch VI der Causae et curae) ausgesprochen.

<sup>(22)</sup> Über die Möglichkeiten in der Empfängnis: Der Abschnitt steht CC 35,17—36,12

ohne einen erkennbaren Zusammenhang und wurde herübergeholt, weil er sich hier organischer einzufügen schien.

(<sup>23</sup>) *Zu der Sexuallehre der Tradition*: Hildegard steht in Gegensatz zu Augustinus, Gregor von Nyssa, Hugo von St. Viktor, um nur die Wichtigsten zu nennen; auch unterscheidet sie sich in den grundsätzlichen Auffassungen noch von den Korrekturen und Synthesen eines Albertus Magnus und Thomas von Aquin. Dies ist im einzelnen genau nachzuweisen. Ebensovienig darf Hildegards Sexuallehre in Zusammenhang gebracht werden mit der gnostischen Überlieferung vom „Anthropos“. Ihr Urmensch ist bei aller kosmischen Bezogenheit kein androgyner Typus, keine hermaphroditische Figur, kein geschlechtsloses oder latent zweigeschlechtliches Wesen; hier muß klar abgegrenzt werden gegen die gnostische Adamsliteratur der orientalischen und spätantiken Texte, gegen die alchemistische Symbolik des späteren Mittelalters, gegen die Adech-Gestalten des Paracelsus und auch gegen moderne „anima“-Theorien mit ihren komplementären Gegenfunktionen. Man vergleiche etwa auch Hroswita von Gandersheim, die in ihrem Drama „Callimachus“ die christliche Idealehe zwischen Drusianas und Andronicus ohne die „copula carnalis“ gezeichnet hat!

(<sup>24</sup>) *Zu „poenitentia“*: Max Scheler hat in seinem Werk „Vom Ewigen im Menschen“ (Leipzig 1921) eine tiefsinnige Analyse der Reue gegeben, indem er alle Theorien einer Reue als Furcht oder Feigheit, als Katerstimmung oder Depressionszustand, als Rache oder Selbstpeinigungstendenz, wie auch die modernen Lehren von einer neurotischen Selbstanklage verwirft und in der er sieht, daß die Reue „eine Form der Selbstheilung der Seele“ darstellt, daß sie als Anklage „uns auf Gottes Dasein aufmerksam machen“ könne, daß sie also im Grunde der Akt der Rückkehr zu Gott ist. Unter diesem Aspekt trägt die Reue schon den Bauplan des neuen Herzens in sich, ist sie „die mächtigste Regenerationskraft der sittlichen Welt, die ihrem steten Absterben entgegenarbeitet“, darin aber auch „die revolutionärste Kraft der sittlichen Welt“.

Dieser Exkurs mag erlaubt sein, weil er im denkerisch geschulten Sprachstil das dokumentiert, was sich auch in Hildegards unbeweglicheren und einfacheren Bildern manifestiert hat.

(<sup>25</sup>) Die Texte der angeführten Beispiele stehen — wenn nicht weiter vermerkt — in den sog. Lib. III und IV der Ausgabe von Kaiser. Sie sollen systematisch in der vorgesehene Gesamtausgabe von Hildegards „Naturkunde“ besprochen und dort auch von anderer Seite interpretiert werden.

(<sup>26</sup>) *Zur Geschichte des Weines*: In der praktischen Heilkunde spielt die Verwendung des Weines eine große Rolle. „Vinum“ ist das Wort, das sich im Index am häufigsten nachweisen läßt. Darüber hinaus hat der Wein sakramentale Bedeutung und wird häufig im Sinne dieser reinen Symbolkraft verwendet. Der Wein ist erst im Zeitalter Noahs entstanden, eine Bemerkung Hildegards, die durchaus nicht naturalistisch aufgefaßt werden will. „Nun brachte die Erde, welche durch das Blut Abels vorher versehrt worden war, den neuen Saft des Weines hervor, und die Weisheit begann ihre Tätigkeit von neuem“ (255 A). Wenn Hildegard auch die Verzerrung dieser Gabe kennt, den Mißbrauch, und von der Macht des Weines spricht, „durch welche die Sinne des Menschen bloßgelegt werden“ (236 B), so sieht sie doch mehr in ihm die Naturkraft selber und deren großes und gutes Geheimnis: „Korn und Wein wachsen durch eine geheime Keimkraft (viriditas), die der Mensch nicht sehen kann“ (232 A). Es ist dieselbe Grünkraft, die auch die Jungfrau überschattet und die Brot und Wein immerfort verwandelt in das Fleisch und Blut unseres Herrn. So ist der Wein der neue Saft der Erde, ein Saft, in dem Tod und Leben ist (247 D).

(<sup>27</sup>) Das folgende Kapitel über Aderlaß, Schröpfen und Brennen wurde auszugsweise aus CC 119,9—130,21 entnommen und, da es offensichtlich einen Fremdkörper

in der sonst so systematisch erfolgten Besprechung der Stoffwechselstörungen darstellt, an dieser Stelle angeführt.

(<sup>28</sup>) *Zu „cibus vitae“*: Der Leib des Herrn sättigt Leib und Seele und bereitet den Menschen auf die Speise des endgültigen Lebens vor, die aus der „iustitia cocta“ „bene coctus“ ist; an vielen Stellen spricht Hildegard von diesem „cibus recte coctus“ (vgl. Widmer, 168—175).

Das ewige Wort im sichtbaren Schaubild des Fleisches nährt den neuen Menschen: dieser Mensch in Christo hat den Dualismus zwischen Leib und Geist überwunden und als der neue Adam das Ebenbild der Gottheit wiederhergestellt.

Vgl. hierzu einige Stellen bei Oetinger:

„Leibhaftig sein ist eine Realität oder Vollkommenheit, wann sie nämlich von denen der irdischen Leiblichkeit anhängenden Mängeln gereinigt ist. Diese Mängel sind die Undurchdringlichkeit, der Widerstand und die grobe Vermischung. Alle diese drei können von der Leiblichkeit hinweg getan werden, wie aus dem Leib Christi und seinem Fleisch und Blut und aus der Auferstehung der Gläubigen erhellt“ (Auberlen: Die Theosophie Oetingers. Tübingen 1848, 153).

„Dieser ‚eigene‘ Leib ist gleichwohl leiblich, und Leiblichkeit aus dem Fleisch und Blut Jesu ist die höchste Vollkommenheit; sonst wohnte die Fülle Gottes nicht leibhaftig in Christo. Leiblichkeit ist das Ende der Werke Gottes“ (Biblisches Wörterbuch, Stuttgart 1849, 315).

Vgl. auch den Vergleich mit dem Gebet bei Franz von Baader (1765—1841): „Dieser stillherabträufelnde Lebensbalsam erquickt, nährt und stärkt diese edleren, reinen und guten Herzen in der Stille während ihres ganzen Lebens, wie Tau von oben das schmachtende Gras und die Zeder in der Wüste nährt, wengleich kein Gärtner dahin kommt, der sie nach dem Gesetz der Gärtnerkunst wässerte. — Es bleibt dabei: der einzigmögliche und überzeugendste innerlichste Beweis für die Existenz des Wassers ist — der Durst. — Man kann nicht aufrichtig und herzlich zu Gott beten, ohne mit dem unleugbaren Gefühl seiner inneren Krafterhöhung, größeren Geistesbelebung, sein Gebet zu enden. Man erfährt völlig dasselbe, was bei dem Speisezuschnehen im sinnlichen Leben“ (Sämtliche Werke, Leipzig 1851—1860, XI, 109).

(<sup>29</sup>) = velut weitden nubes: „weitden“ bedeutet glasklar, „vitreus“, womit der klare Himmel gemeint sein mag, aber auch schon ein Hinweis auf die Fenster der Seele.

(<sup>30</sup>) = „oculi fenestras animae“: „Wie das Haus durch Fenster erleuchtet wird, so werden auch durch die Liebe alle Tugenden erleuchtet und erkannt“ (229 B).

„O Mensch, bemühe dich, im himmlischen Jerusalem dir eine Hütte aufzubauen und sie mit den schönsten Fenstern zu schmücken“ (229 B).

„O Weisheit, du hast das schönste Gebäude mit den herrlichsten Fenstern geschmückt, nämlich das Firmament mit seinen Leuchten“ (222 A).

(<sup>31</sup>) Zur Rechts-Links-Symbolik vgl. die vielen Stellen aus den Visionen und auch aus dem Berliner Fragment.

„Auf der rechten Seite des Menschen befindet sich die Leber und die gewaltige Körperhitze; infolgedessen ist die Rechte schnell zum Auslangen und zum Einwirken; auf der linken Seite aber liegt das Herz und die Lunge, welche jene für ihre Mühe stärken und welche die Hitze aus der Leber wie aus einem Ofen beziehen“ (792 A). Der rechte Arm wird mit dem Südwind, der linke mit dem Nordwind in Zusammenhang gebracht, gleichzeitig damit auch in Beziehung zu guten oder bösen Taten gesetzt (840 B). „Gott hat dem Menschen die Kräfte der Elemente und der übrigen Kreaturen beigefügt, damit er mit ihnen gegen die Mächte

des Nordens wirke. — Deshalb will Gott, daß der Mensch den Nord durch seine linke Seite abwehre und ihn zurückwerfe" (876 B).

Die nächste Quelle dieser weiten Symbolik mag für Hildegard das Psalterium gewesen sein, wie sie ja auch im Liber divinorum operum den Ps. 117 interpretiert: „Dextera Domini fecit virtutem . . .“; vgl. auch den Ps. 79: „Et protege eam, quam plantavit dextera tua“.

(32) Isid. Etym. IV, 10: „Prognostica praevisio aegritudinum, vocata a praenoscendo. Oportet enim medicum et praeterita agnoscere, et praesentia scire, et futura praevidere.“

(33) Zur mittelalterlichen Deontologie: Im Gegensatz zu dem tiefen Ernst der antiken Standeslehre, die etwa noch, im christlichen Gewande bereichert, in der „Verteidigung der Heilkunde“ anklingt, die im 9. Jahrhundert ein unbekannter Mönch geschrieben hat, tritt vom 11. bis zum 13. Jahrhundert immer mehr die Persiflage in den Vordergrund, bis sie dann in die berechtigten, wenn auch überspitzten Invektiven der Renaissance übergeht. An Traktaten dieser Art wären etwa zu vergleichen: ein Text „De adventu medici ad aegrotum“, der sich im Salernitaner Schriftenkreis ohne sichere Herkunft und ohne gesicherten Autor findet, eine Variation dieser Schrift in „De cautelis medicorum“, die sich unter den Schriften des Arnaldus von Villanova findet, ferner ein Spottgedicht „De more medicorum“ aus dem 13. Jahrhundert, das jüngst in Sudhoffs Archiv für Geschichte der Medizin (Bd. 39, Heft 4) ediert wurde. Mit all diesen Traktaten wäre die offensichtlich kritische und spöttische Haltung zu vergleichen, die aus den Schriften des Johannes von Salisbury im 12. Jahrhundert spricht und die sicher ihre Berechtigung hat. Was ist auch schon damit gegeben, wenn man dem Arzt vorschreibt, wie er die Fingernägel zu schneiden und daß er nicht nach Schnaps zu riechen hat, wenn er im übrigen genug Anregungen findet, wie er sich vor den schwierigen Fällen zu drücken, dabei sich dennoch ein Ansehen der Gelehrsamkeit zu geben hat und überdies noch zu seinem erpreßten Lohn kommen kann.

(34) Zu „Christus medicus“: Christus als der große Arzt der leidenden Menschheit war ein beliebtes Bild des frühen Christentums. Bei Boethius nur angedeutet, wurde es vor allem durch Ambrosius und Augustinus durchgeprägt. Auch bei Hildegard findet es sich an mehreren Stellen, so etwa P. 365: „magnus medicus . . . vult vos apprehendere“. Bei Boethius heißt es in seinen „Tröstungen der Philosophie“: „quis autem alius vel servator bonorum vel malorum depulsor quam rector et medicator mentium deus?“ Ambrosius spricht von dem „medicus“: „qui omnes curat infirmitates et populos integros sanat“, dessen Wort wie ein „medicamentum“ sei und dessen Kennntnis „collatio sanitatis est“. Augustinus zeigt an vielen Stellen die „Analogia Christi cum perito medico“, den „medicus et salvator noster“, das „sanitatis tempus“, Christus, der die Krankheit gehaßt und den Kranken geliebt hat. „Christus medicus omnes aegrotos invenit.“ Durch „Christus medicus“ ist ja die Destruktion des Todes vollzogen und die Reparation des Lebens geschenkt worden: der ganze Mensch ist eingepflanzt in seinen Tod, und der ganze Mensch ist gelöst und geheilt durch den Salvator.

(35) Zu „viriditas“: „viridis“ kommt von „vireo“ und wird schon von Isidor von Sevilla an vielen Stellen etymologisch mit „vir“ und „virtus“ in Zusammenhang gebracht. Vgl. Isid. Etym. X: „Vir, a virtute“; „Viridis, vi et suco plenus, quasi vi rudis“. Auch finden sich Verbindungen zum Leben, zu „vivens“ und „vividus“. Darüber hinaus wird auch schon bei Isidor die Geschlechtersymbolik etymologisch aufgefaßt; cf. Isid. Etym. XI, 2: „Vir nuncupatus, quia maior in eo vis est quam in feminis; unde et virtus nomen accepit; sive quod vi agat feminam. Mulier vero a mollitie, tamquam mollior, detracta littera vel mutata, appellata est mulier . . . Sed ideo virtus

maxima viri, mulieris minor, ut patiens viri esset; scilicet, ne feminis repugnantibus libido cogeret viros aliud appetere aut in alium sexum prouere.“

Die Beziehung zur Lebenskraft ist auch noch in dem althochdeutschen „gruoni“ nachzuweisen, das, wie offensichtlich das engl. to grow, das natürlich Gewachsene bedeutet. Der Begriff „Grün“ ist im späteren Mittelalter pervertiert worden. „Der Grüne“ als der Teufel spielt in den späteren Hexenprozessen eine Rolle, desgleichen der Böse als „der Grünrock“. Auch haben die Hexen „grüne Augen“. Die „grüne Seite“ als die Herzensseite findet sich erst im 16. Jahrhundert.

H. W. Gruhle schreibt in seiner „Verstehenden Psychologie“ (1948) 418: Grün habe überall am wenigsten Symbolwert, es habe im Mittelalter lediglich die erste Liebe bezeichnet. Huizinga in seinem „Herbst des Mittelalters“ berichtet, daß Grün noch im 19. Jahrhundert die Farbe für das bürgerliche Wochenbett war, während im 15. Jahrhundert die „chambre verte“ das Vorrecht der Königin und der Prinzessinnen gewesen sei. Im „Rosarium Philosophorum“ heißt es, „daß alles jenes, das vollkommen ist am Erze, nur jene Grüne ist, weil jene Grüne durch unsere Methode alsbald in unser wahrstes Gold gewandelt wird“. C. G. Jung interpretiert diese „viriditas“ als Grünspan, und er hat damit seinen ersehnten „Schatten“ am Golde (vgl. Psychologie und Alchemie, 223).

(36) Zu „virginitas“: Der Begriff der Jungfräulichkeit bei Hildegard bedarf einer gründlichen und umfassenden Einzeluntersuchung, ehe er vollgültig gedeutet werden kann. Offensichtlich nimmt er die zentrale Rolle in Hildegards theologischem Schrifttum ein, aber auch in einer Anthropologie ist — wie wir sehen konnten — seine Bedeutung gegeben und klar aufzuzeigen. Es muß noch einmal betont werden, daß die Jungfrau kein intersexuelles Idealbild ist, so wie es etwa von den Gnostikern aller Zeiten gezeichnet wurde; bei Jakob Böhme ist beispielsweise der neue Mensch übergeschlechtlich und mehr als Gattung denn als Individuum anzusehen. Schon die Zweiteilung in die Geschlechter war für dieses Denken der Keim einer Abkehr von Gott. Böhmes Geistmensch ist folglich androgyn, der Jungfrau „Sophia“ gleich, die im Seelengrunde wohnt. Der neue Mensch wird hier eine „männliche Jungfrau“ genannt. Alle diese Anschauungen stehen in einem klaren Widerspruch zu Hildegard.

## LITERATURVERZEICHNIS

### I. HILDEGARDS WERKE

#### Gesamtausgaben:

- J. P. Migne: *Patrologia Latina*, tom. 197:  
S. Hildegardis abbatissae opera omnia. Paris 1882.  
J. B. Pitra: *Analecta sacra*, tom. 8:  
S. Hildegardis opera. Typis sacri Montis Cassinensis. Paris 1882.

#### Einzelwerke:

1. Liber Scivias — Wisse die Wege — PL 197, 383—738
2. Liber Vitae Meritorum — Lebenskunde — Pitra, 1—244
3. Liber Divinorum Operum — Weltkunde — PL 197, 739—1038.
4. sog. Physica — Naturkunde — PL 197, 1117—1352
5. sog. Causae et Curae — Heilkunde — Cod. Latin. Hafniensis 90 b; Pitra, 468—482; Ed. Kaiser, Leipzig 1903
6. sog. Elementenlehre — Cod. Berolin. Lat. Qu. 674, Ed. Schipperges (1956)
7. Liber Epistolarum — Briefe — PL 197, 145—382
8. Novae epistolae — Neue Briefe — Pitra, 328—440
9. Carmina — Lieder — Pitra, 441—467
10. Liber expositionis quorundam Evangeliorum — Deutung einiger Evangelien — Pitra, 245—327
11. Regulae S. Benedicti Explanatio — Erläuterungen zur Benediktusregel — PL 197, 1053—1066
12. Vita S. Ruperti — Das Leben des hl. Rupert — PL 197, 1081—1094
13. Vita S. Disibodi — Das Leben des hl. Disibod — PL 197, 1095—1116
14. Vita auctoribus Godefrido et Theodorico — Lebensbeschreibung, verfaßt von den Mönchen Gottfried und Dieter — PL 197, 91—130

### II. HILDEGARD-LITERATUR

- Böckeler, Maura: Hildegard von Bingen, Wisse die Wege, Scivias. Salzburg (1954).  
Böckeler, Maura: Das große Zeichen. Die Frau als Symbol göttlicher Wirklichkeit. Salzburg (1941).  
Brandl, Leopold: Die Sexualethik des heiligen Albertus Magnus. Regensburg 1955.  
Bühler, Johannes: Schriften der heiligen Hildegard von Bingen. Leipzig 1922.  
Creutz, Rudolf: Hildegard von Bingen, die erste deutsche Ärztin. Med. Welt (1943) Nr. 42/43 und 44/45.  
Demppf, Alois: Sacrum Imperium. München 1929.  
Fischer, Hermann: Die heilige Hildegard von Bingen, die erste deutsche Naturforscherin und Ärztin. Münchener Beiträge zur Geschichte und Literatur der Naturwissenschaften und Medizin 7/8 (1927) 377—538.  
Fischer, Hermann: Mittelalterliche Pflanzenkunde. München 1929.  
Froehner, R.: Tierkundliches in den naturwissenschaftlichen Schriften der Hildegard von Bingen. Veter.-hist. Mitt. 8 (1928).

## LITERATURVERZEICHNIS

- Genzenmüller, W.: Das Naturgefühl im Mittelalter (1914).  
Geysenheyner, Ludwig: Über die Physica der heiligen Hildegard von Bingen und die in ihr enthaltene ältere Naturgeschichte des Nahegaues. Sitzungsber. d. Naturhist. Vereins d. preuß. Rheinlande u. Westfalens 1911, 49—72.  
Grimm, Wilhelm: Wiesbader Glossen. Z. f. Dt. Altertum 6 (1847) 321—40.  
Hattemer, Marg.: Gesichte und Erkrankungen der hl. Hildegard von Bingen. Hippokrates 3 (1930/31) 125 ff.  
Haug, Franz: Das Weltbild der hl. Hildegard. Theol. u. Glaube 21 (1929) 702—718.  
Herrad von Landsberg: Hortus deliciarum. Ed. A. Straub u. G. Keller. Straßburg 1879—1899.  
Herwegen, Ildefons: Ein mittelalterlicher Kanon des menschlichen Körpers. Repertorium für Kunstwissenschaft 32 (1909) 445 f.  
Herwegen, Ildefons: Die heilige Hildegard im Lichte ihrer geschichtlichen Sendung. Der kath. Gedanke 3 (1930) 15—30.  
Iohannis Trithemii opera historica. Frankfurt 1601.  
Isidor von Sevilla: Isidori Etymologiarum sive originum libri XX. Ed. W. M. Lindsay. Oxford 1911.  
Jessen, Carl: Über Ausgaben und Handschriften der medicinisch-naturhistorischen Werke der heiligen Hildegard. Sitzungsber. d. Kaiserl. Akad. d. Wissensch. Math.-naturw. Klasse 45 (1862) 97—116.  
Jung, C. G.: Psychologie und Alchemie. Zürich 1952.  
Kaiser, Paul: Die naturwissenschaftlichen Schriften der Hildegard von Bingen. Wissenschaftl. Beilage zum Jahresber. d. Königstädtischen Gymnasiums zu Berlin. Berlin 1901.  
Kaiser, Paul: Die Schrift der Äbtissin Hildegard über Ursachen und Behandlung der Krankheiten. Therapeut. Monatsh. 16 (1902) 299 ff.  
Kaiser, Paul: Hildegardis Causae et curae. Leipzig 1903.  
Karrer, Otto: Die große Glut. Textgeschichte der Mystik im Mittelalter. München (1926).  
Liebeschütz, Hans: Das allegorische Weltbild der hl. Hildegard von Bingen. Studien der Bibliothek Warburg 16, Leipzig 1930.  
Manitius, Max: Philologisches aus alten Bibliothekskatalogen (bis 1300). Rhein. Mus. f. Philol. (N. F.) 47. Bd. Erg.H. Frankfurt 1892.  
Manitius, Max: Zu „Causae et curae“. Liter. Centralbl. 40 (1903) 1341 f.  
Matthäus von Westminster: Flores Historiarum. Ed. H. R. Luard. London 1890.  
Meyer, E. H. F.: Geschichte der Botanik. III. Königsberg 1856.  
Mitterer, Albert: Mann und Weib nach dem biologischen Weltbild des hl. Thomas und dem der Gegenwart. Z. f. kath. Theol. 57 (1933) 491—556.  
Ostler, Heinrich: Die Psychologie des Hugo von St. Viktor. Beitr. Gesch. Philos. Mittelalt. 6, Münster 1906.  
Preger, Wilhelm: Geschichte der deutschen Mystik im Mittelalter. I—III. Leipzig 1874—1893.  
Reuss, F. A.: De libris physicis S. Hildegardis, Commentatio historicomedica. Würzburg 1835.  
Reuss, F. A.: Der heiligen Hildegard subtilitatum... libri novem. Annalen d. Ver. f. Nassauische Altertumsk. 6, Wiesbaden 1859, 50—106.  
Reuss, F. A.: Prolegomena et Adnotationes, PL 197, 1118—1123.  
Riethé, Peter: Der Weg Hildegards von Bingen zur Medizin. Unter besonderer Berücksichtigung der Zahn- und Mundmedizin. Diss. Mainz 1951.  
Scheler, Max: Vom Ewigen im Menschen. Leipzig 1921.

## LITERATURVERZEICHNIS

- Schipperges, Heinrich*: Krankheitsursache, Krankheitswesen und Heilung in der Klostermedizin, dargestellt am Welt-Bild Hildegards von Bingen. Diss. Bonn 1951.
- Schipperges, Heinrich*: Das Bild des Menschen bei Hildegard von Bingen. Beitrag zur philosophischen Anthropologie des 12. Jahrhunderts. Diss. Bonn 1952.
- Schipperges, Heinrich*: Ein unveröffentlichtes Hildegard-Fragment (Cod. Berolin. Lat. Qu. 674). *Sudhoffs Archiv für Geschichte der Medizin* 40 (1956) 41—77.
- Schipperges, Heinrich*: Hildegard von Bingen: Geheimnis der Liebe. Bilder von des Menschen leibhaftiger Not und Seligkeit. Nach den Quellen übersetzt und bearbeitet. Olten 1957.
- Schipperges, Heinrich*: Zur „Konstitutionslehre“ Hildegards von Bingen. *Arzt und Christ* 4 (1958) 90—94.
- Schipperges, Heinrich*: Hildegard von Bingen: Gott ist am Werk. Die Schöpfung der Welt und Gottes Ebenbild. Aus dem Buch „De operatione dei“ übersetzt und erläutert. Olten 1958.
- Schipperges, Heinrich*: Das Schöne in der Welt Hildegards von Bingen. *Jb. f. Ästhetik* 4 (1958/59) 83—139.
- Schrader, Marianna und Adelgundis Führkötter*: Die Echtheit des Schrifttums der heiligen Hildegard von Bingen. Quellenkritische Untersuchungen. Köln — Graz 1956.
- Schulz, Hugo*: Der Äbtissin Hildegard von Bingen Ursachen und Behandlung der Krankheiten (Causae et curae). München 1933.
- Singer, Charles*: The scientific views and visions of Saint Hildegard. Studies in the history and method of science. Oxford 1917.
- Sprengel, Kurt*: Versuch einer pragmatischen Geschichte der Arzneykunde. II. Halle 1923.
- Steinmeyer, Elias*: Die althochdeutschen Glossen III (1895) 390—404; IV (1898) 412—414.
- Steinmeyer, Elias*: Zu „Causae et curae“. *Jb. über d. Ersch. auf d. Gebiete d. germ. Philol.* 25 (1903) 84 f.
- Sticker, Georg*: Die Entwicklung der ärztlichen Kunst in Deutschland. Münchener Beitr. zur Gesch. u. Lit. d. Naturw. u. Med. 6 (1927) 325—376.
- Strunz, Franz*: Geschichte der Naturwissenschaften im Mittelalter. Stuttgart 1910.
- Strunz, Franz*: Die Vergangenheit der Naturforschung. Jena 1913.
- Strunz, Franz*: Astrologie, Alchemie, Mystik. Ein Beitrag zur Geschichte der Naturwissenschaften. München 1928.
- Sudhoff, Karl*: Eine Verteidigung der Heilkunde aus den Zeiten der „Mönchsmedizin“. *Arch. Gesch. Med.* 7 (1913) 223—237.
- Sudhoff, Karl*: „Diaeta Theodori.“ *Arch. Gesch. Med.* 8 (1915) 377—403.
- Unggrund, Magna*: Die metaphysische Anthropologie der hl. Hildegard von Bingen. Beitr. z. Gesch. d. alten Mönchtums und d. Bened.-Ordens 20, Münster 1938.
- Wasmann, Erich*: Die heilige Hildegard von Bingen als Naturforscherin. Festschr. Georg v. Hertling zum 70. Geburtstag dargebr. v. d. Görres-Ges. München 1913, 459—475.
- Widmer, Bertha*: Heilsordnung und Zeitgeschehen in der Mystik Hildegards von Bingen. Basel und Stuttgart 1955.
- Winterfeld, Paul von*: Zu „Causae et curae“. *Anzeiger f. Dt. Altertum* 29 (1904) 292—96.
- Winterfeld, Paul von*: Deutsche Dichter des lateinischen Mittelalters in deutschen Versen. München 1917.
- Wunderlich, C. A.*: Geschichte der Medizin. Stuttgart 1859.
- Zöckler, O.*: Die Lehre vom Urstand des Menschen, geschichtlich und dogmatisch-apologetisch untersucht. Gütersloh 1879.

## PERSONENREGISTER

- A**  
 Abälard 14  
 Abel 31, 318  
 Abraham 298, 304 f., 317  
 Adam 31, 33, 38, 88, 95 f., 99, 102 f., 125, 136, 148, 152, 204, 211, 213 f., 220, 222, 224, 285, 304, 306, 309  
 Albertus Magnus 14, 146, 147, 318  
 Ambrosius 320  
 Anselm von Canterbury 14, 313  
 Arnaldus von Villanova 320  
 Arnold von Trier 294  
 Aristoteles 41, 147, 185  
 Augustinus 52, 185, 302, 318, 320  
 Avicenna 15, 247
- B**  
 Baader, Franz von 319  
 Benediktus 276  
 Bernhard von Chartres 14  
 Bernhard von Clairvaux 13, 14, 307  
 Bernardus Silvestris 15, 43  
 Boehme, Jakob 14, 321  
 Boethius 14, 320  
 Bühler, Johannes 313
- C**  
 Cassiodorus 14  
 Cartesius 14  
 Celsus 315  
 Cicero 87
- D**  
 Dante 15  
 Duns Scotus 313
- E**  
 Eckehart 15  
 Elisabeth von Schönau 15, 43, 293  
 Empedokles 87  
 Eva 33, 38, 103 f., 130, 136, 148, 176, 204, 309
- G**  
 Galen 20, 172, 314  
 Gerhard von Cremona 14  
 Gregor von Nyssa 318  
 Gruhle, H. W. 321
- H**  
 Haug, Franz 314  
 Herrad von Landsberg 15, 43, 315
- Hippokrates 291, 314  
 Hrabanus Maurus 14  
 Honorius von Autun 15  
 Hroswitha von Gandersheim 318  
 Hugo von St. Viktor 14, 43, 318  
 Huizinga, J. 321
- I**  
 Isidor von Sevilla 43, 88, 273, 275, 314, 320
- J**  
 Jeremias 113  
 Jessen, Carl 42  
 Johannes von Salisbury 14, 320  
 Johannes der Täufer 32 f.  
 Johannes Trithemius 42  
 Jonas 18  
 Jonathan 281  
 Jung, C. G. 43, 321
- K**  
 Kaiser, Paul 42, 314, 318  
 Karrer, Otto 43  
 Kierkegaard 14  
 Konstantin von Afrika 15
- L**  
 Lactantius 315  
 Leibniz 14  
 Liebeschütz, Hans 42, 43
- M**  
 Manilius, Max 43  
 Marbodus von Rennes 259  
 Maria 33 f.  
 Maria Magdalena 231  
 Matthäus von Westminster 42  
 Mechthild von Magdeburg 15  
 Mitterer, Albert 316  
 Monakow, C. 147  
 Müller, A. 147
- N**  
 Nietzsche 15  
 Noah 318
- O**  
 Oetinger 319  
 Ovid 88

PERSONENREGISTER

Paracelsus 14, 318  
 Pascal 14  
 Pitra, J. B. 42, 45  
 Platon 113  
 Plinius 185  
 Pythagoras 261

Renzi, de 41  
 Roger von Salerno 41

Salomon 113  
 Samson 113, 218  
 Scheler, Max 318  
 Schulz, Hugo 42, 313, 314, 317  
 Singer, Charles 43  
 Soranus 186

Steinmeyer, Elias 43  
 Suso 15

At-Tabari 247  
 Tauler 15  
 Thomas von Aquin 14, 52, 313, 316, 318

Vergil 231  
 Vinzenz von Beauvais 15

Wibert von Gembloux 292  
 Widmer, Bertha 317, 319  
 Wilhelm von Conches 14  
 Winterfeld, Paul von 42

Zosimos 43

NAMENREGISTER

adjutorium 38, 93, 134, 137, 316  
 aer 60 ff.  
 aether 41  
 albugo 165  
 alterum ab altero 37, 75, 87, 213, 214  
 amplexus 17  
 anhelare 231 f.  
 apostemata 247  
 appendix 75  
 arcanum Dei 37  
 ariditas 24, 53, 63, 84, 101, 236, 302  
 ars 103, 131  
 aura 68, 164

brunvaro 81

calculus 241  
 calvaria 157  
 capacitas 33, 202  
 cardi nigri 254  
 caro 23, 44, 95, 96, 112, 315  
 cibus vitae 318  
 claritas 28  
 clausura 181  
 coagulatio 61, 112, 244  
 coctura 257  
 compago 112, 232  
 compassio 102  
 complexio 95, 109  
 compositio 106, 155  
 conceptio prima 108  
 concupiscentia 38, 214  
 confidere 53  
 consensus 124  
 consideratio 124  
 constitutio 13, 24, 31, 96, 108, 275, 288  
 convenientia incarnationis 313  
 conversatio 44, 220, 243  
 convivium 232  
 cooperatio 37  
 copula carnis 318  
 cornu 256  
 corruptio 41  
 creatio 108, 301  
 creatura 33 f., 102, 110, 128, 303  
 crepatura 175  
 cupiditas 185  
 cura carnis 286

debilitas muliebris 317  
 delectatio 210  
 destitutio 13, 24, 275  
 diabolus 120  
 differentia 297

discretio 44, 283 ff., 297  
 discrimen 285  
 dispensatrix 285  
 dispositio 119, 214  
 diversitas 24, 109, 216, 285, 302  
 dives 67  
 doctrina 292  
 donum lacrimarum 231  
 doume 83  
 dragunculae 243

ebullitiones 243, 249  
 effusio 112  
 elementum 87  
 emigranea 162  
 exaratio 316  
 exilium 138  
 exitus 134, 181, 265, 266

faeces 61, 149, 200, 239, 241, 267  
 fenestrae animae 319  
 filii Dei 105  
 firmamentum 24, 61, 259  
 fistula 175  
 flegma 94, 113 ff.  
 flores viriditatis 90  
 floriditas 179, 304  
 foetor 182  
 fons 44, 77  
 foramina 94  
 formatio 24, 55  
 forma una 50, 55  
 forma speculativa 38  
 fortitudo 90, 95, 101, 103, 149, 165, 214, 291 f.,  
 305, 317  
 fragilitas 183

garrilitas 276  
 gemitus 231 f.  
 generatio 41, 55  
 genitura 24, 41, 108, 209  
 genus virginum 308  
 gith 248  
 grizvaro 82  
 gutta 117, 243, 244, 248

habitaculum 100  
 hepar matricis 133  
 hirmschedele 162  
 holmeide 169  
 homo omnia scit 88  
 homo destitutus 121  
 — mutatus 121, 157, 222, 277

NAMENREGISTER

— novus 317  
 — operans 30, 34, 226, 278  
 — sapiens 264  
 honestas 44  
 humanitas 281  
 humiditas 277, 303  
 humilitas 44, 284  
 hyle 41

iacula 61  
 imago 31, 34, 104  
 immoderatio 60  
 immunditia 218  
 impetus scientiae 277  
 indiscrete 113, 234  
 infirmitas 95  
 ingenium 142  
 innervet 175  
 instabilitas 277  
 integritas 13, 23 ff., 44, 50, 55, 60, 94, 108 f.,  
 216, 285, 302, 308  
 intellectus 234  
 intervallum 278  
 iudicium 218  
 iustitia cocta 319  
 iustitia prima 108

lacryma 231  
 lapis elegantissimus 295  
 lendenun 316  
 lepra 95, 243  
 libido 85  
 limus 20, 44, 51, 99, 199, 315  
 liquor 234  
 lividus 86, 114, 116, 165  
 livor 23, 44, 84, 86, 94, 96, 113 ff., 165 f., 182,  
 184 f., 192 f., 196 ff., 200 f., 233, 239 f.,  
 243 ff., 246, 252 ff., 257, 294, 314  
 lixivium 252  
 locatio 277  
 lolium 86  
 lumbi 44  
 lumen 22, 44  
 lux 23  
 luxuria 217

magisterium 277  
 malum malorum 295  
 materia 41, 218, 315  
 — aurea 34, 185  
 — turbulenta 315  
 matrix 218  
 medicina 232, 284  
 melancholia 23 f., 95, 162, 193, 220, 228 f., 253  
 mens 103  
 misericordia 24, 291 f., 294, 296 f.

moderatio 287, 297  
 modus vivendi 297  
 molendinum corporis 38  
 motus vitales 244

natura humana 217

oculus 67  
 officia 112, 119  
 operatrix 129, 285  
 opus 22, 23, 29, 30, 34 f., 53, 110, 129, 130, 160,  
 176, 186, 214, 237, 304, 309  
 — corporis 36  
 — animae 121  
 — Dei 29, 44, 54, 129, 278, 282  
 ordo 38  
 ordinatio 108  
 ornamentum 259  
 ortus primus 104  
 osculum amplexionis 17

paralysis 81, 166, 244, 248  
 patientia 306  
 pauper 67  
 pax 44  
 pediculi 240  
 pellicula 130  
 penetrare 102  
 perforatus 94  
 perversio 216  
 pestis 96, 117, 163, 235  
 — hydropica 81  
 — icterica 237  
 pietas 214  
 plasmatio 296  
 podagra 248  
 poenitentia 318  
 posteriora 236  
 potentia 44  
 potestas 107, 124, 214, 277  
 poriones 199  
 praescientia Dei 30  
 proprietas 50  
 pulchritudo 260  
 pupilla 67  
 pustula 236, 246, 247

ratio divina 104  
 rationalitas 16, 28, 51, 93, 96, 100, 105, 155, 190  
 rebellio 23, 31, 49  
 regeneratio 55, 299  
 renes 44, 170, 316 f.  
 reparatio 114  
 respicere 53, 216  
 responsum 289

NAMENREGISTER

restitutio 13, 44, 55, 236, 275, 288  
 rompedura 175  
 rota 24, 30, 50, 54, 71, 177, 277, 313, 317  
 rubedo 190  
 ruptura 41, 175

sacrificium 296  
 salus populi 297  
 sanguis 246, 253  
 sanies 93  
 sanitas 292  
 sapientia 100, 297  
 scabies 237, 247  
 scientia 30, 118, 131, 238, 264, 300, 315  
 secreta loca 175  
 sensus 234  
 separatio 285  
 sifac 41  
 silenter 222, 229  
 singultus 221  
 slim 170, 314  
 societas 210  
 sonus 53, 75  
 sphaera 61  
 spiritus 118  
 stabilitas 44, 277  
 statura 110  
 status 96, 108  
 — destitutus 226  
 — perfectus 92  
 strepitus sonituum 74  
 studium 214  
 substantia 42  
 superbia 42, 53, 218, 284  
 suspiria 231 f.  
 sustentaculum 285  
 symphonialis 261

tabernaculum 227  
 tabes 44, 132, 168, 182, 190, 200, 223, 239, 243,  
 246, 253, 265, 267 ff.

tarmi 240  
 temperamentum 97, 287  
 temperantia 297  
 terra cocta 315  
 — sicca 317  
 troffun (troffo, troffe) 248  
 tumor 236, 243

ulceratus 94

vacuitas 113  
 vas viri 125  
 vasa speculativa 174  
 vena cephalica (hepatica, mediana) 255  
 ventosa 256  
 ventum amoris 209  
 verbum 23, 108, 309  
 vermes 44  
 vermiculi gracillimi 249  
 vestigia Dei 52, 89  
 vich 239  
 vicissitudo 70, 81, 114  
 vigor 305  
 vinum Hunonicum 193, 210  
 vir Deus 303, 313  
 virginitas 23, 34, 38, 185, 214, 305, 308, 321  
 viriditas 23, 44, 53 f., 63, 68, 84, 89, 100 f., 103,  
 131, 196, 210, 214, 232, 284, 291, 299, 301 ff.,  
 313, 316, 318, 321  
 — animae 276  
 — genitiva 179  
 — poenitentiae 232  
 — scientiae 131  
 — virtutum 230, 304  
 virilis 103, 171, 303, 305, 316  
 virtus 24, 53, 221, 291, 305, 316  
 — generandi 261  
 — humoris 215  
 virtutes Dei 306  
 vis 54, 114, 250, 292, 305, 316  
 — aeternitatis 24, 130, 134, 304  
 — discretionis 287  
 — fructifera 90  
 — naturalis 134  
 visio beata 161  
 vita 23 f., 103, 191, 305, 309  
 — integra 27  
 — laeta 101, 108, 110, 146, 300  
 vitreus 319  
 vivificatio 102  
 voluntas 49, 124, 214

walderun 168  
 weitden 319  
 winda 117

zelus Dei 44, 50, 54, 232  
 zizania 86

## SACHREGISTER

**Abführen** 199 f., 253, 278  
**Adaptation** 156, 159  
**Aderlaß** 248, 253 ff.  
**Agnus Dei** 109, 120  
**Agrikultur** 85 ff., 150 ff.  
**Alchemie** 25, 87, 318, 321  
**Alteravorgänge** 150, 159, 164  
**Antichrist** 54, 120  
**Arabismus** 14, 41  
**Armut** 292  
**Asthma** 167 f.  
**Astrologie** 25, 41, 69 f., 160  
**Auferstehung** 103, 129, 133, 146, 161, 274  
**Augenleiden** 156, 164 ff., 174, 177, 207, 224, 252, 263, 282  
**Aussatz** 194, 208, 243, 247

**Badewesen** 79 ff., 257 ff.  
**Bamberger Codex** 52, 302, 320  
**Beichte** 32  
**Beseelung der Frucht** 126 f., 133  
**Beschwörungsformeln** 259 f.  
**Bier** 192, 194 f., 233, 267  
**Blase** 166, 171 f., 241  
**Blut** 91 f., 100 f., 125, 127 f., 149, 184, 189 f., 198, 209, 210, 236, 242, 253 ff., 267 f., 304  
**Brennkegel** 257

**Christus medicus** 262, 276, 294, 320

**Dämonen** 74, 120, 163  
**De causis feminarum** 187  
**De cautelis medicorum** 320  
**Defloration** 176, 185  
**Degeneration** 104, 304  
**Deontologisches** 291 ff., 320  
**Descensus testis** 138, 147  
**De secretis mulierum** 187  
**Diätetik** 189 ff., 200, 233 ff., 246, 275, 280  
**Diaeta Theodori** 275  
**Diskretion** 282, 284 ff., 299  
**Durchfall** 235  
**Durst** 190 f., 239  
**Dysmenorrhoe** 180, 186

**Edelsteine** 259, 295  
**Ehebruch** 136, 216, 218, 280  
**Ejakulation** 138, 140, 206  
**Elemente** 31 ff., 56 ff., 69, 73, 86 ff., 90 f., 99 ff., 112 f., 125 ff., 128 ff., 155, 178, 243, 261, 314  
**Embryonalentwicklung** 130 f., 178, 182

**Empfängnislnar** 42, 317  
**Engel** 35, 49, 71, 108, 110, 310  
**Enthaltbarkeit** 137, 140, 195, 279 f., 288  
**Epilepsie** 238 f., 248 f., 259  
**Erbgut** 132, 280  
**Erbrechen** 234, 262  
**Erde** 84 ff., 98, 101, 102, 106  
**Erektion** 101, 138, 141, 171, 316  
**Ermüdung** 102, 152 f., 157 f.  
**Ernährung** 189 ff.  
**Eucharistie** 161, 262  
**Eugenik** 280

**Fasten** 236, 253, 279  
**Fehlgeburt** 133  
**Fieber** 155 f., 162, 181, 192, 194, 243 f., 245 f., 268, 270 f.  
**Firmament** 56, 58 ff., 62 ff., 71 f.  
**Fische** 64, 94, 150  
**Freude** 224, 226, 280 ff., 309  
**Fürsorge** 284 ff.

**Gähnen** 221  
**Galle** 222 f., 228, 237  
**Gebärmutter** 130, 144 ff., 178 ff., 183 f.  
**Geburt** 130 ff., 178, 181 f.  
**Geburtshilfe** 182, 186 f.  
**Gedächtnis** 202 f., 278  
**Gehirn** 163 f., 166, 168, 173 f.  
**Geist, Heiliger** 70, 90, 163, 232, 261, 276, 286, 293, 305, 308, 310  
**Geister** 99  
**Geisteskrankheit** 115 f., 222, 296  
**Gelbsucht** 237, 247  
**Geschlechtlichkeit** 37 f., 212 ff.  
**Geschlechtsbegierde** 124 f., 137, 143, 204 ff., 210 ff., 214, 225, 253  
**Geschlechtsbestimmung bei der Konzeption** 208 f.  
**Geschlechtsreife** 206 ff., 213, 215, 280  
**Geschlechtsverkehr** 22, 124, 135, 138 f., 140, 142, 147, 176, 208, 211, 213, 214, 280  
**Getreideernte** 152 f.  
**Gewissen** 131, 155, 203, 206, 209, 310, 315  
**Gicht** 115, 117, 146, 172, 181, 191 f., 194, 243, 248, 258 f., 267  
**Gnostik** 25, 321

**Haare** 93, 109, 162, 174, 251  
**Harnlehre** 267 ff.  
**Hautfarbe** 263 f.  
**Hautkrankheiten** 242 f., 247  
**Heilmittel** 250 ff.

**Heilquellen** 79 ff.  
**Hernie** 170, 175  
**Herz** 91, 95, 100, 111, 167, 173, 316  
**Hirnwut** 114, 119  
**Hoden** 138, 147, 170 f.  
**Homosexualität** 216  
**Hunger** 190  
**Husten** 197  
**Hysterie** 238 f., 249

**Impotenz** 142, 171  
**Inkarnation** 22, 27 ff., 33 ff., 35, 38, 55, 129, 305, 308, 313, 318

**Jahreszeiten** 68 f.  
**Jerusalem** 188, 283  
**Jungfräulichkeit** 216, 260, 308 f.  
**Jüngster Tag** 58, 62, 67, 103, 120 f., 129, 178, 212, 321

**Katarrh** 168, 196 f.  
**Katharer** 25  
**Kleidung** 278  
**Klimakterium** 144 ff., 150, 180, 186  
**Klostermedizin** 44, 275, 291  
**Kochprozeß** 21 ff.  
**Konzeption** 124 f., 177  
**Kopfleiden** 162 f., 168, 174, 251  
**Kosmetik** 260  
**Kreatianismus** 133  
**Krebs** 117, 145, 186  
**Kriechtiere** 65, 93 f.  
**Krieg** 56, 119 f., 297

**Lachen** 224 ff., 228, 230 ff.  
**Lähmungen** 115, 199  
**Laktation** 131, 183 f., 187  
**Lapidarius** 259  
**Lebensstil** 226, 275 ff.  
**Lebenswärme** 158, 173, 210, 244, 278  
**Leber** 169, 174, 225  
**Leib-Seele-Verhältnis** 34 ff., 62 f., 73 f., 127 ff., 154 f., 159 f., 197, 201 f., 203, 221, 223, 229, 232, 237 ff., 245, 261 f., 265 f., 274, 298, 300, 303  
**Libido** 85, 124 f., 137 ff., 143 ff., 316  
**Lucifer** 49 f., 53, 120, 307  
**Luft** 56, 76 ff., 97 f., 100 ff., 112, 202  
**Lungenleiden** 167 f., 200 f.

**Magen** 32 f., 166, 170, 202 f.  
**Mahlzeiten** 189 ff., 278 f.

## SACHREGISTER

**Makrokosmos** 21, 71 ff., 89, 159, 173, 232, 313  
**Manichäismus** 25, 47  
**Mark** 152 f., 158, 204 f., 209 ff.  
**Materie** 34 ff., 90  
**Melancholie** 96 f., 220, 228, 282  
**Menstruation** 125 f., 144 ff., 150, 176 ff., 186, 255, 317  
**Mikrokosmos** 21, 73, 88, 108, 121, 157, 173, 202, 226, 304  
**Milz** 167, 169, 224 f., 236  
**Mißbildungen** 132  
**Mond** 60 f., 68 ff., 73  
**Musiktherapie** 261

**Nachgeburt** 182, 187  
**Nasenbluten** 197 f.  
**Naturheilmittel** 252  
**Nebel als Krankheitsursache** 99  
**Neuplatonismus** 20  
**Nichts** 49 f., 52 f.  
**Niesen** 197

**Oedem** 264 f.  
**Ohrenleiden** 166  
**Onanie** 138, 205, 216  
**Orgasmus** 147, 177 f., 231

**Paradies** 31, 55, 104, 225, 259, 303  
**Perversitäten** 216 ff.  
**Phlegma** 20, 94 ff., 197, 239, 268, 314  
**Physiologus** 259  
**Planeten** 61 ff.  
**Platonismus** 25  
**Potenz** 138, 141, 171, 204, 214, 291, 301, 303, 305, 307, 316  
**Pollutionen** 140, 153, 158, 206  
**Praedestinatio Christi** 313  
**Praesignatio Christi** 317  
**Prognostik** 123, 256 f., 263 ff.  
**Prophetengabe** 102 f., 108, 153, 159 f., 161  
**Prophylaxe** 290  
**Pulslehre** 266 f.

**Quellen, heiße** 258

**Rechts-Links-Verhältnis** 266 f., 319 f.  
**Regula Benedicti** 275 ff.  
**Reue** 224 ff., 231 f., 287, 318  
**Rosarium Philosophorum** 321



SACHREGISTER

Salerno 14, 41, 43, 320  
 Samen 22, 60, 92, 125, 205, 207, 225  
 Säugling 155, 182 f., 184, 187  
 Schmerz 160, 276  
 Schlaf 22, 103, 128, 152 ff., 157 ff., 191, 204,  
 211 f., 220, 272, 277 f.  
 Schröpfen 182, 256  
 Schwangerschaft 125 ff., 131 ff., 181 ff., 185 ff.  
 Schweigen 277  
 Schweiß 196, 244 f.  
 Schwimmen 183  
 Schwitzbad 258 f.  
 Selbstmord 115, 117  
 Sinne 36 f., 74, 100, 281  
 Sinn des Leidens 52 ff., 160, 276, 302  
 Sodomie 104 f., 205, 216  
 Sonne 57, 59 ff.  
 Speichel 195 f.  
 Sterne 66 f.  
 Sternbilder 63 ff.  
 Stimme 264  
 Stimmung 73, 87, 159 f., 221, 226, 261  
 Stoffwechsel 32 f., 69, 161, 175, 313  
 Stuhlgang 270, 273  
 Stummheit 116  
 Sündflut 104 f.  
 Syphilis 247

**T**eufel 63, 313, 321  
 Tod 76, 78, 121, 221, 255 f., 263, 272 f., 274, 282,  
 302  
 Toledo 14, 41  
 Training 157  
 Transvestitismus 216  
 Traum 153 f., 157, 160 f., 206, 211 f.

Traurigkeit 194, 220 ff., 227, 260, 282  
 Trinität 27 ff., 50, 55, 87, 214, 219, 304

**U**lcus cruris 175  
 Unfruchtbarkeit 179 f., 215, 261  
 Unzucht 226

**V**erdauung 189 ff., 193, 195, 199, 200 f., 233  
 Verzweigung 220  
 Veterinärmedizin 256 f.

**W**ahnsinn 163, 174, 265  
 Wein 189 f., 192 ff., 199, 200, 205, 210, 233, 250,  
 253, 256, 267, 279, 318  
 Weinbau 85, 86, 151  
 Weinen 224 f., 230 f.  
 Wertordnung des Leibes 230  
 Wille 227  
 Winde 57 ff., 72 f.  
 Witterung 57  
 Wunderzeichen 70  
 Würmer 93 f., 240 f., 246

**Z**ähne 127, 202  
 Zahnleiden 166, 174 f., 252  
 Zahnpflege 166, 252  
 Zeugung 124 f., 207 ff., 214, 301, 317  
 Zorn 222 f., 238, 242

HEINRICH SCHIPPERGES

wurde 1918 in Kleinenbroich bei Düsseldorf geboren, besuchte die Universitäten Tübingen, Düsseldorf und Bonn, wo er 1951 das medizinische Staatsexamen absolvierte und in Medizin (1951) und Philosophie (1952) promoviert wurde. Nach drei Jahren medizinischer Praxis in Bonn und Zürich habilitierte er sich 1959 für Geschichte der Medizin in Bonn und erhielt 1960 in Kiel seine Facharztanerkennung für Nerven- und Gemütsleiden. Seit 1961 leitet er das Institut für Geschichte der Medizin an der Universität Heidelberg.

# INHALT

## EINFÜHRUNG

	Seite
HILDEGARDS GEISTIGE ERSCHEINUNG . . . . .	14
HILDEGARDS WELT-BILD . . . . .	27
I. Die Bilder von Gott	
1) Gott ist Licht und Leben . . . . .	27
2) Gottes Leben wirkt im Wort . . . . .	28
3) Gottes Wort ist Werk . . . . .	29
II. Kosmos und Heilsgeschichte	
1) Adam als Urbild der Konstitution . . . . .	31
2) Johannes als Mahnbild der Destitution . . . . .	32
3) Stella Maris als Vorbild der Restitution . . . . .	33
III. Das Bild des Menschen	
1) Der Mensch als Partner der Welt . . . . .	34
2) Der Leib als Partner der Seele . . . . .	35
3) Mann und Frau als Partner . . . . .	37
HILDEGARDS NATURSCHRIFT	
Das Textmaterial . . . . .	39
Die Bewertung des Textes . . . . .	41
Die Quellen des Textes . . . . .	43
Die Bearbeitung des Textes . . . . .	45

## HEILKUNDE

1. Von der Schöpfung der Welt . . . . .	49
2. Vom Bau-Werk des Kosmos . . . . .	56
3. Von den Welt-Elementen . . . . .	76
4. Von der Bildung des Menschen . . . . .	92
5. Vom gesunden und kranken Körper . . . . .	112

	Seite
6. Wie ein Mensch wird . . . . .	124
7. Vom geschlechtlichen Verhalten . . . . .	135
8. Der Mensch zwischen Schlaf und Wachen . . . . .	149
9. Krankheiten von Kopf bis Fuß . . . . .	162
10. Von den Zuständen und Umständen des Weibes . . . . .	176
11. Von der Ernährung und Verdauung . . . . .	189
12. Vom Geschlechtsleben . . . . .	204
13. Von den Gemütsbewegungen . . . . .	220
14. Von den Stoffwechselstörungen . . . . .	233
15. Von den Heilmitteln . . . . .	250
16. Von den Zeichen des Lebens . . . . .	263
17. Von der gesunden Lebensführung . . . . .	275
18. Von der ärztlichen Fürsorge . . . . .	284
19. Von der Tugend des Arztes . . . . .	291
20. Das Bild des Lebens . . . . .	301

## ANHANG

Anmerkungen . . . . .	313
Literaturverzeichnis . . . . .	322
Personenregister . . . . .	325
Namenregister . . . . .	327
Sachregister . . . . .	330

tive aus bekommt man erst die so einleuchtenden Schlüsselbegriffe zu fassen, welche allein verständlich machen, was Ursache und Wesen der Krankheit und was die Heilung in ihrer mittelalterlichen Auffassung eigentlich bedeuten.

Dazu verhilft die tief angelegte Einführung des Übersetzers und Herausgebers, des Medizinhistorikers Heinrich Schipperges. Er zeichnet Hildegards geistige Erscheinung, erklärt uns ihre Bilder von Gott, Kosmos und Heilsgeschichte, vom Menschen als Partner der Welt und seinem Leib als Partner der Seele, kurz, er gibt uns einen Aufriß ihrer Kosmologie und Anthropologie. In einem Abschnitt über Hildegards Naturschrift gibt Schipperges Beispiele für ihr bildhaftes, physiologisches Denken. Er bewertet aber auch kritisch das vorhandene Textmaterial, stellt fehlerhafte Auflösungen von Hildegards handschriftlichen Abkürzungen richtig, scheidet unechte Teile der bisherigen Ausgaben aus, ordnet neue Fragmente ein.

So selbstverständlich es war, den Stand der neuesten Textforschungen als Ausgangspunkt für eine sachlich einwandfreie Übersetzung zu nehmen, so notwendig erschien auch eine weitere, interpretierende Übertragung aus der bildhaft gedrängten Sprache des frühmittelalterlichen Symbolismus in das mehr begriffliche Verständnis unseres heutigen Denkens. Dann erscheint das Schrifttum der großen Heiligen nicht mehr als spezialwissenschaftliches Monstrum oder eine Sammlung von Absurditäten, wie sie von der Forschung des 19. Jahrhunderts noch gesehen wurden, sondern als ein neuer Aspekt der Wirklichkeit.

